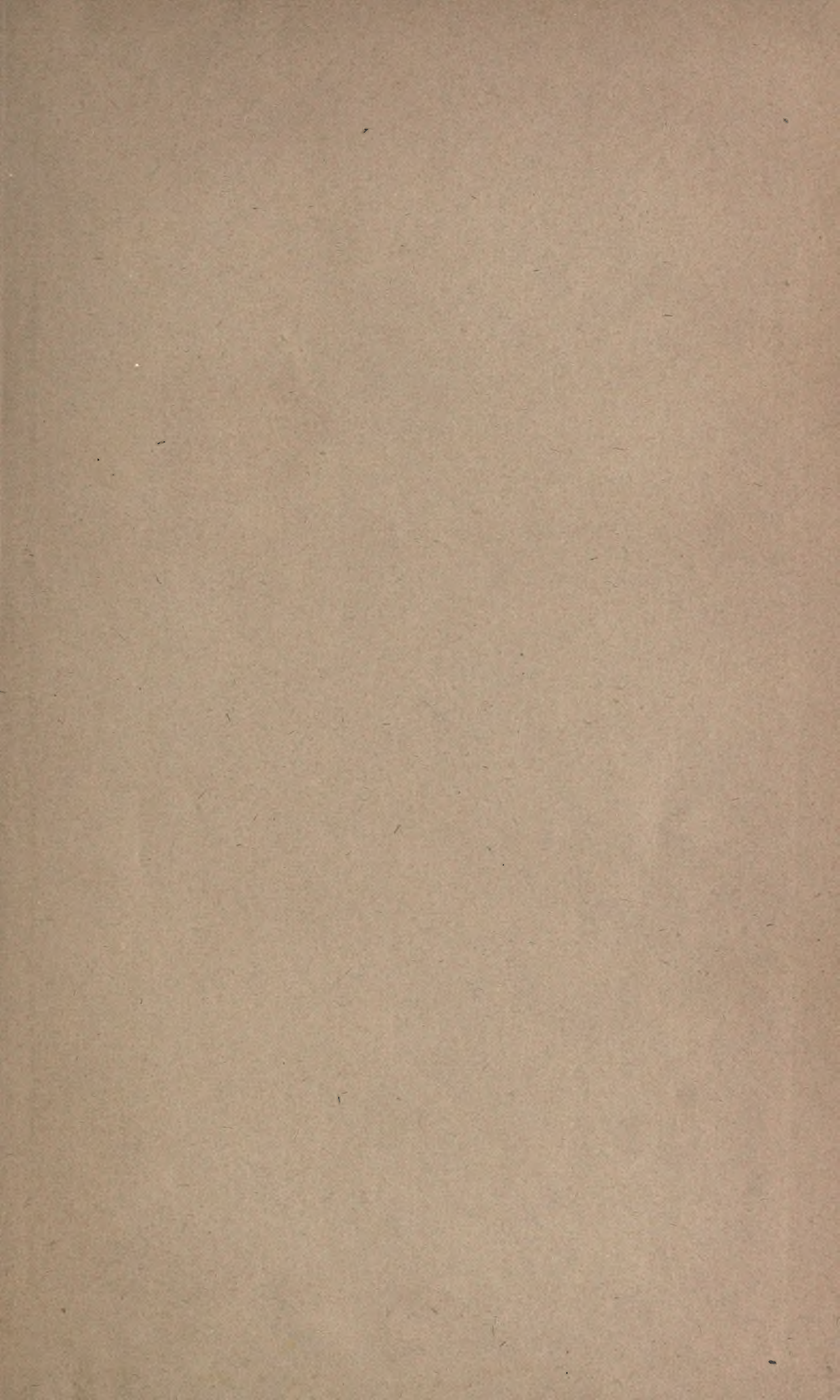








VERLAG VON W. BRAUMÜLLER, WIEN–LEIPZIG.

PHOTOGRAVURE R. PAULUSSEN, WIEN.

# Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers

1848—1902

Erinnerungen und Betrachtungen

von

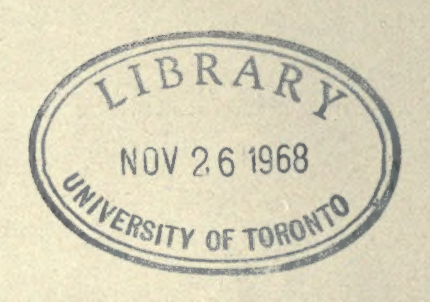
Dr. Rudolf Tyrolt

Mit einem Porträt und acht Kostümbildern






Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
1904






Druck der k. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt in Brünn.



# Vorwort.

Wenn ich die nachfolgenden Mitteilungen aus meinem Leben der Öffentlichkeit übergebe, geschieht dies nicht aus dem anspruchsvollen Grunde, als wäre meine Person und meine bescheidene künstlerische Tätigkeit einer solchen Auszeichnung wert. Aber ich habe im Laufe von dreißig Jahren, fast ausschließlich in Wien, einer Theaterstadt allerersten Ranges, wirkend, sowie auf zahlreichen Gastspielen das Glück gehabt, mit einer großen Anzahl unserer bedeutendsten und berühmtesten Berufsgenossen, mit Theaterleitern, Schriftstellern, Kunstkritikern, in näheren, oft freundschaftlichen Verkehr zu treten und hiedurch, bei persönlicher Vorliebe für Dramaturgie und Theatergeschichte, reichliche Gelegenheit gefunden, das deutsche Theaterleben in allen seinen Eigentümlichkeiten, Richtungen und Resultaten innerhalb des Zeitraumes meines öffentlichen Wirkens genau zu beobachten und hiebei Erfahrungen zu sammeln, welche vielleicht doch einem allgemeineren Interesse begegnen dürften. Die Erlebnisse und rein persönlichen Betrachtungen des einzelnen können unter Umständen wichtig werden für eine spätere objektive und gediegene historische Beurteilung unseres Theaterlebens, da die Kenntnis unmittelbarer und persönlicher Eindrücke oft zu den Grundursachen wichtiger Ereignisse führt.

So sehr ich bestrebt war, gewöhnlichem, albernem Theaterklatsch keine Aufnahme zu gewähren, habe ich es andererseits

als meine Pflicht empfunden, Personen und Ereignisse so zu schildern, wie sie meinem geistigen Auge erschienen. Ich denke nicht daran, mit meiner Ansicht und Überzeugung hinterm Berge zu halten und will kein Leisetreter sein. Den heiteren Seiten des Theaterlebens — humoristische Erlebnisse, Anekdotisches aus dem Leben interessanter Theaterpersönlichkeiten u. s. w. — glaube ich genügend Rechnung getragen zu haben.

Meine in diesem Buche niedergelegten Bühnenerlebnisse und Betrachtungen gründen sich nicht etwa auf unzuverlässige Erinnerungen oder hie und da gemachte lose Aufzeichnungen, sondern auf von mir selbst seit dreißig Jahren gewissenhaft geführte Tagebücher, in welchen ich alles, was ich erlebte und erfahren, unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehenen niederschrieb und meiner Überzeugung getreu nach bestem Wissen und Können besprach. Außer diesen Tagebüchern bildeten ein weiteres Material eine reichhaltige Sammlung von Briefen aller Persönlichkeiten, mit denen ich im Verkehr stand, Aufsätze, Kunstkritiken, Broschüren, Berichte, Theaterjahrbücher, Theaterzettel u. s. w., alles gewissenhaft und pünktlich gesammelt.

Ich habe es als etwas Selbstverständliches betrachtet, in diesen Erinnerungen von mir und meiner künstlerischen Tätigkeit eingehender zu sprechen und auch manche Erlebnisse, die sich nicht auf das Theater beziehen, mitzuteilen, wie dies ja dem Charakter einer Autobiographie entspricht.

Möge mein Buch, welches ich mit all der Liebe geschrieben habe, welche ich heute wie zu Beginn meiner Laufbahn für die dramatische Kunst und ihre Pflegestätten im Herzen trage, bei allen Freunden deutschen Theaterlebens Wohlwollen und Nachsicht finden!

Gutenstein in Niederösterreich am Ostersonntage 1903.

**Dr. Rudolf Tyrolt.**

## Mottos:

Vor die Tüchtigkeit legten die Götter den Schweiß.

(Hesiod.)

*

Wer sich nur selbst spielen kann, ist kein Schauspieler.
Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen.

(Goethe.)

*

Ihr liebt's vom Mimen schlecht zu sprechen,
Ihr Adamssöhne, nehmt's nicht so genau!
Es tragen unser aller Schwächen
Sie, die Geschminkten, ungeschminkt zur Schau.
Auch hat ein rechter Mime ohne Zweifel
Im Leibe, wie er muß, den Teufel.
Doch wer ihn kennt, wird auch von Flügeln sagen,
Die ihn am guten Tag in alle Himmel tragen.

(Wilbrandt.)

*

Talent ohne Glück,
Bleibt leider zurück.
Glück ohne Talent,
Nimmt schnell ein End'.
Beide verblüh'n,
Ohne ernstes Bemüh'n!

*

Beneidet nicht des Mimen Flitterleben,
Es ist nur Trug, sein Glück nur spannenlang,
Ein ewig stetes Sinken und Erheben,
Ein Wechselspiel von Träne und Gesang.
Wer öffentlich um Menschengunst muß ringen,
Dem wird der innere Frieden nie gelingen.

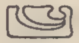


# Inhalt.


Jugend und Studentenzeit (1848—1870) . . . . . . . . . . 3
In der Provinz (1870—1873) . . . . . . . . . . . 41
Am Wiener Stadttheater (1872—1884) . . . . . . . . . . 73
Am Burgtheater (1884—1889) . . . . . . . . . . . . 191
Am deutschen Volkstheater (1889—1902) . . . . . . . . . 236

**Rollenverzeichnis:**

Olmütz . . . . . . . . . . . . . . . . 355
Brünn . . . . . . . . . . . . . . . . 356
Wien . . . . . . . . . . . . . . . . . 358



# Jugend und Studentenzeit

1848—1870.





## I.

Ich wurde am 23. November 1848 im Schlosse meines Großvaters, des Eisengewerks- und Herrschaftsbesitzers Josef Pesendorfer, zu Rottenmann in der oberen Steiermark geboren. Mein Vater, Anton Oswald Tyrolt, der Sohn eines ehrsamen Tuchmachers im deutsch-mährischen Fabriksstädtchen Zwittau, war nach vollendeten Rechtsstudien in Olmütz bei der Finanzlandesdirektion in Graz in den Staatsdienst getreten und hatte, als Finanzwachkommissär nach Lietzen im Ennstal versetzt, daselbst bald die Gelegenheit, im Pesendorferschen Hause zu verkehren. Nicht lange und er verlobte sich mit der Tochter des Gewerken, Namens Louise, seiner nachmaligen Frau, meiner Mutter. Der alte Pesendorfer, von wohlhabenden Bauersleuten stammend, war, trotzdem er nur eine einfache Dorfschule besucht hatte, durch Gediegenheit des Charakters, Ehrenhaftigkeit, tüchtigen Geschäftsgeist und unbegrenzten Wohltätigkeitssinn in Obersteiermark eine allgemein geachtete und verehrte Persönlichkeit geworden. Zahlreiche Stiftungen, wie ein von ihm erbautes und dotiertes Krankenhaus für Durchreisende, Stipendien für Studierende, reiche Dotationen für Blinden- und Taubstummeninstitute, Schulen, Kirchen und Klöster ließen in ihm den Menschenfreund erkennen und seine wohlverdiente Popularität zeigte sich darin, daß man in Kalendern wie in Schulen und Gaststuben des Oberlandes häufig neben dem Bilde des von jedem Steiermärker geliebten Erzherzogs Johann dasjenige meines Großvaters finden konnte. Ich stamme also väterlicherseits

1*

von Handwerkern, mütterlicherseits von Bauern ab. Der ausgesprochen bürgerliche Zug meines ganzen Wesens und Gehabens mag in diesen Tatsachen seinen Grund finden. Als ich seinerzeit am Wiener Stadttheater Laube hievon einmal Mitteilung machte, äußerte er: „Mit dieser Abstammung hängt unbedingt Ihre hervortretende Befähigung für bürgerliche und bäuerliche Charaktere zusammen. Also spielen Sie mir um Gottes willen keine Aristokraten — dazu taugen Sie schon von Geburt aus nicht!" Und Laube hatte recht. Wenn ich nun überhaupt von Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit sprechen darf, so wüßte ich nur von drei Dingen und Geschehnissen zu sagen. Einmal, daß ich mich dunkel entsinne, am liebsten mit altem, womöglich bereits zerbrochenem Spielzeug, zumeist am Boden unter dem Schutz einer Tischplatte sitzend, hantiert zu haben, weiters, daß ich als Kind ungezählte Male, in und aus großen Wägen gehoben, endlos lange Fahrten machte — infolge amtlicher Versetzungen erlebten meine Eltern in elf Jahren nicht weniger als acht Übersiedlungen, die nicht wie heute in bequemen Eisenbahnwagen unternommen werden konnten — und schließlich steht mir lebhaft der Tag im Gedächtnis, an welchem mein wenige Monate altes Schwesterlein Alice in Ungarisch-Altenburg zu Grabe getragen wurde.

Nach den Aussagen meiner Eltern war ich als Kind sehr lebhaft und aufgelegt zu allerhand Schabernack. In Kaschau, wohin mein Vater im Jahre 1854 als Finanzsekretär versetzt wurde, besuchte ich zum erstenmale eine öffentliche Lehranstalt, die sogenannte Trivialschule, in welcher wir Jungen, da die Bevölkerung dreierlei Sprachgebieten angehörte, die Schulgegenstände gleich in drei Sprachen, deutsch, ungarisch und slavisch lernen mußten. Die Folge war, daß wir Buben nicht ordentlich deutsch, nicht ordentlich ungarisch und nicht ordentlich slavisch sprachen.

Sonntag nachmittags war Christenlehre für uns Schulkinder. Eine halbe Stunde vor Beginn derselben rumorten wir schon in den weiten Gängen des Schulgebäudes herum und trieben Allotria, die gerade nicht die richtige Vorbereitung zu dem bevorstehenden Erbauungsunterrichte waren. An einem solchen Tage erlitt ich meinen ersten Unglücksfall. Ein heftiger Steinwurf eines Mitschülers traf mich oberhalb des linken Auges,

ich stürzte ohnmächtig zusammen und blutüberströmt trug man mich zu meinen bestürzten Eltern heim. Aus dieser ersten Kinderzeit habe ich, wie dies ja natürlich, stärkere Erinnerungen an meine lebhafte und überaus heiter veranlagte Mutter als an meinen stets ernsten Vater, der, im Dienste sehr angestrengt, sich vorläufig noch wenig um den stark an der Mutter hängenden Knaben zu kümmern brauchte. Im Jahre 1856 übersiedelten wir nach der alten Krönungsstadt Preßburg, wo wir zehn Jahre verblieben. Damals war Preßburg fast eine deutsche Stadt zu nennen. Umgangssprache, öffentliche Ämter, Schulen, Theater — alles deutsch. Hier besuchte ich noch die letzten zwei Normalschulklassen und bereitete mich sodann zur Aufnahmsprüfung in das Staatsgymnasium vor. In den Ferien 1858 unternahmen meine Eltern mit mir eine Reise nach Graz, eine Stadt, die mir schon damals so ausnehmend gut wie heute gefiel — abgesehen davon, daß sie die Hauptstadt meines lieben engeren Heimatlandes war. Dort lernte ich nun die große Verwandtschaft mütterlicherseits kennen. Mein Großvater war bereits gestorben und die ganze Familie hatte sich nach Graz gezogen. Er war zweimal verheiratet und hatte nicht weniger als neunundzwanzig Kinder hinterlassen. Da gab's Onkel und Tanten, Vettern und Muhmen und Besuche, die mir damals viel Vergnügen machten. Wie schon früher erwähnt, war ich lebhaften Temperamentes und nun war ich ein oft ungeberdiger Bursche geworden: vielleicht gerade deshalb, weil ich, sehr streng und knapp gehalten, wenig Freiheit genoß und nie allein vom Hause fortdurfte. In Graz schien ich mich gelegentlich eines Abendspazierganges auf dem damaligen großen Glacis dafür entschädigen zu wollen, denn plötzlich riß ich mich aus der Hand meines Vaters und jagte, ohne auf Ruf und Befehl meiner mir nacheilenden besorgten Eltern zu achten, sinnlos über die Wiesen dahin, in die hereinbrechende Dunkelheit hinein. Fremde Leute brachten den Deserteur schließlich in den Gasthof, in dem wir abgestiegen waren.

Nach Preßburg heimgekehrt, führte man mich eines schönen Tages in das düstere Gymnasialgebäude in der Clarissergasse, stellte mich dem Herrn Direktor Wenzel Swoboda, einem streng und unheimlich aussehenden Stockböhmen, vor, der mich im reinsten Prager Deutsch zu Fleiß und Sittsamkeit ermahnte.

Ich war — k. k. Gymnasialschüler, wie ich auf meine Arbeitshefte schrieb. Das Gymnasium war, wie alle anderen Unterrichtsanstalten, deutsch. Im Jahre 1862 bekamen wir infolge politischer Veränderungen ungarische Professoren, die, da Preßburg noch eine vorwiegend deutsche Bevölkerung besaß, in den ersten Jahren in beiden Sprachen unterrichten mußten. Für mich begann jetzt eine etwas ernstere Zeit. Mein Vater sah energisch darauf, daß ich gewissenhaft meine vorgeschriebenen Aufgaben machte und unterließ es nie, mich vor dem Schlafengehen zu überprüfen. Zwei Stunden waren täglich zu meiner Erholung bestimmt und diese durfte ich nach eigenem Gutdünken im Freien zubringen. Am liebsten ging ich nach getaner Schularbeit über die alte, rot-weiß angestrichene Schiffsbrücke, die seitdem einer stattlicheren Kollegin aus Eisen weichen mußte, hinüber in die schattigen Auanlagen oder ins Gebirge ins Studentenwaldl, dem heutigen mit bequemen Promenadewegen durchzogenen Gebirgspark. Obst und Brot in der Tasche, lagerte ich mich gern im Grase und schwelgte in der Lektüre von Hoffmanns „Erzählungen für die Jugend“. Während die meisten Schulkameraden nach den großen Wiesen hinter dem Aupark zogen, um sich am Ballspiel zu ergötzen, interessierte mich eine andere Unterhaltung mehr. Im Hauptgange zur Au standen die sogenannten „Pimperltheater“. In einem buntdrapierten rechteckigen Kasten ahmte ein Mann verschiedene Sprechstimmen nach und ließ zu diesen Dialogen im oberen Kastenausschnitt, der die Bühne vorstellte, verschiedene Puppen, die er leitete, schnurrige Pantomimen ausführen. Ein beliebtes Repertoirestück war das Erschlagen des „Juden“ durch den „Wurstel“, der für diese ruchlose Tat dann vom „Teufel“ geholt wurde. Stundenlang konnte ich vor diesen Buden stehen und diese Wurstelkomödie begaffen.

Als der Allerseelentag und mit ihm der in Österreich unvermeidliche „Müller und sein Kind“ herankam, von welchem Schauerstück ich schon von meinen Schulkameraden gehört hatte, bat ich inständigst um die Erlaubnis, das Theater zu besuchen. Damals stand in Preßburg noch das alte Schauspielhaus. Deutlich erinnere ich mich, wie ich gleich nach Öffnen der Vorhalle, in der Obst- und Beugelverkäuferinnen ihre mit Kerzen beleuchteten Stände hatten, zum erstenmale den dunkeln

Zuschauerraum betrat. Es verlegte mir den Atem, ein eigentümlicher Schauer erfaßte mich und nach und nach erst konnte ich mit Hülfe des düster brennenden Lusters die finsteren Logen, den Sperrsitzraum und das Orchester erkennen. Der sonderbare Geruch, die Bühnen- und Lampenluft, dieses mixtum compositum merkwürdigster Art, schien mich zu beängstigen. Endlich war das Theater bis zur Decke voll, es wurde mit einemmal hell und nun konnte ich den altehrwürdigen Vorhang, das alte Preßburger Schloß darstellend, bewundern. Das Stück begann. Mit offenen Augen und Ohren — und wie es damals meine Gewohnheit war — auch mit offenem Munde starrte ich unverrückt auf die Bühne. Lebhaft in Erinnerung ist mir noch die Leistung des alten Renner als „Müller Reinhold“. Dieser, später in Olmütz mein Kollege, war ein vortrefflicher Schauspieler im Fach der Intriguants; ich habe in vierzig Jahren nie mehr einen besseren Darsteller des „Reinhold“ kennen gelernt. Es kam der Akt, in dem die Geister der im nächsten Jahre Sterbenden in der Mitternachtsstunde über den Kirchhof schreiten. Mein Herz schlug gleich der Totenuhr in der erleuchteten Kapelle. Der zwölfte Schlag und die Türen sprangen auf! Lautlos schritten die Geister dahin, ich sah die weißen Gestalten, erkannte den alten Müller — dann ward mir wirr vor den Augen, ich taumelte und verbarg meinen Kopf in den Händen. Als ich wieder auffah, war der Vorhang gefallen, ringsherum gab's tränende Augen und nasse Taschentücher. Damals weinte man noch ehrlich im Theater und schämte sich dessen nicht! Aufgeregt kam ich heim. In der Nacht schrie ich auf — der alte „Reinhold“ hat mich im Traume angegrinst. Von diesem Tage an war für mich etwas Neues auf der Welt — das Theater! Müller und sein Kind! Du allerdings veraltetes, dem Aberglauben dienendes und doch mit Unrecht verlästertes Stück, das sich trotz Schimpf und Hohn auf dem Theater bis heute erhalten hat! Warum? Weil es ein richtiges, gut gemachtes und ehrlich empfundenes Volksstück ist. Als ich einmal mit Laube über Raupach und sein Allerseelenstück sprach, sagte er: „Ein Theaterstück, das solche Wirkungen erzeugt, darf nicht einfach schlecht genannt werden. Abgesehen vom Geisterakte, dieser Konzession an die damalige Richtung und Zeit, hat es

dramatisches Leben, volkstümliche Sprache und charakteristische Figuren. Freilich gehören dazu die richtigen Darsteller und ein naives, schlichtes Theaterpublikum."

Nach diesem ersten Theaterbesuch hatte ich nur ein Verlangen, eine Sehnsucht: die Schauspieler auch außer der Bühne kennen zu lernen und die geheimnisvollen Räume hinter dem großen Vorhang zu betreten. Das erstere ging wohl nicht. Meine streng bürgerlichen Eltern hatten selbstverständlich nicht die geringsten Beziehungen zu den dramatischen Künstlern der Stadt. Dieser Wunsch mußte unerfüllt bleiben und ich war schon glücklich, wenn ich einem Schauspieler zufällig auf der Straße begegnete. War dies der Fall, blieb ich stehen und starrte den Betreffenden wie eine seltsame Erscheinung an. Meine Eltern besuchten häufig das Theater und auf mein dringendes Bitten gestatteten sie mir, einmal in der Woche mitzugehen.

Einst hatte ich die Sitze für meine Eltern beim Theaterkassier abzuholen; die Kasse befand sich in einem seitwärtigen Gange, der zur Bühne führte. Ich wollte eben wieder fort, als ich laute Stimmen hörte: es waren die Schauspieler, die Probe hielten. „Wie wär's, wenn du dich auf die Bühne schlichest?" Gedacht, getan! Ich tappte im dunkeln Korridor bis zur Bühnentür, sie war angelehnt; ein matter Lampenschimmer fiel durch die Ritze. Vorsichtig machte ich sie auf, schlich vor und stand mit einem Male hinter den Kulissen. Felsstücke, Häuser, Bäume lehnten an den Wänden, Gestalten huschten hin und her und auf der Bühne draußen tanzten und sangen zehn bis zwölf junge Leute, die ein Regisseur kommandierte; beim Souffleurkasten saß ein Mann und fiedelte auf einer Geige. Ganz verloren in diesen Anblick übersah ich eine hagere lange Gestalt, die auf mich zugeschritten kam und mich hämisch fragte, was ich hier wolle? Vor Schreck und Verlegenheit stotterte ich irgend eine alberne Antwort — ein unsanfter Griff, ich fühlte mich gehoben und stand plötzlich — draußen. „Wer dort drinnen mittuen könnte" — die Fiedel klang mir noch lange im Ohr! Unter den Stücken, die ich damals kennen lernte, gefielen mir am besten die Zaubermärchen Ferdinand Raimunds. Durch den öfteren Theaterbesuch entwickelte sich bei mir der Nachahmungstrieb und ein auffallendes Kopirtalent. Sah ich ein Stück, versuchte ich sofort die Darsteller

nachzumachen und lernte mir aus dem Gedächtnis ihre Gesten und Manieren ein. Auf unserem offenen Hausgang gab ich dann Couplets und ganze Szenen zum besten, ein dankbares Publikum an den im Hofe versammelten Hausknechten, Mägden und Laufburschen des Hausherrn Spezereiwarenhändlers Fischer findend. So sang ich das Jagdlied des Valentin aus dem „Verschwender" und kopierte als „Schneider Fips" den beliebten Gast Wilhelm Knaak. Kamen meine Eltern zu solchen Produktionen unverhofft dazu, dann gab's allerdings heftiges Schelten und der „närrische Bub" wurde ob solchen Blödsinns tüchtig heruntergekanzelt. Ein Schulkamerad mit dem appetitlichen Namen Rephendl baute mit mir in meinem Zimmer einen — Hochaltar. Bei einem Zinngießer verschafften wir uns Monstranze, Kelch, Leuchter, Weihrauchfaß und Abends — wir hielten uns bei Abhaltung unseres Kirchendienstes nicht an die vorgeschriebenen Zeiten — kam ich in einem aus buntem Papier zusammengeleimten Meßgewande würdevoll dahergeschritten, voran Freund Rephendl als Ministrant. Mit Grandezza und schauerlichem Ernst ertönte aus meinem Munde das „dominus vobiscum", worauf der von meinem Blick eingeschüchterte Diener sein ängstliches „et cum spiritu tuo" erwiderte. Wir lasen auch schöne Trauermessen, mein Kirchenfundus erlaubte mir das.

Meine Nachahmungslust erstreckte sich bald auf alle Bekannte, kein Lehrer war mir heilig, selbst nicht unser gestrenger Gymnasialdirektor. Oft lieferte ich Kopien bei Tisch vor den Eltern und trotz seines Ernstes mußte mein Vater in das Lachen der heiteren Mutter einstimmen, ein Beweis, daß die Kopien gelungen waren. Es kam Weihnachten und damit ein Geschenk, das meine Neigung zum Theater wesentlich steigerte. Ein Bruder meiner Mutter lebte seit Kurzem mit seinem Töchterchen ebenfalls in Preßburg. Die diesmalige Bescherung fand in Onkel Heinrichs Wohnung statt. Hinter dem glitzernden Weihnachtsbaum stand das wertvolle Geschenk für uns Kinder, ein prächtig eingerichtetes Puppentheater mit Dekorationen, Möbeln, kurz mit dem ganzen theatralischen Apparate. Am nächsten Tage begannen wir schon „theaterzuspielen" und im Handumdrehen war ich der Direktor und erste Schauspieler. Stücke wurden gekauft, Bögen mit Theaterfiguren, die dann

von mir bemalt, ausgeschnitten und ausgesteift bald auf unsere Bühne marschierten; unser Publikum bildete der alte Josef, der Diener meines Onkels.

War ich meinem die Ruhe liebenden Vater doch zu lebhaft geworden oder wollte er dem jungen Menschen beizeiten zeigen, wie das Leben außer dem Elternhause mundet, kurz, im Jahre 1859 überraschte mich eines Tages die Nachricht, ich käme vom Oktober ab nach Wien in das gräflich Löwenburgische Piaristenkonvikt. Anfangs September brachten mich meine Eltern in das graudüstere Gebäude in der Josefstadt. Mit Schulbüchern beladen übergab mich der Rektor, ein kleines, unheimliches Männchen, einem Präfekten zur Einreihung in seine „Kamerade". Dieser Präfekt, ein lieber freundlicher Pole namens Kispersky, den ich nach dreißig Jahren zur Zeit meines Wiener Engagements im Kloster aufsuchte und als behäbigen alten Herrn wiedersah, war der einzige Lichtpunkt in der traurigen Öde dieses halbklösterlichen, halb militärischen Lebens. Er nahm sich meiner liebevoll an und tröstete den verzagten Burschen, der, aus einem Fenster des Konviktganges blickend, plötzlich seine Eltern davonfahren sah. Zum erstenmal — unter fremden Menschen!

Kispersky brachte mich zu meinen nunmehrigen Kameraden. Wie draußen in der Welt, so auch hier: zuerst tat alles fremd, nach und nach fanden sich Anknüpfungspunkte und schließlich gehörte man ganz zu den Ihren. Strenge Disziplin herrschte im Konvikt. Um sechs Uhr hieß es aufstehn, dann ging's zur Messe. Mit Schaudern denke ich an diese kalten Wintermorgen. Nach dem Frühstück die Schule. Vor und nach dem Mittagstisch, bei welchem jeden Tag ein anderer Zögling das Tischgebet sprechen mußte, eine halbe Stunde Erholung. Nachmittags wieder Schulstunden, dann bis sechs Uhr frei, im Winter verzehrten wir unsere Jause in den „Kameraden", im Sommer im Konviktsgarten. Für diese Mahlzeiten bekam jeder Zögling drei Kreuzer. Zum Ärger der Diener ließen wir uns womöglich fünferlei Sachen um obigen Betrag einkaufen. Von sechs bis acht Uhr wurden die Aufgaben gemacht und dann ging's zum Abendessen. Um neun Uhr lag alles in den Betten, schlief oder tat wenigstens so.

Für mich hat die Erziehung in Instituten immer etwas Kasernenmäßiges und nie konnte ich mich dafür erwärmen. Das junge Menschenkind wird doch mehr oder weniger als Stück, als Zahl behandelt und alles läuft auf die Gleichförmigkeit hinaus, das Individuelle wird da oft begraben. Bei einer solchen Erziehung entwickeln sich leicht die sehr beliebten Dutzendmenschen, Duckmäuser und Heuchler, höchst selten gerade, offene fest gefügte Charaktere.

Ich wurde im Konvikte nicht heimisch. Nachts, wenn ich im Bette lag und nicht schlafen konnte, überkam mich das Heimweh nach dem lieben Elternhause. Immer mächtiger, immer drängender ward dieses Gefühl, so daß ich eines Tages den verrückten Entschluß faßte, zu entfliehen. Ich wollte in der Nacht über die Konviktsgänge in die Kirche schleichen, daselbst versteckt die Morgenstunde abwarten, um dann beim Öffnen des Tors zu entwischen. Den Nordbahnhof aufsuchen und längs des Eisenbahndammes bis Preßburg laufen, dünkte mir der leichtere Teil bei Ausführung dieser Ausgeburt meiner erhitzten Phantasie. Zum Glücke kam ich nicht weit; gleich zu Beginn meines abenteuerlichen, kindischen Unternehmens rannte ich im Finstern an einen holztragenden Klosterdiener, der mich in meinen Schlafsaal zurückbrachte und dadurch allen Fluchtplänen ein Ende bereitete. Traurig und öde waren für mich die Sonn- und Feiertage. Während die meisten Zöglinge an solchen Tagen von Eltern oder Verwandten abgeholt wurden — „ausspeisen“ hieß es in der Konviktssprache — kümmerte sich um uns Fremde kein Mensch. Neidisch schauten wir armen Zurückbleibenden den glücklicheren Kameraden nach. In den Faschingstagen gestattete unser Präfekt, in den Nachmittagsstunden Theater zu spielen. Bei diesem ganz extemporierten Komödienspiel war ich natürlich am lebhaftesten beteiligt. Schneller verging die zweite Hälfte des Schuljahres; weitere Spaziergänge in die schöne Umgebung Wiens, Schwimmschule und Garten verschafften uns freie Bewegung. Das nächste Schuljahr sah mich wieder daheim. Das Preßburger Gymnasium besaß damals sehr tüchtige Lehrkräfte, die Philologen Christ und Maresch und den von seinen Schülern abgöttisch verehrten Prof. Dr. Michael Walz. Er kam als junger Lehrer aus Deutschland und konnte, als warmherziger Freund

der Jugend selbst noch ganz im Banne des herrlichen deutschen Universitätslebens, sich nicht entschließen, mit den bureaukratischen Zöpfen altösterreichischer Schulwirtschaft zu fraternisieren. Walz und Christ waren infolge ihrer liberalen Anschauungen weder bei dem Direktor noch im Kollegium der Professoren besonders beliebt. Walz war nicht bloß unser Lehrer, er wurde unser Vertrauter und Freund. Ich hatte das Glück, ihn durch zwei Jahre als Klassenvorstand zu haben und die Burschen seiner Klasse waren die bevorzugten Lieblinge; er nannte uns seine „Füchse“. Oft kamen wir auf seine Stube, die allerdings mehr der Bude eines strammen Couleurstudenten als der Behausung eines ehrbaren k. k. Gymnasiallehrers glich. An freien Nachmittagen zog er mit uns ins Gebirge oder nach dem nahen Grenzstädtchen Hainburg, sang, trank und kegelte mit uns und erzog uns auch außer der Schulbank durch anregende und belehrende Gespräche zu heiteren und warmfühlenden Burschen, die sich durch die rückhaltlose, freundschaftliche Hingabe ihres Lehrers geschmeichelt fühlten. Walz hat auf uns großen wohltuenden Einfluß genommen: er hielt uns fern von kindischen Spielen und Flegeleien, er machte uns bekannt mit guten Büchern, er weckte in uns frühzeitig den Sinn für das Schöne, für Kunst und Literatur. Wir bewahrten dem geliebten Lehrer und prächtigen Menschen — Walz lebt heute in Freiburg im Breisgau, seiner Heimat als Schulrat im wohlverdienten Ruhestande — innige Verehrung. Unter seinem Einflusse entstanden auch Freundschaftsbündnisse unter uns Studenten, die treu bis heute gepflegt wurden. So blieben mir liebe, treue Freunde meine Kameraden Florentinus Roder, als Franziskanerprior in Budapest gestorben, Paul Taller, der spätere Bürgermeister von Preßburg, mein Kollege in der Kunst Adolf Mylius, der am Hamburger Stadttheater wirkt, und vor allem mein ältester und intimster Schul- und Lebensfreund Gymnasialprofessor i. R. August Helmár.

Meine Mutter drang darauf, daß ich Gesang- und Klavierunterricht erhielt. Im Gesang machte ich erfreuliche Fortschritte: meine ausgebildete Stimme, ein hoher Bariton, kam mir später, insbesondere in den ersten Jahren meines schauspielerischen Wirkens, wo ich in Oper und Operette tüchtig mittun mußte, sehr gut zu statten. Schlechter ging's mit dem Klavierspielen.

Ein unschönes, ziemlich widerwärtiges Frauenzimmer verstand es als Lehrer, durch ihr unangenehmes Wesen einen solchen Abscheu in mir hervorzurufen, daß meine Erfolge gleich null waren.

Im Stadttheater wurden die vortrefflichen Volksstücke eines Anton Langer, Kaiser und Elmar viel gegeben, die mich außerordentlich entzückten. Das Preßburger Theater gehörte damals zu den besseren Kunstinstituten Österreichs, es wurde ganzjährig gespielt, — im Sommer in der hübschen Arena im Aupark — trotzdem ließ der Besuch viel zu wünschen übrig und die Direktoren Kottaun, Kreibig, Herrmann und Schwarz hatten tüchtig zu arbeiten, um sich über Wasser zu halten. Vorzügliche Vertreter des komischen Faches waren Josef und Max Baumann, Herr und Fräulein Renner, Lippert und vor Allem der an Nott erinnernde Charakterkomiker Seydl, der mir unendlich gut gefiel und dem ich viel verdanke. Wenn meine Eltern nach Wien fuhren, nahmen sie mich häufig mit; bei solchen Gelegenheiten besuchten wir jedesmal irgend ein Theater. Ich konnte noch Fichtner, Beckmann, La Roche, Löwe, Frau Rettich, Frau Haizinger, Ascher, Treumann, Fräulein Grobeker u. a. Künstler in ihren besten Jahren bewundern. Mitunter kamen auch Gäste nach Preßburg. So erinnere ich mich einer Aufführung von Laubes „Karlsschüler“, dargestellt von Wiener Hofschauspielern. Förster spielte den Herzog, Hartmann den Schiller, Schöne den Koch, Kirschner den Silberkalb, Meixner den Bleistift, Frau Haizinger die Generalin, Fräulein Bognar die Franziska und Fräulein Kratz die Laura. War das für mich ein Abend voll Entzücken — das war denn doch was anderes!

## II

Infolge politischer Veränderungen wurden die deutschen Unterrichtsanstalten in Ungarn aufgehoben und im Übergangsstadium sollten ungarische Lehrer vorläufig die Schulgegenstände deutsch und ungarisch vortragen, bis schließlich nur mehr die ungarische Unterrichtssprache galt. Die deutschen Professoren wurden pensioniert oder in die österreichischen Kronländer versetzt und so bekam unser altes Schulhaus mit einem Male

ganz neue Herren. Die praktische Durchführung dieser Schulneuerungen nicht abwartend, beschloß mein Vater, mich an einem deutschen Gymnasium weiter studieren zu lassen und so kam ich zum zweitenmal aus dem Haus, in das Benediktinerkonvikt nach Melk. Ende September 1861 brachte mich meine Mutter, die bei solchen Anlässen stets die Mühewaltung übernahm, in das freundlich gelegene Donaustädtchen, über welchem auf hohem Fels das stattliche Klosterstift thront. Ein Jahr brachte ich hier zu; das Leben war ähnlich wie seinerzeit bei den Piaristen, aber freier und angenehmer, da man sich auf dem Lande fühlte. Als mein Vater sah, daß durch die sprachlichen Veränderungen für die deutschen Schüler nicht allzu schwierige Hemmnisse im Studium entstanden, ließ er mich 1862 wieder in das Preßburger Gymnasium eintreten.

In diese Zeit fällt der Besuch eines Vetters und Landsmannes meines Vaters, des Rittmeisters Christ, der in der Nähe Preßburgs stationiert, nun oft in unser Haus kam. Das vierte Dragoner-Regiment kennt und ehrt ihn noch heute in der Erinnerung als „Vater Christ“, der als Major in Pension in Enns, mitten unter seinem Regiment lebend, dort seine Tage beschloß.

Christ wurde seinerzeit als Gemeiner assentiert, brachte es bis zum Wachtmeister und wurde nach dem ungarischen Feldzuge Offizier. Vom Hause arm, ein Bürgerlicher unter damals durchwegs hocharistokratischen Kavallerieoffizieren, war es kein geringes Kunststück, sich so zu behaupten, daß er vom ganzen Regiment geachtet und verehrt wurde. Ich lauschte gerne seinen Erzählungen militärischer Abenteuer oder wenn er mir die Flucht Kaiser Ferdinands nach Innsbruck, bei welcher das Regiment die Begleitung abgab, ausführlich schilderte. Als er Kommandant der Infanterie-Equitation in Preßburg wurde, hatte er die Güte, mir auf seinem prächtigen Fuchsen „Royal“, dem im 66-er Feldzuge eine preußische Kugel den Garaus machte, Reitunterricht zu erteilen. Christ, beim Ansturm auf die Höhen von Nachod schwer verwundet und in den Ruhestand getreten, besuchte in späteren Jahren von Enns aus oft seinen ehemaligen Reitschüler, wenn dieser am Landestheater in Linz Gastspiele absolvierte. Die Ferien 1862 brachte ich in Begleitung

meiner Mutter im väterlichen Heimatsort, im mährischen Weber-städtchen Zwittau, zu. Auch da gab es Verwandte in großer Zahl. Der sonst selten vorkommende Name Tyrolt wird hier von vielen Familien geführt. Zwittau war und ist heute noch eine stramm deutsche Stadt, die Bewohner dieser Grenzgegend um den Schönhengst herum — einst der Sitz der Hermanduren — ein kerniges, gerades, selbstbewußtes Völkchen. Wir wohnten bei einem Schwager meines Vaters, dem Tuchmacher Müller, einem gemütlichen alten Herrn, der für die Allotria, die ich in Haus, Garten und Städtchen trieb, gütige Nachsicht hatte. In Zwittau erzählt man heute noch, wie ich beim Schützenfeste mit bald gefundenen Gesinnungsgenossen mit Schiebkarren durch die ganze Stadt fuhr, um Reisig zu holen. Nachts stand ich stets beim Fenster, bis der Nachtwächter kam mit Hellebarde und Horn, die Stunden ausrief und gar liebliche Stückeln blies. Auch eine verschwundene Figur aus guter alter Zeit!

Anfangs Oktober betrat ich also neuerdings als Schüler der fünften Klasse das Preßburger Gymnasium und studierte hier weiter bis zur Maturitätsprüfung, die ich im Jahre 1866 ablegte. Mit meinen Fortschritten waren Eltern und Lehrer zufrieden und die Vorurteile, die manche deutsche Familie gegen-über den neuen ungarischen Lehrern anfänglich haben mochte, schwanden in Bälde. Als erster Direktor fungirte der Bene-diktinerpriester Chrysostomus Krueß, später Erzabt von Martinsberg, ein fachgelehrter und wohlwollender, vornehmer Charakter. Von unseren Professoren blieben mir in wertvoller Erinnerung der alte Kolmár, an dem ich schon damals meine deutsch-ungarischen Dialektstudien machen konnte, die jungen Philologen Svábу und Dávid, der ehemalige Marinearzt und Geologe Dr. Zlamál, der in späteren Jahren als Politiker bekannte Weltpriester Zimandy. Unser Liebling war Gabriel Szarvas, welcher bald unser „ungarische Walz“ genannt wurde; ein genialer Zigeunerkopf und eine Künstlernatur, die Jugend liebend, leichtlebig für alles Ideale begeistert, pedantisches Wesen und Muckerei gründlich hassend. Szarvas trug Latein vor und — Gesang! Szarvas, der vor einigen Jahren als erblindetes Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest starb, war eigentlich derjenige, der mich veranlaßte, mich nicht

bloß für das Theater zu interessieren, wie ich bis dahin getan, sondern auch auf dem Theater zu spielen.

Die freien Zeiten wurden weniger, die Schularbeiten mehrten sich und ein alter Zeichenlehrer namens Audássy raubte mir noch manche Ferialstunde mit seiner Kunst, die ich ihm mit geringem Talente ablernte. Meine Gewohnheit, laut zu sprechen, die gewiß schon manchem zartbesaiteten Ohr, im Leben und auf der Bühne, nicht ganz angenehm sein mochte, datiert vom Umgange mit diesem alten, sehr tauben Lehrer, der immer jedes Wort verstehen wollte.

Bei unserem Hausherrn Großhändler Fischer gab es im Winter Tanzkränzchen, zu denen auch ich herangezogen wurde und ich galt bei den schmucken Damen bald als angenehmer „leichter" Tänzer.

Das Frühjahr 1863 brachte uns einen neuen Hausgenossen, den ältesten Bruder meines Vaters. Onkel Franz war seines Zeichens Tuchmacher. Als es mit der Tuchmacherei in Zwittau allgemein abwärts ging und er das Elend vor der Türe sah, entschloß sich der bereits 40-jährige Mann, um seine Familie erhalten zu können, als Tagschreiber bei dem k. k. Steueramte Preßburg einzutreten. Inmitten junger Leute saß nun der ehemalige Tuchmacher im Amtsbureau, allgemein „Vater Franz" tituliert. Er kam beim Kaiser um die Altersnachsicht ein, machte die Steueramtsprüfung und brachte es infolge seiner Tüchtigkeit noch in seinen alten Tagen zum Steuereinnehmer erster Klasse. Seine Familie kam später; vorläufig hatten ihm meine Eltern ein Zimmer überlassen. Onkel Franz, ein heiterer, launiger Spaßvogel, wurde bald mein Intimus und wir beide brachten unsere freien Stunden im Hause und auf Spaziergängen stets zusammen zu. An diesem alten Onkel, der mit seinem goldenen Humor mich die Lichtseiten des Lebens erkennen lehrte, hing ich mit größter Liebe.

Eine halbe Stunde außer der Stadt hatte die uns befreundete Familie Madarassy eine Pottaschefabrik. Mit den Altersgenossen des Hauses herumtollend, rannten wir über ein Brett, das den Sudraum überbrückte, ich machte einen Fehltritt und stürzte in den Laugenkessel, aus dem mich ein Arbeiter, durch das Jammergeschrei meiner Kameraden aufmerksam gemacht,

glücklich herauszog. Ohnmächtig brachte man mich in die Meierei, wo ich mich nach einigen Stunden so weit erholte, daß ich mich gegen Abend in ausgeliehenen Kleidern heimbegeben konnte. Tags darauf verfiel ich in ein schweres Fieber. Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß ich auch in frühester Kindheit zweimal in Todesgefahr schwebte. Als Wickelkind befand ich mich mit meiner Mutter in einer strengen Winternacht in Obersteiermark in einem Glaswagen, der, in einen Hohlweg abstürzend, umschlug. Durch die Glasscheiben hinausgereicht, trug mich schreienden Balg ein Wegmacher eine halbe Stunde in der grimmigkalten Winternacht bis zum nächsten Dorfe. Ein zweitesmal stürzte ich samt einer auf offenem Gange im ersten Stock aufgestellten Leiter in den gepflasterten Hof hinab, wobei ich bald verblutet wäre.

Meine mir im Leben treu gebliebene Leidenschaft für die Bücherei verdanke ich dem Umgange mit einer jüdischen Familie, deren Oberhaupt mich zuerst mit den Klassikern der Literatur bekannt machte, in mir die Freude am Lesen weckte und den Grund zu meiner heute bei 4000 Bände zählenden Bibliothek legte. Ein Schulkamerad von mir war der Sohn des Antiquars Siegmund Steiner. Der Buchladen, ein altes, unansehnliches Gewölbe, lag dem Gymnasium gegenüber am Beginne der Preßburger Judenstadt. Zuerst war ich in den Laden gekommen, um Schulbücher zu kaufen, dann auch um Bücher aus der Leihbibliothek zu holen. Hiebei lernte ich den Chef des Hauses kennen, einen milden, freundlichen, leider blinden Mann. Er wollte ursprünglich Rabbiner werden. Ein jähzorniger Lehrer schlug ihm das linke Auge aus, das gesunde wurde später durch Studieren und vieles Nachtlesen derartig angestrengt, daß es ebenfalls seine Sehkraft verlor und der in den besten Jahren stehende Mann um das Augenlicht kam. Stundenlang saß ich im Laden bei dem Blinden, der sich gerne mit mir unterhielt und mein Wissen förderte, indem er mir so manches aus seinem reichen Geistesschatze zuteil werden ließ. Hier lernte ich einzelne Schriftsteller kennen, wie den Übersetzer der Fritjofssage Baron Laimburg und den Romandichter Quaglio. Der sentimental angehauchte Laufbursche Moritzl, ein armer Verwandter der Familie, war das Urbild für meinen „Schmock“ in Freytags „Journalisten“.

Wie schon früher erwähnt, brachte mich mein Klassenlehrer Szarvas in nähere Beziehung zur Schauspielkunst. Zum Namensfeste unseres allbeliebten Direktors arrangierte er im sogenannten Odeum, dem großen Saale des Gymnasiums, eine Theatervorstellung, bei welcher Männer- und Frauenrollen von Gymnasiasten dargestellt wurden. Ein Podium war vorhanden, durch Subskription kam eine Summe zusammen, für welche Dekorationen gemalt, Garderobe und Requisiten ausgeliehen werden konnten. Die Gymnasialjugend, von der Idee Szarvas' entzückt, drängte sich dazu, irgend eine Beschäftigung bei dieser Vorstellung zu bekommen. Szarvas war natürlich Direktor und Regisseur des Unternehmens. Um Deutschen und Ungarn gleiche Rechnung zu tragen, bestimmte er für die erste Aufführung — und dieser Modus wurde auch für spätere Vorstellungen beibehalten — ein ungarisches Lustspiel „A partütök" (die Rebellen) von Karl Kisfaludy und ein deutsches, aus dem Ungarischen desselben Dichters übersetzt: „Der Geizhals." Da unser Theaterchef mein lebhaftheiteres Temperament zur Genüge kannte, mitunter auch von mir komische Vorträge gehört hatte, übertrug er mir die komische Hauptrolle, den Bedienten des Geizhalses. Da man auf den Proben mit meinem Spiel sehr zufrieden war, sah ich dem 26. Januar 1863, dem Abend meines ersten öffentlichen Auftretens, mit ziemlichem Selbstvertrauen entgegen. Unter den Mitwirkenden im deutschen Stücke finden sich einige bekannte Namen. So spielte den „Geizhals" der Oberinspektor der königlich ungarischen Staatsbahnen, Hauser, 1902 gestorben, den Liebhaber „Karl" der Musikgelehrte und Kunstkritiker Batka, Stadtarchivar in Preßburg, „Judith," die Damenrolle, wurde von dem gegenwärtigen österreichisch-ungarischen Botschafter in Washington, v. Hengelmüller, dargestellt und als „Schauspieler Schnellfuß" figurierte Klotzberg, der Gemeinderat und eifrige Förderer der Touristik in Wien. Ein aus den besten Kreisen der Stadt geladenes Publikum, die Angehörigen der Mitwirkenden, der Lehrkörper und die Schüler der zwei obersten Klassen waren erschienen. Beim ersten Auftreten schallte mir bereits das Gelächter des Publikums über mein komisches Aussehen entgegen und bald fand ich den Mut, meine Rolle mit ausgelassener Laune zu Ende zu führen; nach jedem

Abgange erhielt ich stürmischen Beifall. Der Festabend verlief ohne Störung. Direktor Krueß und seine Gäste hatten sich prächtig unterhalten und als er beim Verlassen des Saales meine Eltern erblickte, rief er ihnen scherzhaft zu: „Geben Sie acht — der lauft noch einmal unter die Komödianten!“ Mit gelindem Entsetzen vernahm mein Vater diese erste Prophezeiung. Noch lange sprach man in der Stadt von der überaus gelungenen Studentenvorstellung und darf ich wohl erwähnen, daß mein Name nicht unter den letzten der Mitwirkenden genannt wurde. Weitere Aufführungen fanden dann noch im Juli sowie am Jahrestage der ersten, am 26. Januar 1864, statt. Stets hatte ich als humoristischer Darsteller außergewöhnlichen Erfolg und hörte damals oft von Bekannten, es wäre unrecht, wenn ich mich nicht der Bühnenkunst widmete. Mit dem Erscheinen eines neuen Direktors und der Berufung Szarvas an die Budapester Hochschule nahm unser Theaterspiel ein jähes Ende. Niemand war darüber froher als meine Eltern, denn ich phantasierte viel zu viel vom Theater, obgleich mich diese Schwärmerei nicht abhielt, meinen Schulpflichten gewissenhaft nachzukommen. Unmittelbar nach der zweiten Vorstellung bekam ich den Scharlach und die Krankheit schien einen schlimmen Verlauf zu nehmen. Unser Hausarzt wünschte ein Konsilium. Es kam der Ordinarius des Wiener allgemeinen Krankenhauses und schüttelte bedenklich das Haupt; ich wurde von beiden Ärzten aufgegeben. Meine guten Eltern waren natürlich in Verzweiflung. Drei volle Tage lag ich im hitzigsten Fieber, phantasierte nur vom Theater und sang die Arie vom „Prinzen von Arkadien“, während meine liebe Mutter, am Bettrande knieend, für das Leben ihres einzigen Kindes betete. Mein Professor, der ehemalige Marinearzt Dr. Zlamál, hörte, daß es mit mir sehr schlecht stünde und erbat sich von meinen Eltern die Erlaubnis, ein letztes, allerdings drastisches und gewagtes Mittel zu versuchen, das er beim Scharlach schon einigemale mit Glück angewendet hatte. Der resolute Schiffsarzt ließ eine Wanne mit Eis füllen, wickelte mich in größter Fieberhitze bewußtlos Liegenden in ein Leintuch und legte mich auf das Eisbett. Nach wenigen Minuten hob er mich heraus — ich hatte die Augen offen und war zum Bewußtsein gekommen.

Mit dem Studententheater war es also vorbei, es kamen die letzten zwei Schuljahre, die Matura winkte von weitem, da verging uns die Laune und wehmütigen Herzens gedachte ich des schönen, rasch entschwundenen Komödienspieles.

In den Ferienmonaten 1864 machte ich mit meinen Eltern eine Reise in die Heimat. Längere Zeit hielten wir uns in Graz auf, wo ich zahlreiche Ausflüge in die schöne Umgebung der steirischen Hauptstadt unternahm und auch die beiden Theater, künstlerischer geführt als das Preßburger, häufig besuchte. Mir gefiel insbesondere das treffliche Spiel der Herren Guido Lehmann und Darnaut, des Vaters unseres bekannten Wiener Malers, und der Frau Meergarté-Wahlmann, die ich anläßlich meines Gastspieles am kgl. Hoftheater in Stuttgart im Jahre 1899 noch als Kollegin begrüßen konnte. Von Graz ging's ins Oberland, nach meinem Geburtsstädtchen Rottenmann. Hier gab's für mich Unterhaltung in Hülle und Fülle. Ich wurde ein passionierter Kegelschieber; Almpartien, Jagden und Ausfahrten ließen mich bald das Theater vergessen. Im eifrigen Studium verbrachte ich die beiden letzten Gymnasialjahre. Der bevorstehenden Kriegsgefahr halber wurde im Jahre 1866 die Maturitätsprüfung zwei Wochen früher abgehalten und dann das Gymnasium geschlossen. Der für uns Österreicher so unheilvolle Feldzug war im Gange und in wenigen Tagen hatte sich in Böhmen ein Stück Weltgeschichte abgespielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Königgrätz zogen die zerstreuten Heeresabteilungen über Mähren, durch die kleinen Karpathen in das Waagtal und dann gegen Preßburg, um daselbst die Donau zu überschreiten und sich vor Wien zu sammeln. Die Eisenbahnbrücke über die March war gesprengt worden und wer von Preßburg fort wollte, mußte den gleichen Weg nehmen wie unsere Truppen. Mein Vater war zu Beginn des Jahres als Finanzrat in Pension gegangen und gewillt nach Graz zu übersiedeln, wo ich die Universität besuchen sollte. Da es hieß, daß sich die beiderseitigen Heere gegen Preßburg bewegten und es hier zu einer Schlacht kommen dürfte — am 22. Juli war das Gefecht bei Blumenau und unmittelbar vor der geplanten Besitznahme Preßburgs durch die Preußen trat der Waffenstillstand ein — packten meine Eltern das Allernötigste in einige

Koffer, während unsere Möbel und sonstigen Habseligkeiten in der Verwahrung unseres Hausherrn blieben. Wir wollten, wie unser Militär, über die Schiffbrücke auf das rechte Donauufer und mit einem Wagen über Kittsee in Parndorf die Raaber Bahnlinie erreichen, um dann über Wien nach Graz zu kommen. Das ging aber nicht so leicht. Vorläufig wurde die Brücke durch sechs Tage nur für die Truppen in Beschlag genommen. Wir Studenten saßen während dieser Woche stundenlang beim Brückenkopf und betrachteten das interessante Getriebe, das sich Tag und Nacht vor unseren Augen abspielte. Ein mir unvergeßliches Bild voll Jammer und Elend!

Die breite Preßburger Schiffbrücke war durch eine lebendige Kette von Pionieren der Länge nach in zwei Wege geteilt. Rechts stand eine Tafel: „Für Infanterie, Wagen, Transporte," auf der linksseitigen las man: „Kavallerie, Artillerie." Schier endlos war der Hinübermarsch der abgehetzten Soldaten. Dabei fortwährendes Schreien, Rufen, Kommandieren, ein Gelärm und Gerassel ohne Ende. Und wie sahen unsere armen Soldaten aus! Ein Trupp Infanterie, zusammengewürfelt aus Leuten von verschiedenen Regimentern, darunter wieder Jäger und Artilleristen, die von ihren Geschützen versprengt worden waren, die Farbe der Aufschläge durch Regen, Staub und Kot unkenntlich gemacht, viele Leute ohne Kopfbedeckung oder den Kopf mit Tüchern eingebunden. Hinterdrein Wagen mit Gewehren, Tornistern u. dgl., obenauf Marodeure liegend. Eine große Ochsenherde passierte die Brücke, das Vieh abgemagert, erschöpft, über und über mit Kot bedeckt, in unbeschreiblichem Zustande. Als der lebende Proviantzug auf der Brücke infolge einer Stockung Halt machen mußte, lagen sofort alle Tiere vor Ermattung auf dem Boden. Soldaten trieben das Vieh, mit Knütteln schlugen sie auf die Tiere los, um sie zum Aufstehen und Weitermarsch zu bringen; einzelne Stücke, die verendeten, warf man sofort in die Donau. Jetzt kommt eine Militärkapelle, traurig lassen die Leute Köpfe und Instrumente hängen. Den trostlosesten Eindruck machte die Artillerie. Mannschaften ohne Geschütze, Pferde mit aufgebundenen Strängen, Lafetten, aber keine Kanonen! Viele Unteroffiziere hatten an der Brust Stalllaternen hängen, die bei den Nachtmärschen von Mähren durch

die Wälder herüber dringend nötig waren. Alles kopfscheu und nur den einen Gedanken verfolgend, über die Donau zu kommen. Ein böhmischer Artillerist, den ich frug, wo die Preußen beiläufig ständen, deutete mit hastigen Geberden nach rückwärts und rief in einem fort: „Kummen schon, kummen schon.“ Beim Brückenkopf gab's ein Stoßen, Drängen, Zanken und Schreien, dem niemand Einhalt tun konnte. Von Disziplin und Subordination wird unter solchen abnormen Verhältnissen auch schwer die Rede sein können. Ich war Augenzeuge, wie ein General, in einem Bauernwagen fahrend, in den Weg für die Kavallerie einbiegen wollte, um schneller hinüber zu kommen. Eben hinübertrabende Husaren bedeuteten mit nichts weniger als respektvollen Bemerkungen dem Kutscher, er möge sich nicht unterstehen, hier einzulenken. Der Herr General machte zwar ein böses Gesicht, schien es aber doch für zweckmäßiger zu halten, seinen Zorn zu beherrschen und sich der vorgeschriebenen Marschordnung zu fügen. An einem der letzten Tage, bevor die altertümliche Schiffbrücke auf militärischen Befehl in Abteilungen nach Komorn hinunterschwimmen sollte, passierten auch wir sie in einem slowakischen Bauerngefährt und fuhren gegen Parndorf zu. Wehmütig blickten wir auf die liebe alte Krönungsstadt zurück, die wir in banger Ungewißheit über ihr Schicksal bald aus den Augen verloren. Zwei Stunden hinter Kittsee kamen wir in einen Trupp Sachsen hinein, die uns bereitwillig vorfahren ließen. In Parndorf trafen wir zufällig unseren lieben Vetter und Freund Rittmeister Christ als Verwundeten, der nach Wien transportiert wurde. Die Bahnstation sah wie ein großer Lagerplatz aus. Österreichisches und sächsisches Militär wartete auf die Einwaggonierung und vertrieb sich die Zeit mit Ausbessern der Monturen, Reinigung und Instandstellung der Waffen. Welch ein Lärm, als unsere Soldaten einsteigen durften, alle Sprachen klangen durcheinander; ruhig und still ging es bei dem Zuge zu, in dem den Sachsen Platz angewiesen ward. Mit freundlicher Erlaubnis der Offiziere durfte mein Vater als kaiserlicher Beamter auch den Militärzug benützen und so kamen wir nach einer endlos langsamen Fahrt in später Nacht nach Wien. Nach eintägiger Rast ging's weiter nach Graz, wo meine Eltern nun dauernden Aufenthalt nahmen.

Eine lange Reihe von Jahren hatten wir in Ungarn zugebracht. Wir waren gern dort, fühlten uns wohl und zufrieden, trotzdem mein Vater der „Finanz“ angehörte, also einer Branche im Staatsdienste, die sich nicht immer, am allerwenigsten damals in Ungarn, besonderer Beliebtheit erfreute. Wir fanden treffliche Menschen, liebe, gute Freunde, die uns bis heute, insbesondere mir, dem oft in Ungarn gastierenden Künstler, stets die wärmste Sympathie und Anteilnahme entgegenbrachten.

## III.

In Graz gestaltete sich mein Leben als das eines flotten Universitätsbürgers freier und abwechslungsreicher. Durch die zahlreiche Verwandtschaft kam ich in Bälde mit vielen Grazer Familien in Berührung, wurde zu Unterhaltungen und Ausflügen eingeladen und begann an dem geselligen Verkehr mit männlichen und weiblichen Altersgenossen regeres Interesse zu nehmen. Ich lernte eine stattliche Zahl junger hübscher Mädchen kennen und vorübergehende Neigungen waren bei meinem lebenslustigen Naturell bald auf der Tagesordnung. Es kam zur Inskription auf der Universität. Wie oftmals ein Vater es gerne sieht, wenn der Sohn denselben Beruf ergreift wie er, geschah es auch bei mir. Ich sollte und mußte Jura studieren. Ich bekenne offen, ich habe an diesem Studium eigentlich nie die richtige Freude gehabt. Das bezeugt auch ein Stammbuchblatt aus dem Jahre 1883, geschrieben von meinem hochverehrten Rechtslehrer Hofrat Demelius, mit dem ich in späteren Jahren in Wien freundschaftlich verkehrte: „Daß Sie das corpus juris nicht zu fesseln vermocht, darüber ist heute vollkommen beruhigt und höchlichst erfreut Ihr alter Freund und einstmaliger Pandektenlehrer Demelius.“

Ich war also Jurist. Mit einem feierlichen Hochamte wurde am 1. Oktober 1866 das Studienjahr eröffnet. Wir Studenten des ersten Semesters standen auf dem Universitätsplatz und interessierten uns lebhaft für den Aufzug des Rektors, der Dekane, des Pedells und der Stabträger, alle im Ornate. In

den ersten vier Semestern, in welchen noch nicht positives Recht gelehrt wird, fand ich an dem mehr der historischen Seite zuneigenden Fachstudium entschieden größeren Gefallen als später. Pünktlich besuchte ich die Kollegien und durch mehrfache Colloquienzeugnisse konnte ich meinen Vater von meinem Fleiß überzeugen. Ich hörte bei Demelius und Tewes römisches, bei Maaßen Kirchenrecht, außerdem interessierten mich lebhaft die philosophischen und geschichtlichen Kollegien des alten Herbartianers Nahlowsky und der Professoren Bischof und Weiß. Letzteren nannten wir den „Geschichtsweiß“ im Gegensatz zu seinem Kollegen vom Strafrecht, dem „Strafweiß“, von welch' letzterem ich noch zu erzählen haben werde. Der Geschichtsweiß las die französische Revolution; sein Kollegium war enorm besucht. Weiß war klerikal und hatte eine Weltgeschichte geschrieben, die er in zwei Abschnitte teilte, in die Zeit vor und nach Christus. Sein Vortrag war fesselnd, seine geschichtliche Detailkenntnis fabelhaft groß.

Seinen Vortrag würzte er mit anekdotischem Beiwerk, das er in seinem gemütlichen schwäbischen Dialekt mit viel Humor zum Besten gab. Als er im Jahre 1870 beim geschichtlichen Rigorosum mein Prüfungskommissär war und man damals in Universitätskreisen schon von meinem künftigen Berufe wußte, frug er mich schmunzelnd, unter allgemeiner Heiterkeit der Prüfungskommission: „Nun, mein lieber Herr Kandidat, was wissen Sie uns zu sagen — über das Theater der Chinesen?“

Gleich zu Beginn des Semesters schlug ich mich zu den Couleurstudenten und ward Burschenschafter, der ich bis zum heutigen Tage geblieben bin. Anfangs bei der „Styria“, ward ich später „Armine“. Das Couleurleben blühte damals in Graz. Burschenschaften und Korps gab's genügend und wie meist in mittleren Universitätsstädten bildete der Student einen wichtigen und angesehenen Faktor im gesellschaftlichen Leben. Ein nicht Farben tragender, mit Politik, Wissenschaft und Kunst sich ernstbeschäftigender Studentenbund war der „Orion“, aus dem Männer wie Strohal, Hugelmann, Scherübel u. a. hervorgingen. In der Kanzlei des Advokaten Dr. Kotzmuth, eines intimen Freundes meiner Eltern, verbrachte ich täglich zwei Stunden als Mundant und Volontär, um auch praktisch für

den mir zugedachten Advokatenberuf vorbereitet zu werden. Im Laufe der Universitätsjahre vergrößerte sich zusehends meine Bibliothek, da ich meinen stattlichen Mundantengehalt von monatlichen zwanzig Gulden ausschließlich zum Ankauf von neuen Werken verwendete. Daß ich weder als Student noch als Schauspieler am Caféhausleben Gefallen fand, verdanke ich in erster Linie meiner Bücherliebhaberei.

Gegenüber der alten Grazer Universität lag das landschaftliche Theater. Vor dem Haus der Wissenschaften sammelten sich zum Bummel die Studenten, drüben im lauschigen Theatergarten saßen die Schauspieler. Diese unmittelbare Nähe der beiden Gebäude hatte für mich entscheidende Folgen. Erich Schmidt schrieb mir einst: „In der Stadt Graz, wo auch ich lesen und schreiben lernte, das erste Schauspiel angestaunt und den akademischen Anlauf genommen habe, sind Universität und Theater benachbart. Mir ist gar wohl erinnerlich, wie Sie in derselben Zeit, da ich ungeduldig von der Schulbank weg unter die freien Burschen trachtete, eine Art Amphibiendasein führten. Aber schon sah man Sie seltener bei den Kommilitonen im Schatten des alten Kollegienhauses als drüben unter dem Mimenvölkchen an der Pforte des Theatergartens. Halb zog es ihn, halb sank er hin, und ward nicht mehr gesehen — hüben, nachdem er sich schnell und rühmlich noch den Doktorhut aufgestülpt. Sie folgten Ihrem Beruf. Musensohn, Musenjünger sind Sie geblieben. Sie sind Commilito im Dienst des Schönen, des Wahren. Sie sind noch Student und bleiben es immer als ein im Geist lebender und strebender Künstler.“

Wie in diesen freundlichen Zeilen geschildert, hatte die unbezwingliche Anziehungskraft des Theaters bewirkt, daß ich mit einzelnen Schauspielern, bald mit dem ganzen Theatervölkchen bekannt wurde.

In Graz war damals die Stammkneipe für Studenten, junge Doktoren und Professoren, Künstler und Theaterfreunde die „Pastete“ in der finsteren Sporgasse, musterhaft geleitet vom alten Herbergsvater Deininger. Hier verkehrte ich mit den Schauspielern Lehmann, Mitterwurzer, dem originellen Heldentenor Kaminsky, Buchholz, Hablawetz und dem komischen Kauz Theatersekretär Mucha. Bald am Tisch der lustigen Künstler, bald an der

Tafelrunde junger Advokaten, unter denen der Westfale Dr. Rintelen das Wort führte, sitzend, vergingen die Abende voll Lustigkeit und Laune, Gesang und Humor und jeder Besucher aus damaliger Zeit gedenkt mit Freude der schönen frohgeselligen „Pastetenzeit“.

Was meinen Theaterbesuch anbelangt, wurde von mir das vornehmere landschaftliche Theater bevorzugt. Über alle an dieser Bühne in den Jahren 1866 bis 1870 aufgeführten Stücke führte ich ein gewissenhaftes Diarium und entwickelte in demselben ein strenges Kritikertalent.

Von meinen Grazer Verwandten besuchte ich am häufigsten Tante Pia, mit einem Stiefbruder meiner Mutter verheiratet. Ihre beiden reizenden Schwestern Leonie und Margot, mit denen mich seit jener Zeit innige Freundschaft verbindet, waren wohl die Magnete, die den jungen Neffen so oft ins Haus zogen. Mein liebster Onkel Fritz Pesendorfer ehelichte später die ältere der beiden Schwestern und ich verbrachte im Hause des für alles Ideale und Schöne warm begeisterten Mannes, der leider im besten Alter starb, glückliche und angenehme Stunden. In regem Verkehr stand ich auch mit dem Dichter und österreichischen Stabsoffizier Friedrich Marx, einem Schwager meiner Eltern. Im Herbst gab es stets vergnügte Tage in den steirischen Weinbergen meines lieben Kanzleiherrn Dr. Kotzmuth, der bei derartigen Ausflügen den strengen Chef beiseite schob und mit uns jungen Leuten heiter und fröhlich war. In seiner lieben Familie weiß man noch heute von katzenjämmerlichen Weinbergsnächten zu erzählen, in denen Chef und jüngster Schreiber der armen Hausfrau große Angst und Plackerei machten. Verschiedene studentische Festlichkeiten wie die Eröffnungskommerse, die Feier der Vervollständigung der Grazer Universität durch die Einverleibung der medizinischen Fakultät, solenne Leichenschmäuse, Aufzüge und Spritzfahrten gaben dem jungen Couleurbruder mannigfache Anregung und Einblick in Sinn und Wert deutschen Burschenlebens. Große Kämpfe gab es in der Aula bei Einführung des „Universitätsballes“, für den, im Gegensatze zu dem bisher üblichen „Juristenball“, alle Couleurstudenten sich tapfer einsetzten. Es kam zu stürmischen Szenen mit der Finkenschaft, die nur durch das Dazwischentreten des Rektors

ihr Ende fanden. Unter meinen Couleurbrüdern bleibt mir der ewig heitere und zu den tollsten Studentenstreichen stets bereite Oberösterreicher Michel Schoßthaler, heute Notar im Waldviertel, in fröhlicher Erinnerung. Ich will nicht verschweigen, daß er bei so manchem tollen Ulk in mir seinen treuesten und verwegensten Genossen fand. So lebte ich mitten im lebhaften Getriebe einer dreifachen Geselligkeit, in den Familien, im Burschenkreise und in der Theaterwelt. Unter den damals in Graz wirkenden Schauspielern war der interessanteste der junge männlich schöne Friedrich Mitterwurzer. Nicht nur ich, auch fast die ganze Grazer Damenwelt schwärmte für den jugendlichen Sonderling und Liebhaber. Wenn er nach den Proben durch die Alleen des Glacis spazieren ging, blieb man stehen und verfolgte den allgemeinen Liebling mit freundlichen, oft auch sehnsüchtigen Blicken. Seine Haupterfolge errang er im modernen Schau- und Lustspiel. Als er zum erstenmale den Franz Moor spielte, trommelte das Studentenparkett die etwas verrückte Leistung aus. Aber nicht nur das Publikum, auch Mitterwurzer selbst war von diesem tragischen Versuche nichts weniger als erbaut. Nach der Vorstellung rannte er mit mir durch die dunklen Alleen und schrie den ihn beschwichtigen wollenden Kunstjünger an: „Reden Sie nichts, ich war einfach scheußlich, scheußlich!“ Der vornehme Charakterspieler Lehmann, der alte Väterspieler Mayer und mein späterer Fachkollege Martinelli, denen ich so manchen wertvollen Wink und Ratschlag über das Bühnenleben verdanke, bildeten meinen Theaterumgang.

Im Jahre 1867 kaufte mich mein Vater vom Militärdienst los und ich konnte ruhig meine Studien fortsetzen. In Graz existierte seit geraumer Zeit ein Liebhabertheater im Hause des Fräuleins v. Teutschenbach. Die selbst sehr talentierte Dame spielte leidenschaftlich gern und war eine vorzügliche Vertreterin des komischen Mutterfaches. Nach schauspielerisch veranlagten Kräften fahndend, machte Stadtsekretär Feill, der mich in der „Pastete“ kennen gelernt hatte, Fräulein v. Teutschenbach auf mich aufmerksam. Gleichzeitig bekam ich eine Einladung, im Theater der Grazer Ressource mitzuwirken. Mit Freuden ließ ich mich hier und dort engagieren. In den Frühlingstagen konnte man mich schon um fünf Uhr früh —

ich war mein Lebtag ein passionierter Frühaufsteher — auf den Promenaden des Schloßbergs, in die Studienhefte vertieft, finden. Zu Pfingsten unternahm ich mit meinen Eltern und der Familie Kotzmuth einen Ausflug nach Triest. Ich sah zum erstenmale das Meer! Die wenigen Tage wurden ordentlich ausgenützt zur Besichtigung der Stadt, des Hafens, des Lloyd-arsenals und der Schulfregatte „Bellona“. Leider konnten wir das herrlich gelegene Miramare nicht besuchen, da zu dieser Zeit die unglückliche Kaiserin Charlotte sich dort aufhielt. Auf der Heimfahrt wurde der übliche Abstecher in die Adelsberger-grotte gemacht.

In den großen Ferien ging's nach altem Studienbrauch per pedes apostolorum durch Obersteiermark und das Salz-kammergut nach München. Diese zwanzig Tage dauernde aben-teuerliche Fußtour, die ich mit dem Juristen Scherübel und dem Mediziner Alter machte, brachte uns viel Anregung und Vergnügen.

Mit dem dritten Semester rückte die rechtshistorische Staats-prüfung heran, welche von dem im ersten Jahre sorgloser dahin-lebenden Studenten größere Anstrengungen verlangte. Trotzdem blieben Universität und Theater die Brennpunkte meines damaligen Lebens. Nach fleißigem Studium gab es für mich nur eine Erholung, den Theaterbesuch, den mir Direktor Kreibig in liebenswürdiger Weise frei gab. Wenn Gäste kamen, fehlte ich nie. Ich sah so Ludwig Dessoir, Emil Devrient, Dr. Grunert, Josef Wagner, Löwe, Meixner und Kraftel in ihren Glanz-rollen. Zu meinen bisherigen Theaterbekannten kamen noch das liebenswürdige Ehepaar Egli, er Sänger, sie Schauspielerin; die Schauspieler Stritt und Gebauer, ein berühmter Maskenmacher, der mich erfolgreich mit den Geheimnissen der Schminkkunst vertraut machte. Der schon früher erwähnte Heldentenor v. Kaminsky, nebenbei bemerkt der erste „Tannhäuser“ in Wien, war der humorvolle Praeses unserer Gesellschaft. Von seiner Laune gibt ein Ausspruch Zeugnis, den er bei einer Lohengrinaufführung dem Direktor Kreibig gegenüber tat, als dieser ganz aufgeregt nach dem ersten Akte auf die Bühne stürzte und rief: „Kaminsky, Sie sind ja heiser — soll ich annoncieren?“ Darauf der Sänger: „Lassen Sie nur — sie werden's schon merken!“

In der bekannten Grazer Familie Reiningshaus gab's einen Theaterabend, dessen Inszenierung mir anvertraut wurde. Die „deutschen Kleinstädter“ wurden aufgeführt und ich bewahre noch heute das Gedenkbuch, das mir die mitwirkenden Damen Elise Schreiner, Paula Wolf, heute Frau Dr. J. Magg, Isabella v. Kaiserfeld, Luise und Adele Reininghaus, heute Frau Dr. Püffl und Frau Dr. Hebra, mit ihren Bildnissen verehrten. Schauspieler Lehmann machte mich mit dem damals in Graz domizilierenden Berliner Theaterdirektor und berühmten Raimundkopisten Franz Wallner, sowie mit dem angesehenen Porträtmaler Prinzhofer bekannt. Letzterer erzählte mir eine heitere Episode aus dem Familienleben Erzherzog Johanns. Prinzhofer sollte die Gräfin, die Gemahlin des Erzherzogs, malen und die hohen Herrschaften besprachen mit dem Maler bei Tisch die Wahl des Kleides; da es Meinungsverschiedenheiten gab, ruft plötzlich das kleine Söhnchen, der nachmalige Graf von Meran: „Malen's die Mutter nackt!“ — Tableaux! Mit dem Dichter und Rhapsoden Jordan, der mehreremale in Graz erschien und an dessen herrlichem Organ ich mich nicht satt hören konnte, kam ich nach seinen Rezitationen oft zusammen. Bei einem Ausfluge des akademischen Gesangvereines nach Übelbach, wo wir im gastlichen Hause des Gewerken Zeilinger fröhliche Tage verlebten, lernte ich unseren heimatlichen Komponisten Schmölzer kennen, der von Kindberg, wo er ständig lebte, herübergekommen war. Nach der im Juli mit Auszeichnung abgelegten rechtshistorischen Staatsprüfung verlebte ich den Sommer in der oberen Steiermark und traf bei einem Ausflug nach Aussee im Dorfwirtshause bei Untergrimming mit P. K. Rosegger zusammen, der von Irdning herübergewandert war. Ich hatte bereits von dem jugendlichen heimischen Volksdichter gehört und gelesen; diese Begegnung führte zu einem langjährigen freundschaftlichen Verkehr. Rosegger, der in Graz merkwürdigerweise die Handelsakademie besucht hatte, kam oft zu mir und befriedigte seinen heißen Lesedrang aus meiner Bibliothek. Ich erinnere mich, wie er Schiller mit Begeisterung verschlang, während er mir die „Harzreise“ Heines bald zurückbrachte und nichts weiter mehr von dem ihm wenig zusagenden Dichter lesen wollte.

In den schweren Tagen des Abschiedes vom Elternhause war mir Rosegger ein liebevoller, teilnehmender Freund. Nach Olmütz, meinem ersten Engagement, schrieb er mir aufmunternde herzliche Briefe. In einem solchen schilderte er mit Laune die „sehr gelehrte“ Familie Roseggers: „Meiner Einzigen schreibe ich gar keine Briefe. Meinen Eltern schreibe ich so kurz als möglich, weil sie geschriebene Worte sehr schwer entziffern. Meine Mutter kann nur in einem großgedruckten Gebetbuch lesen, mein Vater kennt von allen Buchstaben bloß das i, weil es ein Tüpfelchen hat und damit brüstet er sich, daß er in den Büchern auch was kennt! Mein Bruder kann gar seinen Namen schreiben, meine Schwester kann diesen Namen schier zur Hälfte auch lesen.“

In Studentenkreisen beschäftigte man sich schon längere Zeit mit der Gründung eines akademischen Lesevereines. Versammlungen und Sitzungen wurden abgehalten und nach vielen Mühen und Hindernissen erreichten wir endlich unser vorgestecktes Ziel. Am Hauptplatz ober dem ehemaligen Café Polarstern wurden drei geräumige Zimmer gemietet und zu unserem Zwecke eingerichtet. Zu seinem gedeihlichen Fortbestande brauchte aber der akademische Leseverein eine größere Kapitalssumme. Eine Bibliothek sollte angelegt werden und hiezu reichten natürlich die Mitgliederbeiträge nicht aus. Der Ausschuß, dem auch ich angehörte, plante zunächst mehrere Studententheatervorstellungen. Das Arrangement derselben wurde einstimmig mir übertragen und ich entwickelte nunmehr als Direktor, Regisseur, Darsteller, ja selbst als Souffleur und Garderobier eine fieberhafte Tätigkeit, die allerdings durch das treffliche Gelingen der Vorstellungen reich belohnt wurde. Über hundert Studenten standen in zahllosen Proben unter meinem Theaterscepter und alle wetteiferten mit mir in Fleiß und Lust, das Unternehmen zu gutem Ende zu führen. Einen wackeren Hauptmitarbeiter fand ich in dem cand. jur. v. Kaiserfeld, der große schauspielerische Ehren einheimste. Wir führten „Wilhelm Tell“ und „Wallensteins Lager“ sowie mehrere heitere Einakter auf. Die Grazer Tagespost schrieb darüber: „Von den Mitwirkenden sind namentlich zwei Herren: stud. jur. Tyrolt und cand. jur. v. Kaiserfeld, die mit seltener schauspielerischer

Begabung und mit ausgezeichneter Bühnengewandtheit in „Wallensteins Lager“ die Partien des Wachtmeisters und des Kapuziners, im Lustspiel die komischen Charakterrollen zur Zufriedenheit des gesamten Publikums durchführten, zu erwähnen.“ Die Damenrollen hatten Berufsschauspielerinnen übernommen, darunter Frau Minna Wagner, meine spätere Kollegin am Wiener Stadttheater, und die junge Gattin Mitterwurzers. Weit über zweitausend Gulden konnten dem Leseverein zugeführt werden. Es war wohl natürlich, daß durch diese Dilettantenerfolge meine Liebe und Neigung zum Bühnenberufe abermals gesteigert wurde und ich machte mich im geheimen nun mehr und mehr mit dem Gedanken, Berufsschauspieler zu werden, vertraut. Die trockene Schreiberei in der Advokatenkanzlei, die langweilige Vortragsmanier so manches Herrn Professors verleideten mir bald vollends die Juristerei. Unter diesen Professoren gab es einen unbewußt heiter wirkenden, den Strafrechtslehrer Weiß, allgemein „Strafweiß“ genannt. Der liebe alte Herr, von seinen ihm herzlich zugetanen Hörern sehr verehrt, besaß entschieden dramatisches Talent und seine lebhafte Phantasie riß ihn oftmals zu direkter Darstellung seines Gegenstandes hin, die zwerchfellerschütternd wirkte. So erinnere ich mich seiner stets in Emphase vorgetragenen Beispiele bei den Fällen der „Kindesweglegung“ und des „Totschlages“. Strafweiß begann: „Eine arme Frau hat ein Kind! (gerührt) ein liebes kleines Kind! (Er fabriziert aus seinem roten Taschentuche eine Puppe.) Sie herzt es, sie küßt es, sie drückt es an ihre Brust (Weiß tut dies alles gewissenhaft mit der Puppe und hat sich hiebei vom Stuhl erhoben), aber (ein Seufzer) sie kann es nicht behalten — (düster) sie ist eine Bettlerin! Da (mit heftiger Geberde zur Stirne) kommt ihr die Idee, das Kind zu verlassen. (Leise klagend:) An einer Kirchentüre legt sie das arme Würmchen nieder. (Der Professor legt seine Taschentuchgredl am Rande des Katheders nieder.) Tränen im Aug' nimmt sie von ihrem Liebsten Abschied — sie geht! (Weiß macht einige Schritte.) Da — (mit starker Stimme) erwacht in ihr (schreiend) das Muttergefühl mächtiger als je, sie stürzt hin (er tut es), reißt das Kind an sich .....“ und alles dies spielt Weiß und begleitet seinen Vortrag mit blutigernsten

Mienen und Geberden. Oder wenn er den „Totschlag" schilderte: Eine Jagd ist im Gange (voll Heiterkeit), das Jägerherz hüpft vor Freude — ein Hirscherl saust heran, der Jäger schnell legt's Gewehr an — da — ruft's (mit gellendem Ton) „nicht schießen!" — aber der Jäger in seiner Aufregung — sieht und hört nur das Wild — Puff! (mit Grabesstimme) ein Treiber liegt in seinem Blute.

Daß wir Zuhörer die größte Mühe hatten, während dieser Schilderungen das Lachen zu verbeißen, wird man begreiflich finden.

Da ich wohl wußte, daß mein Vater, wenn er überhaupt seine Zustimmung zu meinem heimlich erwählten Berufe geben sollte, unbedingt auf dem regelrechten Abschluß der Universitätsstudien bestehen würde, faßte ich den Plan, in den letzten Semestern außer den vorgeschriebenen juridischen Vorlesungen noch je zwei Kollegien in der philosophischen Fakultät zu hören, um im letzten Jahre nach Ablegung der drei Rigorosen den philosophischen Doktorgrad zu erwerben. Im Herbst 1870 hoffte ich bei tüchtigem Studium alles absolviert zu haben und sah mich schon im Traume in der Wintersaison auf irgend einem Theaterzettel prangen. Nur zu bald gab es in meinem Elternhause darob trübe Stunden. Ich war endlich mit meinem ernsten Entschlusse, Schauspieler zu werden, herausgerückt, und fand, wie erwartet, bei Vater und Mutter, insbesondere aber bei ersterem, den heftigsten Widerstand. Meine gute Mutter, die ihrem Manne gehorchte und ihren Sohn unendlich liebte, machte daher eine recht traurige Zeit durch. Stumm saßen sich bei den Mahlzeiten Vater und Sohn gegenüber, und kam es ab und zu zur Berührung des strittigen Themas, dann hatte meine arme Mutter vollauf zu tun, die erhitzten Köpfe halbwegs zu beruhigen. Mit schmerzlicher Wehmut denke ich heute an diese kummervollen Stunden, die ich damals meinen ja nur für mein Glück besorgten Eltern bereitete. Nach dreißig Jahren, nach meinen Erfahrungen im Theater- und Künstlerleben finde ich es nur zu sehr begreiflich, wenn Eltern mit Bangen der Zukunft ihrer Kinder entgegenblicken und alles versuchen, um sie von den unsicheren, schwierigen oft gefährlichen Wegen des Künstlerlebens, die nicht selten zu bitterer Enttäuschung führen,

abzulenken. In der Kunst heißt es: Alles oder nichts, die Mittelmäßigkeit zählt nicht und soll nicht zählen. Wer es nur zu einer Mittelstufe bringt, ist wahrlich nicht zu beneiden. Welch große Rolle spielt außerdem bei uns Künstlern das Glück! Nebst Talent und Fleiß der wichtigste, nicht zu unterschätzende Faktor im Bühnenleben. Ich weiß es aus Erfahrung, daß Freund Mitterwurzer recht hatte, als er mir einst schrieb: „Die kleinen Götter des Zufalls müssen uns dienen, Gelegenheiten müssen kommen, die wir mit Klugheit und Kraft zu benützen verstehen müssen — Glück! Glück müssen wir haben. Wie oft ist dies förderlicher als die ehrlichste Arbeit!"

Ein halbes Jahr dauerte der Kampf mit meinem Vater; ich mußte ihn allein zu Ende führen, denn niemand, weder von meinen Verwandten noch von den Freunden unseres Hauses, stellte sich auf meine Seite. Endlich, als mein Vater einsah, daß es ihm unmöglich war, mich von meiner Neigung zum Theater abzubringen, erhielt ich gegen seinen Willen, nur durch meine Zähigkeit abgerungen, seine Zustimmung, mußte aber versprechen, unter allen Umständen vorher das Doktorat zu machen und mich nicht in Graz engagieren zu lassen. Beide Bedingungen habe ich erfüllt. Ich glaube, Schauspieler Lehmann, ein in Graz angesehener und auch von meinen Eltern sehr geschätzter Künstler, Maler Prinzhofer und Direktor Franz Wallner haben bei einer Zusammenkunft meinen Vater zu meinen Gunsten umgestimmt. Meinem Berufe opferte ich auch die Liebe zu einem Mädchen, das sich infolge der Einflußnahme ihrer Angehörigen nicht entschließen mochte, die Gattin eines Schauspielers zu werden.

Nachdem ich die Sommerferien 1869 bei den lieben Familien Rothauer und Ruard in Kärnten und Krain verbracht hatte, begann eine Zeit der Anstrengung aller meiner Kräfte, um das vorgesteckte Ziel bis zum nächsten Herbst sicher zu erreichen.

Um diese Zeit lernte ich im Hause Franz Wallners Professor Vogt kennen, der in Graz mehrere Vorlesungen hielt. Nachdem ich bis Mitte Juni glücklich zwei Rigorosen absolviert hatte, ging ich auf die Suche nach einem Engagement. Der mir befreundete Grazer Journalist Dr. Riedel empfahl mich dem in der

Theaterwelt allgemein bekannten und beliebten Direktor Ignaz Czernitz, der, nachdem er mit dem unglückseligen Thaliatheater in Graz, einem ehemaligen Zirkus, nicht reussiert hatte, das halbjährige, aber immerhin gute Stadttheater in Olmütz leitete. Mit der Entscheidung über meine künftige Lebensbahn nahm ich Abschied von der Kotzmuth'schen Kanzlei; trotz des eintönigen Mundantentagwerkes, das höchstens dadurch eine Abwechslung erhielt, daß man ab und zu als Pfandanweiser bei gerichtlichen Pfändungen figurierte, denke ich gerne zurück an das kleine Stück Bureauleben. Unter dem Seniorat eines alten Vetters unseres Chefs saßen da drei Jahre friedlich zusammen zwei sonst feindliche Couleurstudenten, der Korpsbursche Franz Steiner, vor kurzem als Oberstaatsanwalt gestorben, und meine Wenigkeit, der Burschenschafter. Dr. Matthäus Kotzmuth war mir bis in sein hohes Alter ein wohlwollender, treuer Freund geblieben.

In der Villa des Theaterdirektors Kreibig am Grazer Rosenberge brachte den Sommer die geniale Komikerin Josefine Gallmeyer zu, wenige Häuser weiter, in der Nähe des von uns Studenten stark frequentierten „Kreuzelwirts“, thronte der Nestor des Hofburgtheaters, der hochbetagte Ludwig Löwe. Da ich bei Kreibigs verkehrte, lernte ich die „fesche Pepi“ mit ihrem sprudelnden ausgelassenen Humor, mit ihrer seltenen, an Leichtsinn streifenden Herzensgüte und mit ihrer die Mitmenschen oft in peinliche Verlegenheit bringenden klassischen Aufrichtigkeit schon damals näher kennen. Ebenso wurde ich mit Löwe bekannt, der es liebte, junge Leute, insbesondere Kunstjünger, um sich zu haben. Der kleine untersetzte Mann war ein elementar wirkender Schauspieler. Ich hatte nur mehr Gelegenheit ihn in einigen Heldenväterrollen bewundern zu können, aber die Theatergeschichte weiß von ihm genug Rühmendes zu erzählen. Er besaß in seinem hohen Alter noch ein Feuer, ein Temperament, um das ihn mancher jugendliche Kollege beneiden konnte. Löwe war ein Kraftmeier und großer Schimpfer vor dem Herrn. Zu tollen, originellen Streichen stets aufgelegt, gehörte er jener leider entschwundenen Zeit an, wo die Schauspieler noch stolz darauf waren, richtige Komödianten im guten Sinne des Wortes zu sein. Gabillon hatte manches

von Löwes Wesen. Mit uns Studenten verkehrte Löwe gerne, schob auch mit uns Kegel, aber die Kugeln des Kreuzelwirts schienen ihm viel zu klein. Er ließ neue schwere kaufen — wir nannten sie ihm zu Ehren die Löwenkugeln — und kein Mensch brachte diese Kolosse bis zum Kegelkranz hinaus. Oft erzählte er uns von seiner abenteuerlichen Schlittenpartie, die er einst zum allgemeinen Gaudium mit mehreren Freunden in Rodaun im Monate Juli machte. Theater und Schauspieler bildeten seinen Gesprächsstoff. Als er von den geschlossenen Zimmerdekorationen auf den Pariser Theatern hörte, hielt er diese neue Einrichtung für albern und unpraktisch. „Wie soll man denn da sein Stichwort hören?“ meinte er und lobte sich die offenen Kulissengänge. Das feindliche Verhältnis Löwes zu Laube nicht kennend, sprach ich einmal bei Tisch den unvorsichtigen Wunsch aus, in die Schule des berühmten Burgtheaterdirektors zu kommen. Jetzt war der Teufel los! Mit einem Satz sprang Löwe in die Höhe, warf seinen Fez, den er stets als Hauskappe trug, voller Wut auf die Erde und schrie mich an: „Junger Mensch, sind Sie verrückt? Sie wollen zu diesem ....“ und nun kollerte aus seinem Munde eine Reihe von Kosenamen, von denen jeder einzelne Anlaß zu einem regelrechten Ehrenbeleidigungsprozeß gegeben hätte. Mit meiner Laubeschwärmerei hatte ich ihm das ganze Essen verdorben. Nach Tisch promenierten wir zumeist im Garten. Plötzlich schaut er mich scharf an, deutet mit seinem langen Tschibuk auf den Rasen und sagt: „Junger Mensch, mach' Er mir einen Purzelbaum!“ Als ich entgegnete, daß jetzt, nach einer ausgiebigen Mahlzeit denn doch wohl nicht die richtige Zeit zu solchen Turnübungen wäre, höhnte er mich aus und machte ernstliche Anstalten, mich zu beschämen, indem er selbst das Kunststück ausführen wollte. Mit vieler Mühe hielt ich den seine Kraft überschätzenden Greis von solch törichtem Beginnen zurück. Sehr schlecht war Löwe auf manchen jüngeren Kollegen zu sprechen; auf die Günstlinge Laubes hatte er es besonders scharf. Bekannt ist sein Urteil über einen jungen Charakterspieler: „Das ist ein Schokoladenmacher, der Kerl hat zwei Model, drin modelt er seine dramatische Schokolade!“ Manchmal kam er in das landschaftliche Theater hinab und saß dann auf der Bühne in der ersten Kulisse.

Gefiel ihm ein Darsteller nicht, begann er so laut zu tadeln, daß ihn der Inspizient aufmerksam machen mußte, die Vorstellung nicht zu stören.

Unter den Theatergästen dieses Sommers erschien auch die reizende Soubrette Minna Wagner, später Frau Überhorst, die uns jungen Theaterenthusiasten schier die Köpfe verdrehte. Mehrere Verehrer, darunter der jetzige Generalmusikdirektor v. Schuh in Dresden, und ich brachten der lustigen Künstlerin unter ihren Fenstern ein solennes Ständchen, wofür wir mit Blumen und Blumentöpfen beworfen und in die Flucht gejagt wurden. Anläßlich ihrer Gastspiele machte ich auch die Bekanntschaft Teweles, des Tenoristen Wachtel und der Tragödin Klara Ziegler. Im August und September bereitete ich mich in Rottenmann zum letzten Rigorosum vor, das ich am 5. Oktober 1870 mit Ehren bestand. In diese Zeit fällt mein häufiger Verkehr mit dem originellen prächtigen protestantischen Pfarrer in Wald, Senior Kotschy, den ich in späteren Jahren noch oft mit der Geschichte des „aus dem Waggon geworfenen Kleiderbündels“ erheiterte. Kotschy und ich fuhren nämlich einst zusammen gegen Leoben zu. Er hatte in Rottenmann Gottesdienst gehalten und sein kirchliches Gewand nebst anderen Sachen in einem schwarzen Pack mit in Waggon. Da sein Pfarrhaus ziemlich weit von der Station Wald entfernt liegt, bat er mich bei dem ersten Wächterhause jenseits der Station, ruhig sein Gepäck aus dem Fenster zu werfen, der Wächter wisse schon darum und bringe es ihm dann ins Haus. Wie Kotschy gewünscht, so geschah es. Beim ersten Wächterhaus flog der schwarze Sack hinaus. Eben wollte ich mich wieder setzen, da ertönt die Notpfeife des Zugführers, der Train beginnt langsamer zu fahren, schließlich bleibt er stehen und Kondukteure kommen auf den Trittbrettern bis zu meinem Coupé heran. „Hier war's!“ ruft der Kondukteur. „Es soll ein Mann aus dem Waggon gesprungen sein!“ herrschte mich der Zugführer an. Jetzt war's an mir, klein beizugeben; ich erzählte den Sachverhalt und bekam eine gottlob nicht allzu scharfe Rüge. Dem Herrn Pfarrer von Wald aber wurde bedeutet, die Bahnwächter nicht mehr als Packträger in Anspruch zu nehmen.

Der furchtbare Krieg zwischen Deutschland und Frankreich

gab auch bei uns in Graz wie im Oberlande Stoff zu heftigen Diskussionen. Das Jahr 1866 war noch nicht verschmerzt und neben den Anhängern der deutschen Sache gab es noch viele Franzosenfreunde. Die Gefangennahme Napoleons wurde von uns Deutschgesinnten bei einer festlichen Kneipe in der „Pastete“ gefeiert. Doktoren, Studenten, Bürger, Schriftsteller und Künstler hatten sich zahlreich eingefunden. Reininghaus, Pastor Schulz und Zimmermann, der Herausgeber der „Freiheit“, hielten zündende Reden, deutsche Lieder wurden gesungen, die Begeisterung und Jubelstimmung war eine derartige, daß die alten Männer uns junge Bursche küßten und umarmten.

Nach dem dritten Rigorosum stand nun nichts mehr meinem Eintritte in den Schauspielerberuf im Wege. Am 6. Oktober fand meine Promotion zum Doctor philosophiae statt und abends gab's in der „Pastete“ einen urfidelen Doktorschmaus, bei welchem meine ehemaligen und meine künftigen Kollegen, Studenten und Schauspieler mich und meine Zukunft in humoristischen Toasten feierten. Während dieser letzten Wochen ging es in meinem Kopf kunterbunt durcheinander, die letzten Studien für das Rigorosum, die Proben zu meinem ersten Debutabend am landschaftlichen Theater, Besuche bei Verwandten, Theaterkritikern, Professoren und Freunden, Besorgungen und Schreibereien, mein Olmützer Engagement betreffend, — es waren aufgeregte Tage, die schließlich glücklich überwunden wurden.

Am 8. Oktober 1870 war das landschaftliche Theater, obgleich am selben Abende im Thaliatheater der beliebte Komiker Felix Schweighofer sein Benefiz hatte, in allen Räumen gefüllt. Der Statthalter, der Rektor, die Dekane, viele Professoren waren erschienen, alle meine Kommilitonen, die Couleurbrüder in voller Wichs, hatten sich eingefunden, um mich bei meinem ersten Gange auf der heißen Bretterwelt zu begrüßen. Stürmisch empfangen, hatte ich bald meine Ruhe gewonnen und mit übermütiger Laune spielte ich die komischen Hauptrollen in den drei Einaktern: „Sein Freund Babolin,“ „Ein delikater Auftrag“ und „Müller und Miller“. Achtzehnmal — meine im Parkett sitzende Mutter hatte die Hervorrufe gewissenhaft gezählt — wurde ich an diesem Abende gerufen; selbstverständlich

galten diese weniger dem Künstler als dem scheidenden Kommilitonen, den die ausdauernde Studentenschaft nicht oft genug heraustrommeln konnte. Mein Vater hatte es nicht über sich gebracht, die Vorstellung zu besuchen. Er befand sich aber in der Nähe des Theaters und als er vom heimkehrenden Publikum Lobesäußerungen über das Spiel seines Sohnes vernahm, eilte er, wenn auch nicht glücklich, doch beruhigt heim. Tags darauf gaben mir die befreundeten Grazer Schauspieler einen solennen Entenschmaus, bei welchem Regisseur Roll den „dramatischen Lehrbuben" als „Komödienmachergesellen" freisprach. Grazer und Wiener Zeitungen berichteten einstimmig über den ersten glücklichen Schritt des Kunstjüngers und Franz Wallner prophezeite mir im Wiener Fremdenblatt, er werde mich bald an einer Wiener Bühne wieder finden. Vorläufig war ich für die Saison 1870/71 zu Direktor Czernitz nach Olmütz engagiert und am 11. Oktober abends 9 Uhr verließ ich das teure Elternhaus.

Den letzten Tag verbrachte ich daheim bei meinen mir gute Ratschläge und wohlmeinende Lehren ans Herz legenden Eltern. Meinem Vater, meiner sonst so heiteren Mutter wurden die Stunden dieses Scheidens ebenso schwer wie mir, der ich einer ungewissen Zukunft entgegenging. Reichliche Tränen flossen und ich erkannte, welch großes Opfer mir die Liebe meiner Eltern brachte, indem sie meinem Willen nachgaben. Sie und Freund Rosegger allein begleiteten mich zur Bahn. Meine frohe Kindheit, meine schöne Studentenzeit versanken vor meinem geistigen Auge, wirre Zukunftsbilder tauchten empor. Der Ernst des Lebens war an mich herangetreten.

# In der Provinz

1870—1872.





# I.

Eine schlaflose Nachtfahrt brachte mich nach Wien. Im Laufe des Vormittags suchte ich Freund Hablawetz auf, der mittlerweile an die Hofoper gekommen war; wir verlebten den Tag in Hietzing, den Abend im Opernhause, das ich vor der Vorstellung in allen Räumen besichtigen durfte. Zum erstenmale sah ich ein großes Ballett: „Flick und Flock.“ Nach dem zweiten Akte kam es zu einer kleinen Demonstration. Als im Hintergrunde die Stadt Paris erschien, applaudierten einige Logeninsassen in auffälliger Weise; ein lebhaftes Zischen des Parterres und der Gallerie war die Antwort.

Am nächsten Morgen ging es weiter nach Olmütz. Die heimatlichen Berge waren lange entschwunden und die mährische Ebene wirkte auf meine etwas gedrückte Stimmung nicht erhebend. Auf dem Bahnhofe in Olmütz empfing mich mein Doppelkollege Dr. Ludwig Kaser, der ebenfalls die Juristerei im Stiche gelassen, um Schauspieler zu werden. Er und seine liebe Frau, meine ältesten Freunde beim Theater, hatten für mich beim Bäckermeister Hein ein kleines Mansardenzimmer gemietet und sorgten in liebenswürdiger Weise für den neueintretenden Kameraden. Sparsamkeit mußte meine Devise sein, denn auf irgend einen Zuschuß von meinen Eltern durfte ich nicht rechnen. „Ohne Zulage,“ meinte mein Vater, „wird er bald zurückkehren; hält er aber die ungewohnte Entbehrung des bequemeren Lebens wirklich aus, nun, dann ist es Ernst mit seinem Streben und er wird sich durchbeißen!“ Vor mir liegt mein erster Kontrakt,

der mich als „Charakterdarsteller und Bonbivant“, wie Czernitz schrieb, unter seine Direktion verpflichtete. Die Gage betrug monatlich fünfunddreißig Gulden und fünfzig Kreuzer Spielhonorar, das sich bei Mitwirkung in Oper oder Operette auf einen vollen Gulden erhöhte. Noch am Tage meiner Ankunft brachte mich Kaser zu Direktor Czernitz, der mich in seiner derben, aber urgemütlichen Manier freundlich aufnahm und mich mehreren eben anwesenden Kollegen vorstellte. Baritonist Simon, ein vornehmer, tüchtiger Sänger, der später leider durch Selbstmord endete, Dr. Kaser, unser energischer Regisseur Geiger und ich bildeten bald ein unzertrennbares Quartett.

Ignaz Czernitz, mein erster und nebst Laube mein liebster Direktor, war noch ein Komödienprinzipal nach gutem alten Schlage; seine Mitglieder behandelte er wie Familienangehörige und das gemütliche „Du“, mit dem er alle ohne Ausnahme, von der Primadonna bis zum Theaterdiener, ansprach, wich nur dann dem förmlichen „Sie“, wenn er — böse wurde. Seine Gutherzigkeit zeigte sich am deutlichsten darin, daß er es fast nie über sich brachte, ein bei der Kritik oder dem Publikum unbeliebtes Mitglied zu entlassen. „Sollen's 'n halt noch das halbe Jahr fressen!“ war seine ständige Rede, wenn ihm diesbezüglich Vorstellungen gemacht worden waren. Als ich ihn in späteren Jahren mit Laube bekannt machte, fragte ihn dieser: „Ich höre, Sie haben keinen einzigen Feind beim Theater? Wie haben Sie das als Direktor zuwege gebracht?“ Nun — Laube und Czernitz waren freilich sehr verschiedene Theatermenschen. Während der erstere das Theater nur ernst nahm, gefiel sich Czernitz mehr in den heiteren Seiten unseres Berufes und sein ganzes Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, daß alles in Ruhe und Gemütlichkeit vor sich gehe. Wenn man demgemäß an die künstlerische Qualität seiner Direktionsführung keinen großen Maßstab anlegen durfte, so hat er andererseits durch praktische Klugheit und durch seine alles entwaffnende harmlose Weise bei seinen Mitgliedern stets das erreicht, was er wollte. Sein Grundsatz war: Nie mit dem Kopf durch die Wand! Er kannte die schnelle Erregbarkeit des Schauspielervölkchens und wußte Grollende schnell zu versöhnen. Und darin dokumentiert sich eben die Tüchtigkeit eines Theater-

direktors, genau zu wissen, wo eiserne Energie und wo Nachgiebigkeit am Platze ist.

Wir jungen Mimen hatten damals in Olmütz das Glück, in Ludwig Geiger einen der tüchtigsten österreichischen Provinzregisseure zu besitzen. Ursprünglich Theologe, vertauschte er das Seminar mit der Bühne und ward bald ein gewandter Darsteller, ein verständnisvoller Regisseur. Der größte Übelstand unseres Provinztheaterwesens liegt im Mangel künstlerischer Führung. Wie oft ruht, und leider nicht bloß in der Provinz, diese wichtigste Gewalt in unberufenen oder unfähigen Händen! Der Regisseur ist die Seele des Theaterwesens. In den meisten Fällen bleibt sich der Schauspieler selbst überlassen, findet keinen Halt, keinen Unterricht durch den Regisseur, der in den häufigsten Fällen sein Augenmerk nur darauf richtet, daß das zu gebende Stück „herauskommt“, daß es „klappt“. Dieses „Klappen“ hat für ihn meist schon die Bedeutung einer guten Vorstellung. Dazu kommt noch, daß man als Provinzschauspieler bei den Proben die notwendigsten Behelfe, wie Möbel, Requisiten u. dgl. fast immer entbehren mußte oder sie höchstens auf der Generalprobe, wenn eine solche überhaupt stattfand, zu sehen bekam. Als ich in meinem Brünner Engagement auf einer Operettenprobe dringend ein wichtiges Requisit verlangte, herrschte mich ein alter Komiker und Regisseur an: „Gewöhnen Sie sich nur diese Untugenden von die Hofschauspieler auch noch an, dann werden Sie's schon weit bringen!“

Dies alles war nun nicht der Fall bei unserem Geiger. Mit Energie und unermüdlichem Fleiß arbeitete er an Vor- und Nachmittagen mit der Schauspielertruppe, die zumeist aus jungen, repertoirelosen und unroutinierten Kunstnovizen bestand. Um das Geschimpfe einiger, sehr alter Veteranen, die wider Willen mittun mußten, kümmerte er sich wenig. Unser ältester Schauspieler war der mir noch von Preßburg aus meiner Kinderzeit bekannte treffliche Intrigantendarsteller Renner, der mir des öfteren von Iffland erzählte, mit dem er noch in Bayreuth zusammen wirkte. Czernitz war selbst ein brillanter Darsteller ungarischer Dialektrollen und seine prächtigen echten Volksfiguren im „Zigeuner“, „Leichte Kavallerie“, „Der alte Infanterist und sein Sohn der Husar“ u. a. fanden

seinerzeit im Wiener Karltheater ungeteilten Beifall. Nestroy vermachte ihm seine Kostüme und Perrücken, als er sich von der Bühne zurückzog und sagte ihm einst: „Du bist der einzige, über den ich ehrlich lachen kann.“ Die Gattin unseres Direktors war eine ehemalige Ballerine und meine Landsmännin, die sich kindisch freute, an den Samstagabenden, an welchen Czernitz regelmäßig seine Mitglieder an der Wirtstafel aufsuchte, mit mir „stoansteirisch“ zu konversieren. Mein erstes Auftreten war infolge Erkrankung unserer Naiven um eine Woche hinausgeschoben worden und so hatte ich Muße und Gelegenheit, mein bescheidenes Dachstübchen halbwegs behaglich einzurichten und meine damals in Olmütz lebenden Verwandten, Baurat Wenigs, aufzusuchen. Freundliche Aufnahme fand ich in mehreren angesehenen theaterfreundlichen Familien, so bei Hamburgers und Winters, beim Reichsratsabgeordneten Dr. Weeber, der mir stets Grüße von unserem hochverehrten Dr. Rechbauer brachte, bei dem Eisenhändler Orel, später Direktor der Alpinen Montangesellschaft, bei Gymnasialprofessor Dr. Schwab u. a. Ab und zu wurde man zum Kaffee geladen, Landpartien wurden unternommen und die hübschen liebenswürdigen Frauen und Töchter, mit denen ich auf Spaziergängen, Bällen und Eislaufplätzen viel verkehrte, waren bald ein dankbares Publikum für mich jungen aufstrebenden Künstler geworden.

Endlich in den letzten Tagen des Oktober durfte ich mich den Olmützern auf der Bühne vorstellen; ich spielte den tauben Polizeirat Spürling in Maltitz' veraltetem Lustspiel „Das Pasquill“ und erntete für meine Charge allgemeinen Beifall. Ein ziemlich altmodisches Repertoire von Stücken, die mir dann nie mehr wieder unterkamen, beherrschte unsere Saison. Stücke, wie: „Der Jesuit und sein Zögling,“ „Viola, der Räuberhauptmann,“ „Der letzte Zwanziger,“ „Der Glöckner von Notredame,“ „Parteiwut oder die Macht des Glaubens“ wurden ja eigentlich doch nur unsern ältesten Mitgliedern zuliebe gegeben. Bald tummelte ich mich in allen Fächern herum und die Olmützer bekamen mich heute als alten Attinghausen, morgen als Schneider Fips, bald als Ajax in der „schönen Helena“, ja sogar als „Liebhaber“ zu sehen. Eine vielseitige Beschäftigung, die mir späterhin oft zu statten kam.

Anfangs November beobachteten wir äußerst interessante Nordlichterscheinungen, der ganze Horizont bildete ein Feuermeer. Dies ließ auf strenge Kälte schließen, die ich in meiner Stube als armseliger Besitzer eines schadhaften eisernen Ofens und in der Theatergarderobe, die damals noch einen kalten Ziegelboden hatte und in die es bei den Fensterfugen den Schnee hereinwehte, nur zu gründlich kennen lernen sollte. Oft lag ich in den Winterbeinkleidern im Bette, die Füße in „Halinas“ steckend, eine Art Filzstiefel, wie sie die mährischen Marktleute tragen und studierte beim trübseligen Licht einer Kerze den „Perin“ oder sonst eine große Rolle, zu deren Bewältigung mir meist nur eine sehr kurze Frist gegeben war. Bald zählte ich nebst Dr. Kaser und den beiden Liebhaberinnen Leonhardt und Bigl zu den erklärten Lieblingen des Publikums.

Patriarchalisch und originell war Czernitz bei Aufbesserungen seiner Mitglieder. Mit meiner kleinen Gage ging es mir recht knapp und ich bat den Direktor um eine Erhöhung meiner Bezüge. Czernitz bewilligte mir zwar ein halbes Benefiz, die weitere Gagenerhöhung aber bestand darin, daß ich von jetzt ab jeden Sonntag zu ihm zum Mittagessen kommen durfte und seine Frau die Ausbesserung meiner Wäsche übernahm. Schade, daß ich diese zwei Zugeständnisse nicht in meinen Vertrag schreiben ließ — er wäre dadurch ein interessantes theaterhistorisches Dokument geworden.

Viel unfreiwilligen Spaß machte den Kollegen unser norddeutscher Heldenspieler H., der bei mäßigem Talente und ziemlicher Unbildung es liebte, äußerlich stets den großen Künstler hervorzukehren, als welchen ihn aber weder Kritik noch Publikum anerkannten. Als „Sappho“ ausgeteilt wurde und er natürlich keine Rolle bekam, beklagte er sich mir gegenüber. Auf meine Bemerkung, was er denn eigentlich in der Grillparzerschen Tragödie spielen wolle, entgegnete er voll Entrüstung: „Was?! — selbstverständlich den Sappho!“ Unglaubliche Aussprache fremdsprachiger Sätze war bei ihm auf der Tagesordnung; so behandelte er deus ex machina französisch und machte daraus eine „döx machine“. Bei seinem Scheiden äußerte er zum Direktor, dieser werde lange zu tun haben, um wieder so einen anständigen und pflichtgetreuen „Helden“, wie er wäre, zu

bekommen; Czernitz in seiner Ungeniertheit erwidert: „Schaun's H., ich hab' Ihnen doch alleweil pünktlich die Gag 'zahlt und jetzt wünschen's mir so was Schlechtes!“

Der Brünner Theaterdirektor Dr. Adolf Franckel war durch meinen Grazer Freund Robert Buchholz, damals Oberregisseur in Brünn, und durch den Theateragenten Sachse auf mich aufmerksam gemacht worden. Über Zwittau, wo ich meine Verwandten heimsuchte, fuhr ich in die mährische Hauptstadt und nach einer kurzen Unterredung ward ich ab Ostern 1871 für das Brünner Stadttheater verpflichtet. Hundert Gulden monatliche Gage und zwei Gulden Spielhonorar! -- ich fühlte mich als wohlhabender Mann. Das alte Theater am Krautmarkt war eben abgebrannt und das Interimstheater, ein stattlicher Riegelbau, der noch viele Jahre die dramatische Kunst in Brünn beherbergen sollte, ging eben seiner Vollendung entgegen.

Mitte Dezember 1870 erschien auch bei uns in Olmütz das in Wien mit Aufsehen erregendem Erfolge gegebene Volksstück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ von L. Gruber. Rosegger schrieb mir darüber: „Ein Musterstück, das mich begeistert, so oft ich es nur nennen höre. Ich habe es schon fünfmal angesehen und weiß Gott, wie oft es noch geschieht; es wird in Graz aber auch ganz vortrefflich gegeben. Das Haus ist immer gepreßt voll und das Publikum ist so andächtig wie bei einem Gottesdienst; es ist aber auch ein Gottesdienst, eine gar eindringliche Predigt, die im Herzen des Volkes niedergelegt wird. Kennst du vielleicht den Autor? Hier heißt es, er sei ein Wiener Polizeibeamter und heiße Anzengruber, aber in Wien wußte ich ihn nicht zu erfragen und der Name steht auch nicht im Adreßkalender. Es wäre mir sehr lieb, den Mann kennen zu lernen. Unmittelbar vor dem Erscheinen des „Pfarrer von Kirchfeld“ schrieb auch ich ein Volksstück unter dem Titel: „Der Dorfkaplan,“ beinahe dasselbe Thema, aber anders behandelt. Nun ist mir aber das Stück vollständig mißlungen und ich bringe es nicht ans Tageslicht.“ Leider mußte ich mich in Olmütz mit der kleinen Rolle des „Schulmeisters“ zufrieden geben, denn den dankbaren „Wurzelsepp“ hatte sich unser Herr Regisseur zugeteilt.

Kurz nach dem Weihnachtsabend, den wir befreundete

Kollegen im gemütlichen Heim Kasers mit einer Juxtombola feierten, ereilte mich mein erster theatralischer Unglücksfall. In dem historischen Schauspiel: „Straßburg, eine deutsche Stadt" erhielt ich den „Marquis von Lelousère, französischer Resident in Straßburg", einen Intrigantenliebhaber, zugeteilt, nebenbei bemerkt eine gefährliche sogenannte „Anblaserolle". Liebeserklärungen auf der Bühne waren stets meine schwache Seite und da die im dritten Akt des Stückes vorkommende Gartenliebesszene unter für den noch unroutinierten Neuling erschwerenden äußeren Umständen vor sich gehen sollte, ereilte mich mein Schicksal und ich errang einen vom Dichter gewiß nicht beabsichtigten stürmischen Heiterkeitserfolg. Mein Garderobier hatte mich in glänzende Uniform gesteckt und zu der nächtlichen Liebesszene in einen weißen Radmantel eingepackt, der mit Sicherheitsnadeln an meiner Kleidung gründlich festgemacht war. So stieg ich, nichts Böses ahnend, über die Gartenmauer des „Stadtsyndikus von Straßburg" zum Stelldichein mit seinem schönen Töchterlein „Konstanzia". Mit Leichtigkeit hatte ich mich hinter der Szene auf die praktikable Mauer geschwungen, blieb oben einen Moment rittlings sitzen und begann nun mit meinem in hohem Stulpenstiefel steckenden rechten Bein vorsichtig tastend die kleinen Holzpflöcke zu suchen, die dem Schauspieler zum Herabsteigen dienen. Umsonst, ich fand sie nicht. Vergebens versuchte ich meine Arme aus den Falten meines Radmantels frei zu bekommen, meine Aufregung wuchs, bis ich schließlich, mit Händen und Füßen agierend, das Gleichgewicht verlor und prdauz! lag der ganze französische Marquis der Länge nach zu den Füßen seiner angebeteten Dame, die kaum mehr das Lachen verbeißen konnte. Das Publikum begleitete meine an kreisende Windmühlenflügel erinnernden Manöver zuerst mit einer heiteren Unruhe, bis nach dem „tiefen donnernden Fall" das homerische Gelächter des ganzen Hauses an mein Ohr drang. Wie ich damals von der Szene wegkam, ist mir heute noch dunkel, aber so viel weiß ich, daß die Olmützer die große Liebesszene überhaupt nicht zu hören bekamen. Dieses verunglückte Debut als schmachtender Liebhaber hinderte das liebenswürdige Publikum nicht, mich nach wenigen Tagen anläßlich meines Ehrenabends, an welchem

ich den Gavaut in dem tollen Schwanke: „Gavaut, Minard u. Co.“ darstellte, mit Kranzspenden, Geschenken und einem übervollen Hause auszuzeichnen.

Meine Leselust befriedigte ich jetzt — wenn mir meine angestrengte Berufstätigkeit dazu Zeit ließ — ausschließlich mit Büchern über das Theater und seine hervorragenden Persönlichkeiten. Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“, Freytags „Technik des Dramas“, Laubes „Burgtheater“; die biographischen Werke von Meyer und Davies über Schröder und Garrik, Holteis „Letzter Komödiant“, den ich mit begreiflich lebhaftestem Interesse las und ähnliches bildeten meine Lektüre.

Den letzten Tag des Jahres feierte ganz Olmütz merkwürdigerweise in den Caféhäusern, wo sich nach dem Theater die ganze bessere Gesellschaft, Männer und Frauen, jung und alt zusammenfanden, um in heiterem Beisammensein das neue Jahr zu begrüßen. Schon damals nicht gewohnt, die letzten Stunden eines entschwindenden Jahres in fremder Gesellschaft zuzubringen, ging ich nach der Vorstellung heim und verbrachte zum erstenmale allein, fern vom Elternhause, in Betrachtungen über meinen glücklich begonnenen Berufsweg die Sylvesternacht. Die Brust voll jugendlicher Pläne und Hoffnungen, gedachte ich wehmütigen Herzens meiner guten Eltern, die zur selben Stunde gewiß ihre Gedanken und Wünsche mit den meinen vereinten. Durch mein glänzend ausgefallenes Benefiz — ich bekam über 140 Gulden auf meinen Anteil — war ich in der angenehmen Lage, die zweite Hälfte der Saison nicht mehr als ewiger Spar- und Rechenmeister verbringen zu müssen und die fröhliche Faschingszeit fand in mir einen eifrigen Jünger. Familientanzkränzchen, Theater- und Maskenbälle, gesellige Abende beim gemütlichen „Lauer“ boten Unterhaltung und Abwechslung in Hülle und Fülle.

Ein Riesentalmamantel und ein damals von uns jungen Schauspielern mit Vorliebe getragener breitkrempiger „Sonnenthalzylinder“ wurden angeschafft, über welchen der gute „alte Natzl“, so hieß Czernitz im österreichischen Schauspielermunde, die tollsten Witze riß.

Als ich einst mit der Darstellung des Francesco Medici in Mosenthals „Isabella Orsini“ großes Glück hatte, schrieb



Tyrolt als Botosányi im „Jourfix“.



der dem heiteren Genre ziemlich abholde Kritiker der Olmützer „Neuen Zeit“, daß derartige ernste Charakterrollen mein eigentliches Fach seien, auf das ich mich mit aller Kraft werfen sollte: „freilich geht das schwer auf einer Bühne, wo ein Schauspieler, der Franz Moor, Mephisto und Sekretär Wurm spielen sollte, im „Lumpacivagabundus“ herumspringen muß.“ Nach fünfundzwanzig Jahren traf ich anläßlich eines Gastspieles den kritischen Diagnostiker in Olmütz wieder und wir erinnerten uns beide, herzlich lachend, seiner einstigen falschen Prophezeiung.

Nach der Erstaufführung des Mosenthalschen Schauspieles lernte ich zwei Schauspieler kennen, die einer reisenden Truppe im nahen Städtchen Sternberg angehörten und die, um die Aufführung mitzusehen, bei Schnee und grimmiger Kälte zwei Meilen nach Olmütz zu Fuß gingen, dann drei Stunden im Parterre des Theaters standen und nach der Vorstellung in der Winternacht wieder heimmarschierten. Dieses opfermutige Kunstinteresse begeisterte uns derart, daß wir beschlossen, an einem Operntage in corpore der reisenden Theatertruppe der „Frau von Thalbrück“ in Sternberg einen Besuch zu machen. Wir hatten schon viel von den sogenannten „Schmieren und Meerschweinchen“ gehört und gelesen, aber noch keine gesehen. Eines Abends betraten wir also den Sternberger Theatersaal. Der als Kassier fungierende Gatte der Frau Direktorin meinte zwar: „Kollegen sind frei,‘ trotzdem bezahlten wir unsere Plätze und sahen „Katharina Howard oder Krone und Schafott“. „Mit so blutigen Komödien macht man hier noch das Meiste,“ meinten die Sternberger Kollegen. Ich habe diesen Ausflug zur Wandertruppe, bei dem ich einen wehmütig heiteren Einblick in das Leben und Treiben dieser ärmsten Berufsgenossen tat, in meinem Buche „Aus der Theaterwelt“ unter dem Titel „Dramatische Wildlinge“ ausführlich beschrieben. Physisches und moralisches Elend sind vorwiegend die häufigen Begleiter dieses Theaterzigeunertums, dem unbedingt von Seite der politischen Behörden durch strengere Handhabung des Gesetzes bei Konzessionsverleihungen ein wünschenswertes Ende bereitet werden sollte. Rücksichtlich kleiner Orte, die überhaupt kein stabiles Theater erhalten können, verweise ich auf das Vorgehen mancher deutschen Kleinstädte, welches nicht warm genug empfohlen

werden kann. Eine größere Anzahl solcher Städte erhält vereint eine tüchtige reisende Schauspielergesellschaft in der Art, daß diese nach einem gewissen Turnus in jedem der Orte abwechselnd durch zwei bis vier Monate Vorstellungen veranstaltet. Die Vorteile liegen klar zutage. Das Theaterunternehmen selbst ist gesichert, die Gesellschaft bleibt Winter und Sommer möglichst beisammen, es kann sich ein annehmbares Ensemble bilden und das betreffende Publikum genießt wenigstens durch einige Monate die Annehmlichkeit eines guten Schauspieles.

Zur Feier des achtzigsten Geburtstages Franz Grillparzers gaben wir „Ottokars Glück und Ende"; mir war die dankbare Rolle des Chronisten Hornek, der das Lob Österreichs verkündet, zugefallen. Mit Heißhunger verschlang ich die ausführlichen Berichte der Wiener Blätter über die großartigen Ehrungen unseres heimischen Dichters, las die Festrede Laubes, dem damals, er war eben mit der Gründung des Wiener Stadttheaters beschäftigt, die alten Sympathien entgegengebracht wurden. Wenn Grillparzer anläßlich all dieser außerordentlichen, obgleich sehr verspäteten Huldigungen in seine von so Vielen nicht geziemend gewürdigte Vergangenheit zurückblickte, mußte den Dichter trotz Ordensauszeichnung und Ehrensold ein wehmütiges Gefühl beschleichen und bezeichnend bleiben seine Worte: „Zum Glück ist das alles in zwei Tagen vorbei, sonst könntet ihr mir alles in den Sarg legen!"

Laube mit einem neuen Theater in Wien! Es war die heiße Sehnsucht jedes ernststrebenden Schauspielers, unter das Regime dieses berühmten Dramaturgen zu kommen. Schon als Student verehrte ich, trotz Löwes aus persönlichen Motiven entsprungener Abrede, diesen bedeutendsten und sachkundigsten aller deutschen Theaterleiter. Freund Mitterwurzer, der von Graz nach Leipzig gezogen war, hatte die Liebenswürdigkeit, Laube auf mich aufmerksam zu machen und bereits im Februar 1871 erhielt ich von dem Theateragenten Dekner in Wien die freudige Nachricht, daß mich Laube zu den Osterferialtagen kennen lernen und, falls ich ihm gefalle, für das Wiener Stadttheater engagieren wolle.

Nebst meiner Leidenschaft für Bücher hatte ich schon in jungen Jahren eine für Hunde. Diese treuen Freunde des

Menschen waren mir von jeher lieb und ich habe in meinem Leben an manchem Hunde mehr Freude erlebt, als an so manchem mir zu Dank verpflichteten Erdensohne. Gegen Schluß der Saison ereignete sich noch bei einer „Räuber“-Vorstellung ein komisches Intermezzo, das meine Hundeliebhaberei verschuldete. Cäsar, der prächtige Pudel unseres Direktors, auch mir zärtlich zugetan, kam durch einen Zufall gerade in dem Momente hinter die Kulissen, als ich als Spiegelberg bei dem Ausrufe: „Lies den Josephus“ auf den beim offenen Fenster stehenden Tisch haute. Cäsar mußte meine Geberde als Einladung aufgefaßt haben, mit einem Satze stand der in ganz Olmütz bekannte Direktionspudel in der Schenkstube der Libertina, wedelte mich freundlich bellend an und reichte dem verblüfft dastehenden Spiegelberg graziös seine Pfote. Mit vieler Mühe gelang es endlich, den unbequemen Mitspieler zum Verlassen des Schauplatzes zu bewegen. Mit dem Monate März ging mein erstes Engagement zu Ende. Die Koffer wurden gepackt, Besuche gemacht und mehr als ein trauliches Abschiedsvalete feierten die Kunstgenossen, die in seltenem Einklang unter Czernitz' gemütlichem Scepter ein halbes Jahr zusammen gewirkt hatten und nun, voll freudiger Hoffnungen für die Zukunft, in alle Winde zerstoben. Eine aufkeimende Neigung zu unserer lieben kleinen Naiven fand durch die örtliche Trennung ein baldiges Ende, doch bewahrte ich der im Leben und auf der Bühne vom Glück nicht sonderlich begünstigten Kollegin bis zum heutigen Tage meine aufrichtige Freundschaft und Verehrung.

In Bohrmanns „Sohn seiner Zeit“ betrat ich am 31. März 1871 zum letztenmale die mir lieb gewordenen Bretter und als Kollege Kaser als Graf Lablache im letzten Akte zu mir zu sagen hatte: „Sie können jetzt abreisen; wir wünschen Ihnen glückliche Reise!“ brachten mir die Olmützer eine launige spontane Ovation, da man wußte, daß ich mit dem Nachtzuge für immer die Stadt verlasse, in der ich, vom Glück und dem Wohlwollen des Publikums begleitet, wenn auch nicht meine schönste, so doch gewiß meine glücklichste Theaterzeit, die harmlos heitere, sorgenlose Periode des in allen Himmeln schwelgenden Anfängers, verlebt hatte.

## II.

Die Osterwoche benützte ich zu einem kurzen Besuche meiner Eltern. Von meinen Olmützer Erfolgen bereits unterrichtet, imponierte meinem Vater insbesondere die Tatsache, daß ich sparsam gelebt und trotz meines geringen Einkommens keine Schulden gemacht hatte. Vater und Sohn traten sich zur Freude meiner guten Mutter etwas näher, obgleich an eine vollständige Aussöhnung mit meiner Berufswahl seitens des Vaters vorläufig noch nicht zu denken war.

In den wenigen Tagen meines Grazer Aufenthaltes besuchte ich alte Studienfreunde und Theaterkollegen sowie Freund Rosegger, mit dem ich angenehme Plauderstunden verbrachte.

Am 7. April 1871 stellte mich Theateragent Dekner Heinrich Laube in dessen Wohnung vor. Bei keinem Rigorosum war ich so aufgeregt als in dem Momente, in welchem der kleine martialische Theatermann, die Zigarre im Munde, in das Empfangszimmer trat, wo wir schon seit einer halben Stunde warteten. Mein unbegrenzter Respekt vor dem berühmten Dramaturgen verschlug mir fast die Rede, meine Stimme klang unsicher und erst nach und nach gewann ich freiere Bewegungen. Als ich nach Jahren Laube einmal fragte, warum er mir, im Vergleiche zu anderen Mitgliedern, die sich auf dem heißen Wiener Theaterboden nicht bewährten, eine so minimale Erstlingsgage angeboten, antwortete er: „Offen gesagt, lieber Tyrolt, Sie haben mir damals einen jammervollen Eindruck gemacht! Sie konnten ja kaum reden, wie hätt' ich Ihnen da was zutrauen sollen?“ Laube sprach ziemlich lange mit mir und guckte mir mit seinen treuherzigen blauen Augen ununterbrochen scharf ins Gesicht. Wie ein Polizeikommissär verhörte er mich erkundigte sich um meine Abstammung, Eltern, Studien usw Eine mir bis in den Magen fahrende Frage war: „Was spielten Sie in Olmütz?“ Darauf ich: „Vorwiegend komische Rollen.“ Laube: „Lachen die Leute, wenn Sie spielen?“ Ich: „In Olmütz haben sie gelacht, Herr Doktor!“ Laube: „Das

genügt nicht — hier müssen sie lachen!“ Noch einige Bemerkungen über das Wiener Stadttheater und ich war entlassen. Laube versprach mir, mich im Auge behalten zu wollen und ersuchte mich, vorläufig keinen neuen Vertrag abzuschließen. Mitterwurzer, der noch in Leipzig engagiert war und der sich gerade auf Urlaub befand, begleitete mich bis Brünn. Hier hatte ein Vetter von mir bereits eine Wohnung gemietet, in der ich mich in kürzester Zeit behaglich fühlte. Mein Brünner Chef, Dr. Adolf Franckel, schien anfänglich keine allzu kühnen Hoffnungen in mich gesetzt zu haben, denn er stellte mich dem Brünner Publikum als Chevalier Dumont im „Verschwender“, also in einer kleinen Episodenrolle, vor. Ich gefiel und nach einigen größeren und dankbaren Lustspielrollen in „Sperling und Sperber“, „Eine kleine Erzählung ohne Namen,“ „Ein moderner Barbar,“ „Versprechen hinterm Herd“ usw. hatte ich mich schnell in der Gunst des Publikums festgesetzt. Hier, wie noch oft in meiner Schauspielerlaufbahn, hatte ich das Glück, dringend gebraucht zu werden. In diesem Falle erfahren die künstlerischen Fähigkeiten eine freundlichere Wertschätzung. Dabei kam mir immer zustatten, daß ich mich in der Distinktion dankbarer und undankbarer Aufgaben selten täuschte, was insbesondere für erste Auftrittsabende vor einem fremden Publikum von großer Wichtigkeit ist. Die ersten Eindrücke sind meistens die maßgebenden, die bleibenden, und solange das große Publikum, insbesondere das in der Provinz, in der richtigen Wertschätzung dankbarer und undankbarer Rollen ein zweifelhaftes Verständnis zeigt, darf man es wohl keinem Schauspieler verargen, nur gute Rollen spielen zu wollen.

Durch das Brünner Engagement hatte ich allerdings einen Schritt vorwärts getan, ich war von einem halbjährigen in ein ganzjährig spielendes Theater gekommen; trotzdem gefiel es mir anfangs nicht besonders. Verschiedene Umstände wirkten damals zusammen, um in Brünn kein gesundes Theaterleben aufkommen zu lassen. Erstens stand das Theater unter der Oberleitung eines Komitees. Alle diese Theaterausschüsse, Aufsichtsräte und wie sie sonst heißen mögen, halte ich nicht für vorteilhaft für das Gedeihen unserer Theater. In erster Linie meist geschaffen, um über die finanzielle und administrative

Gebarung der betreffenden Kunstinstitute zu wachen, beschäftigen sie sich bald mit mehr oder weniger Verständnis auch mit den artistischen Fragen, nehmen Einfluß bei wichtigen Maßnahmen, öffnen der Protektion Tür und Tor und erschweren nach mancher Richtung die Tätigkeit des artistischen Direktors, der beim Theater, vorausgesetzt, daß er seinem Amte gewachsen ist, unumschränkter Alleinherrscher sein muß.

Laubes Wahrwort: „Soldaten, Schauspieler und Räuberbanden müssen gute Führer haben, sonst sind sie alle drei nichts wert!“ gilt heute mehr als je; unser heutiges mit Vereinsausschüssen gesegnetes Theaterleben illustriert zur Genüge die Wahrheit meiner unmaßgeblichen Behauptung. Das offizielle Einmischen der Dilettanten und Laien bringt es mit sich, daß tüchtige und energische Fachdirektoren, von solchem Getriebe angeekelt, immer mehr aus unseren Theaterkanzleien verschwinden und leider einer Sorte von Leuten Platz machen, die sich aus allen möglichen Berufen, nur nicht aus dem der Schauspielkunst, zum Theater drängen, katzbuckelnd vor Gevatter Handschuhmacher und Seifensieder, mehr Befehle empfangen als Befehle geben und deren Dramaturgie das Kassabuch ist.

Weiters krankte das damalige Brünner Theaterleben an dem Nichtzusammenstimmen seiner Mitglieder in künstlerischer Beziehung. Eine stattliche Zahl zwar sehr verdienstvoller, aber alt und bequem gewordener Schauspieler beherrschte, wie dies ja an großen Bühnen auch mitunter vorkommt, vollständig das Repertoire und stellte sich, durch eine machtlose Regie ermuntert, längere Zeit den lebhafteren Intentionen ihrer jüngeren Kollegen, die zwar an ihrem Direktor einen gleichgestimmten, aber energielosen Förderer fanden, ziemlich feindlich entgegen. Dr. Adolf Franckel war ein geborener Brünner und erfuhr an sich selbst die traurige Wahrheit des Satzes: nemo propheta in patria! Von wohlhabenden Eltern stammend, übernahm er nach zurückgelegten Universitätsstudien aus Liebe und Begeisterung für die dramatische Kunst zu wiederholtenmalen die Führung des Brünner Theaters und erntete von seinen Mitbürgern wie von seinen Mitgliedern nicht nur geringen Dank, sondern verlor auch bei seiner vornehmen, aber unpraktischen Gebarung sein ganzes Vermögen. Franckel war Idealist und Dilettant. Er gehörte zu

denen, die der falschen Meinung sind, ein Theater lasse sich vom Bureau aus leiten. Der richtige Theaterchef muß vor allem auf der Bühne zu Hause sein, hier muß er sich als Herr fühlen, mit einem Wort, er muß verstehen, Regie zu führen, Stücke zu beurteilen und Talente heranzubilden; dann, und nur dann imponiert er seinen Mitgliedern. So sind Schroeder, Iffland, Immermann, Maurice, Laube, Dingelstedt, Förster und L'Arronge zu berühmten Namen gekommen. Die sogenannten Bureautheaterdirektoren haben stets nur ein kurzes Leben geführt. Franckels Schrullen, Launen und seine Passion, dem fast ausschließlich der Geschäftswelt angehörenden Brünner Publikum, das mehr dem heiteren Genre zugetan war, schwere tragische Kost vorzusetzen — wir spielten einmal innerhalb vierzehn Tagen „Othello", „Die Makkabäer", „Medea" u. a. Tragödien vor leeren Häusern — brachten den gewiß von den besten und vornehmsten Absichten geleiteten Mann um Erfolg, Freude und Behagen und nach vergeblichem Ringen fand der gescheiterte Theaterdirektor zuerst als Theatersekretär Laubes am Wiener Stadttheater, zuletzt als Sekretär des Vereinsausschusses am deutschen Volkstheater für seine alten Tage ein schützendes Unterkommen.

Schon nach wenigen Monaten hatte mich Dr. Franckel, dem ich als akademischer Bürger von vornherein näher stand, dem ich durch zahlloses Einspringen bei fortwährenden Absagen älterer Kollegen aus mancher Verlegenheit geholfen und dem ich als „Liebling des Publikums", wie mich die Brünner Presse bald in liebenswürdiger Weise bezeichnete, jetzt mehr zu gefallen schien, in sein Haus und Bureau gezogen und bald galt ich als sein Vertrauter, ja sogar als sein Berater, was ich aber deshalb nicht sein konnte, weil Dr. Franckel sich leider von niemandem raten ließ, sondern stets seine eigenen Pläne hartnäckig verfolgte. Männer von Wissen und langjähriger Theatererfahrung wie die damaligen Kunstkritiker Postrat Sylvester, Dr. Schindler und Redakteur Siegmund, mit denen wir fast allabendlich verkehrten, waren nicht imstande, auch nur den geringsten Einfluß auf seine Theaterführung zu nehmen und schließlich kam es so weit, daß ihm aus den wohlgesinnten persönlichen Freunden später ganz ernste kritische Gegner erwuchsen.

Zahlreiche Anekdoten erzählen in der Theaterwelt von Franckels Launen, Zerstreutheit und nervösem Gehaben. Seine Regiesitzungen dauerten oft drei bis vier Stunden und oftmals ließ er für uns hungrige und ungeduldige Teilnehmer von einem nahen Gasthause ein vollständiges Mal in der Kanzlei servieren, nur, um noch länger mit uns ein Repertoire beraten zu können, das er gewöhnlich am nächsten Tage wieder eigenmächtig umstieß. Er brauchte zwei Stunden, um zu erzählen, was er in einer Stunde gearbeitet hatte — da konnte es natürlich nie stimmen. Einst schrieb er an den Theateragenten Sachse, dieser möge ihm einen neuen Heldenliebhaber besorgen. Nachdem Franckel auf vier Seiten in ausführlicher Weise alle seine Wünsche bezüglich des neuen Mitgliedes niedergeschrieben hatte, kam ihm plötzlich die Idee, für den Schluß der Saison sich ohne Helden zu behelfen. Er schließt also die lange Epistel mit dem Satze: „Wissen Sie was, lieber Freund, schicken Sie mir den Helden vorläufig lieber nicht“ und — sandte den Brief an seinen Adressaten ab. Kam ein unzufriedenes Mitglied, das fort wollte, zu ihm, so schrie er es, oft gar nicht gleich erkennend, an: „Ich kann niemanden mehr engagieren, ich bin überkomplett!“ Wenn dann der Mißverstandene meinte, er sei ja ebendeshalb bereit, seine Entlassung zu nehmen, rief Franckel: „Ich kann Sie absolut nicht entbehren,“ und verweigerte das Gesuch.

Nach einigen Jahren, als Franckel bei Laube als Sekretär amtierte, war ich Augenzeuge eines komischen Vorfalles. Franckel vergißt eines Tages, daß er nicht mehr Chef ist, erscheint vor Laubes Schreibtisch mit einem Pack zu erledigender Briefe und hält die brennende Zigarre im Munde. Laube schaut ihn starr an und sagt: „Herr Doktor, ich glaube, die Zigarre wird Sie beim Referieren genieren?“ „O bitte, nicht im Geringsten,“ erwiederte Franckel mit höflicher Verbeugung für die vermeintliche Aufmerksamkeit und dampft ruhig weiter. In seiner letzten Stellung am deutschen Volkstheater in Wien spielte ihm die Ungewohntheit, mit dem neueingeführten Telephon zu hantieren, manchen lustigen Streich. Einst ruft ihn der Vereinspräsident Thonet an. Franckel eilt zum Apparat und fragt: „Wer dort?“ „Präsident Thonet,“ schallt's zurück. „O, ich habe die Ehre!“ sagt

der devote Sekretär und verbeugt sich tief vor dem Schallkasten. Das Gespräch geht weiter und nachdem Franckel eine längere Antwort gegeben, kreuzte er in seiner Zerstreutheit seine die Schallrohre haltenden Hände am Rücken. Er horcht und horcht — und hört natürlich nichts mehr. Endlich schreit er erregt in den Hörtrichter: „Ich verstehe kei—ne Silbe!“

Innerhalb der sechzehn Monate, die ich am Brünner Stadttheater tätig war, erwarb ich mir durch die fast tagtägliche Beschäftigung in allen Gattungen des Schauspieles, der Operette, ja sogar der Oper das sogenannte „Zuhausesein auf der Bühne“, eine große Routine, die zum Glück für mich durch strenge Selbstbeobachtung und durch den belehrenden, wohlgemeinten Tadel der Brünner Kunstreferenten Postrat Sylvester und Dr. Schindler nicht die Herrschaft über meine Leistungen gewann. So wurde ich davor bewahrt, ein Handwerker in meiner Kunst zu werden. Mein fortwährendes Bestreben war, genau meine Mittel und sowohl nach der physischen wie nach der künstlerischen Seite hin die Linie kennen zu lernen, die die Grenze meines Könnens bedeutete. Jeder Künstler, der diesbezüglich oberflächlich und leichtfertig handelt, verliert viel kostbare Zeit, die er zur Entwicklung seiner künstlerischen Kräfte brauchen könnte, damit, daß er gegen so manches Unvermögen erfolglos ankämpfen muß.

Immer mehr wurde ich mir über den Rollenkreis klar, in dem ich dereinst, wie ich hoffen durfte, erfolgreich wirken konnte und als späterhin Altmeister Laube diese meine Wahrnehmung guthieß und mich selbst vorwiegend im Fache ernstgemütlicher und komischchargierter Charakterrollen beschäftigte, vermochte mich niemand mehr, auch nicht die Weisen des Burgtheaters, zur Änderung des von nun ab für mich feststehenden Faches zu bestimmen. Meine Komik war nie eine positive, mit meiner Individualität zusammenhängende, sondern sie wuchs charakteristisch aus den Gestalten heraus, die ich darzustellen hatte. Das hinderte natürlich nicht, daß ich auch in Brünn künstlerisch mißbraucht wurde, weniger zum eigenen, als zum Schaden des Publikums, das den Charakterkomiker nicht nur als Liebhaber und Intrigant, sondern auch in zahlreichen Operetten und als Buffo der Oper hinnehmen mußte. Unser

Kapellmeister, mein lieber, vor wenigen Jahren als Hofopern-kapellmeister in Wien verstorbener Freund und Landsmann J. Fuchs, verwertete bald meine annehmbare Stimme und mein vorzügliches Gehör und es dauerte nicht lange, so avancierte der früher als „deutscher Fürst“ im „Tannhäuser“ statierende Schauspieler zum singenden „Lord Elfort“ im „schwarzen Domino“. Als Prinz Paul in der „Großherzogin von Gerolstein“ und insbesondere als lustiger Sparadrap in der „Prinzessin von Trapezunt“ erzielte ich derartige Erfolge, daß die Brünner den später in letzterer Rolle gastierenden berühmten Wiener Kollegen Knaak aus zu weitgehender Voreingenommenheit für meine Darbietung ziemlich abfallen ließen. Merkwürdigerweise konnte mir Knaak diese ungerechte, aber meinerseits unverschuldete Bevorzugung lange nicht vergessen. Für den armen Kapellmeister gab es heiße Mühe, wenn er z. B. das Verschwörerterzett in der „Großherzogin“ drei Komikern einzustudieren hatte, von denen die beiden alten taub und textunsicher waren und der dritte, meine Wenigkeit, keine Note kennend, sich ganz allein auf sein gutes Gehör verlassen mußte. Kamen Pausen, die einzuhalten waren und die zu zählen ich mich vergeblich bemühte, erhob sich Fuchs unmerklich vom Dirigentenstuhl — das war unser verabredetes Zeichen, daß ich „einzusetzen“ hatte. Mit solchen heiteren Schwierigkeiten bezwangen wir Schauspieler in der Provinz damals kühn und verwegen die gefährlichsten Opernpartien.

Zwei ältere Schauspieler, der naturwahre, schlichte Charakterkomiker Rusa und der Väterspieler Folnes, waren mir treffliche Vorbilder, der von Graz aus mir befreundete Regisseur Buchholz, die derbe, aber originelle komische Alte Frau Dietz, später durch Laube nach Wien gebracht, sowie die Liebhaberinnen Bendel und Jrschik, heute Freifrau v. Perfall, liebenswerte Kollegen.

Es dauerte nicht lange, so schickte der zum neuen Theaterfeldzug sich rüstende Heinrich Laube, mit dem ich in brieflichem Verkehr geblieben war, seinen Vortragsmeister Strakosch, um über meine schauspielerische Leistungsfähigkeit Näheres zu erfahren. Strakosch sah mich im „Geizigen“ und im „Versprechen hinterm Herd“. Wenn vielleicht sein Bericht auch nicht glänzend

ausfiel, so war er doch jedenfalls gut, denn ich wurde wenige Tage nach diesem Besuche für das Wiener Stadttheater mit einem Jahresgehalte von — 1200 Gulden engagiert. Wir jüngeren, doch immerhin auch schon ein wenig erprobten österreichischen Provinzschauspieler wurden von dem reiselustigen Faktotum Laubes damals ziemlich stiefmütterlich behandelt. Abgesehen davon, daß nur sehr wenige österreichische Provinzschauspieler vor seinem Auge Gnade fanden, bekamen wir im Vergleiche zu so manchen deutschen bekannten und unbekannten Theatersternen verhältnismäßig geringe Bezüge. Wenn wir allerdings nach der Eröffnung der neuen Wiener Bühne sahen, wie binnen Jahresfrist so mancher vermeintliche „Stern“ samt seiner hohen Gage urplötzlich vom Wiener Stadttheaterhimmel verschwand, fiel uns der Ausspruch eines alten Direktors ein: „Es ist gar nicht schwer, beim Theater eine hohe Gage zu bekommen, aber sie zwanzig Jahre zu behalten, das ist eine Kunst!“

Wie schon früher erwähnt, lagen die damaligen Brünner Regie- und Probenverhältnisse ziemlich im Argen. Ein hochbejahrter norddeutscher Oberregisseur, dem es nicht mehr gelang, seine Autorität geltend zu machen und manchmal auch unser Chef selbst leiteten die Proben. Die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, mit der die beiden Herren inszenierten, namentlich das langatmige akademische Dociren Franckels verlängerten die Proben über Gebühr und es konnte nicht wundernehmen, daß, voran die älteren Mitglieder, schließlich auch Chor und technisches Personal unaufmerksam, ja sogar unwirsch wurden, wenn die Zeit von neun Uhr früh bis in den späten Nachmittag allzuoft überflüssigerweise im Theater zugebracht werden mußte. Die Folge war, daß nach und nach Disziplinlosigkeit und ein Schlendrian im Probieren einrissen, die sich natürlich bei den Aufführungen in schädigender Weise geltend machten. Bei den Proben vom „Fliegenden Holländer“ kam es so weit, daß dem aufgeregten Direktor sämtliche Theaterarbeiter davonliefen und er bis zur Beilegung der Affäre gezwungen war, den Bühnendienst durch Dienstmänner, die in der Eile abgerichtet wurden, versehen zu lassen. Publikum und Kritik rügten in ziemlich deutlicher Weise diese Zustände an unserem Theater

und die Unbeliebtheit Franckels, der wieder auf der anderen Seite keine Opfer scheute, um den Brünnern vornehmeres Theatervergnügen zu bereiten, nahm eher zu als ab. Insbesondere mit dem Herrenpersonal hatte er fortwährend Schwierigkeiten. Der größte Feind des Schauspielers, das unsichere Wort, hatte sich leider bei vielen älteren Mitgliedern eingebürgert und von den jüngeren Kräften hielten die wenigsten lange aus. Binnen Monatsfrist gingen einmal alle drei Liebhaber durch und ich mußte neuerdings als Bonvivant auf den Plan treten und an den Abenden mit vier Einaktern, eine merkwürdige Schwärmerei Frankels, zweimal als humoristischer Liebhaber, zweimal als Komiker erscheinen. Für diese andauernde Aushilfe, die mit vielem Nachtstudium und physischer Plackerei verbunden war, belohnte mich die Direktion mit einem außerordentlichen Benefiz, bei welchem mich nicht nur das total ausverkaufte Haus, sondern auch einige, dem Brünner praktischen Geschäftsgeist entsprechende Dedikationen, wie Hosenstoffe, ein Kranz frischer Wurstsachen mit schwarzen Rettichen garniert u. dgl., von der Gunst des Publikums überzeugten. Der „Mährische Korrespondent" schrieb bei dieser Gelegenheit: „Als seinerzeit das Engagement mit Herrn Dr. Tyrolt abgeschlossen wurde, setzte man in den jungen Mann keine allzukühnen Hoffnungen. Was kann aus Nazareth, wir wollten sagen aus Olmütz, Gutes kommen, dachte man sich in unserer Theaterkanzlei und schloß bloß auf einige Monate ab. Aber das Blatt sollte sich bald wenden. Mittlerweile trat der Neuengagierte in mehreren neuen Rollen auf und mit jeder spielte er sich immer mehr und mehr in die Gunst des Publikums hinein. Man erkannte bald, daß die Universitätsbildung, welche Dr. Tyrolt genossen, nicht ohne Rückwirkung auf seine Leistungen geblieben sei. Man sah mit Befriedigung, daß er mit seltener Lust und Liebe spielt, daß er nie einen Souffleur braucht, eine ausnahmsweise Sorgfalt auf seine Masken verwendet und endlich — daß er nicht bloß Grimassen schneidet und um jeden Preis komisch sein will, sondern ein echter Komiker ist, wie er seit Jahren unserer Bühne gefehlt hat. Die Kritik, schon durch die Eigentümlichkeit dieses wirklich begabten Schauspielers aufgefordert, fand sich veranlaßt, die Leistungen desselben ein-

gehender zu besprechen, da er ohne Widerrede eine Spezialität in seinem Fache ist und einer schönen Zukunft entgegengeht. Die Kritik tat dies um so lieber, als Herr Dr. Tyrolt maßvollen Tadel verträgt und jeden wohlgemeinten Wink sorgfältig beachtet. So hat sich Herr Dr. Tyrolt durch sein reiches Talent, durch seinen eisernen Fleiß den Platz selbst erobert, auf welchem er heute steht. Durch eigene Kraft ist er der Liebling des Publikums und eine gewaltige Stütze des Repertoires. Was hätte die Direktion angefangen, wenn diese komische Kraft nicht für das Amusement des Publikums gesorgt hätte zu einer Zeit, wo durch Abgang mehrerer Mitglieder das ganze Repertoire fast auf Null reduziert wurde! Wer hat z. B. die „Prinzessin von Trapezunt“ zu einem Kassastücke gemacht? Doch vorzugsweise er mit seiner gelungenen Figur des Sparadrap.

Wie beliebt Dr. Tyrolt ist, dies zeigte sich gestern bei seiner Benefizvorstellung. Schon früh waren Logen und Sperrsitze ausverkauft und das übervolle Haus empfing den Benefizianten mit einer mehr als minutenlangen stürmischen Beifallssalve.“

Meinen Eltern hatte ich eine Einladung zu diesem Abende geschickt und von meinem Vater traf eine größere Banknote ein „für eine Loge“! Ein schüchternes Zeichen gegenseitiger Annäherung!

Die jüngeren Kollegen hatten sich im Laufe der Zeit um mich gruppiert und meine geräumige Junggesellenstube bildete den Versammlungsort für alle möglichen Beratungen, Studien, Vorlesungen und Unterhaltungen. Zu diesem Kreise gehörten der Stuttgarter Urban, der gemütliche Berndl, der als Theaterdirektor verstorbene Frinke, der spätere Sänger Stritt, Reinau, der literarisch tüchtige Saar, den ich vor kurzem als Chef des Großhandlungshauses Claud und Metivét in Nizza wiederfand, v. Rittersfeld, Bassen u. a. Mögliche und unmögliche Pläne wurden da geschmiedet, Rollen wurden ausgefragt und in meinen vier Wänden einander vorgebrüllt, so daß sich die Hausnachbarn beschwerten; interessante Theaterstücke sowie die Werke von Boz Dickens, diese einzige Fundgrube für komische Darsteller, wurden gelesen, Fest- und Feiertage mit Bier und Punschgelagen gefeiert; wir alle schwelgten in jugendlicher Hoffnungsseligkeit. Hatte einer von uns eine

größere Rolle, so sahen die anderen bei den Proben aufmerksam zu, eine Sitte, die man wohl bei den Italienern und Franzosen, selten leider bei uns deutschen Schauspielern findet. Ich erinnere mich, daß mir nach der Generalprobe vom „Wintermärchen“, in dem ich zum erstenmale den „Autolykus“ spielte, das einstimmige Lob meiner Kameraden mehr galt als der Beifall des Publikums. Die Anerkennung der Berufsgenossen erschien mir stets als die wertvollste; denn wer urteilt strenger und schärfer als die Kollegen? Mit dem Engagement des Olmützer Regisseurs Geiger, das ich Dr. Franckel seit Monaten aufs wärmste empfahl, kam endlich ein rascher pulsierendes Leben auf die Brünner Bühne. Seine Energie und Tüchtigkeit überwand ziemlich alle Hindernisse, die er vorfand und die ihm noch in den Weg gelegt wurden. Für uns jüngere Kräfte begann jetzt ein flotteres, vorwärtsgehendes Arbeiten.

Mit Kollegen und Bekannten, unter welch' letzteren ich die Tuchfabrikanten Flesch, J. Bauer, Samek, Strakosch, ferner den Privatgelehrten Offermann, Juwelier Matzner, Dr. Machanek und Bankdirektor Knapp nenne, wurden zur Sommerszeit Ausflüge in die mährische Schweiz, nach Adamstal und Blansko oder in den nahen Schreibwald unternommen. Vorübergehend machte ich hier die Bekanntschaft meines Landsmannes, des Wettergelehrten Dr. Falb, und lernte den originellen preußischen Theaterdirektor Kommissionsrat Woltersdorff kennen. In Brünn hatte ich eine besondere Verehrerin meines Talentes in der Besitzerin einer jüdischen Auskocherei gefunden. So oft mich mein Weg über den Krautmarkt führte, mußte ich bei ihr vorsprechen und ihre gewaltige Neugierde bezüglich des Theaters und seiner Leute befriedigen. Hier lernte ich das vortreffliche Gericht „Gansel mit Ritschert“ schätzen. Madame T.... war natürlich Abonnentin und tägliche Besucherin des Theaters. Sie sprach ein kunterbuntes Jüdischdeutsch und die mehr originelle als richtige Ausdrucksweise meiner Gönnerin erregte oft schallende Heiterkeit. Einst kam sie etwas früher als sonst ins Theater und fand dasselbe ziemlich leer. Mich im Korridor treffend, meinte sie: „Heut' sind noch sehr Viele Wenige da!“ Als ich im „Bojar“ eine jüdische Dialektrolle, den Bankier Sommerfeld zu spielen hatte, was ihr nicht sonderlich behagte, sagte sie:

„Herr Dokter, ich seh' Se sehr gern auf der Bühne, aber zum Bojar geh' ich immer heraus!“ Leider entziehen sich gerade ihre drastischesten Aussprüche der weiteren Mitteilung.

Wie noch heute, arbeitete schon damals jede Brünner Theaterdirektion mit zahlreichen Gästen, um mehr Publikum ins Theater zu ziehen. Wenn es auch kein günstiges Licht auf ein Theater wirft, vorwiegend und insbesondere in den Wintermonaten ununterbrochen Gäste zu bringen, war uns jungen Leuten dieses Prinzip unseres Theaterdirektors nicht unangenehm, denn wir sahen bedeutende und berühmte Schauspielkräfte, konnten mancherlei von ihnen lernen und verlebten schließlich in ihrer Gesellschaft interessante Arbeitsstunden und vergnügte Abende.

Einer der ersten Gäste war die mir von Graz her gutbekannte Josefine Gallmeyer, die sich sehr freute, mich in Brünn als Kollegen wiederzufinden. Ich verbrachte die meiste Zeit während ihres ziemlich langen Gastspieles in ihrer heiteren Gesellschaft. Auch auf der Bühne war ich fast in allen Stücken ihr Partner, da sich meine bequemeren älteren Fachkollegen wegen der bekannten ungenierten Ausfälle und Extempores der übermütigen Gastin, die Niemanden schonte, von der Mitwirkung so viel wie möglich drückten. Gleich nach ihrer Ankunft hatte ich Fräulein Gallmeyer aufgesucht und begleitete sie auf den Friedhof, zum Grab ihrer Mutter; die Gallmeyer war eine geborene Brünnerin. Nach Tisch gingen wir in die Ruinen des alten Theaters am Krautmarkt, zur „Wiege ihres Glückes,“ wie sie meinte, denn auf diesen Brettern errang sie schon als kleines Mädchen Ruhm und Beifall. Lange stand sie wie in Vergangenes versunken da und stierte mit ihren funkelnden Augen, aus denen Tränen traten, die kahlen Mauern an; plötzlich zuckt es über das ganze Gesicht, schelmisch blinzelt sie nach oben, wo die alte Theaterloge war und ruft: „Sehn's, von dort oben hab' ich immer Würstel auf die Pauken hinunterg'worfen.“ Ich grub ihr aus dem Schutt ein blühendes Palmkätzchen aus und sie nahm außerdem eine verrostete Türklinke, die am Boden lag, zum Andenken mit. Gleich auf der ersten Probe kam es zu einer bewegten Szene. Unseren Gesangskomiker S....., der sich gerühmt hatte, der Günstling der

Gallmeyer gewesen zu sein, empfing sie mit den Worten: „Also Sie sind der Schuft, der behauptet, mein Liebhaber gewesen zu sein?“ Und nun ging ein Platzregen Gallmeyerscher Injurien auf den hilflos und beschämt Dastehenden nieder, der ihm die Lust verleidete, sich zarter Beziehungen zur „feschen Pepi“ zu rühmen. Im Hotel Neuhauser speisten wir täglich zusammen; sie gab mir aus eigener bitterer Erfahrung manchen guten Wink, manche treffliche Belehrung. Gelegentlich einer Besprechung hiesiger Theaterverhältnisse äußerte sie mir gegenüber: „Daß Ihnen hier einige nicht grün sind, habe ich schon bemerkt. Machen Sie sich daraus gar nichts! Beim Theater muß man beneidet werden, sonst wird man bedauert. Sie verkehren wahrscheinlich nicht mit allen Kollegen, das ärgert sie, Sie gefallen hier, das ärgert sie noch mehr. Sie kommen in bessere Familien und stehen mit den Rezensenten auf gutem Fuß — das vertragen sie schon gar nicht. Kümmern Sie sich nie um solche Komödianten! Glauben Sie mir, ich hätte schon längst die Stellung haben können, die ich heute einnehme, aber es war meine Schuld, oder richtiger die Schuld anderer, die mich mit Publikum und Journalistik in Zank und Streit brachten. Wenn ich früher Jemandem eine Empfehlung an eine Zeitung gegeben hätte, na! der wär' schön angekommen — heut' ist das anders. Lassen Sie sich also nichts dreinreden; Sie wissen, ich habe keine Absichten auf Sie, ich rate Ihnen als ehrliche Freundin, die Lehrgeld gezahlt hat.“ Von der keine Grenze kennenden Gutherzigkeit der damals allerdings große Summen verdienenden Gallmeyer will ich nur einen Fall erzählen. Ein hier engagierter kleiner Schauspieler besuchte die berühmte Kollegin in ihrem Wiener Heim und war außer sich vor Entzücken über einen reizenden Bücherschrank, der im Salon der Künstlerin stand. Nach wenigen Tagen fand der Provinzschauspieler den Bücherkasten als Geschenk der Gallmeyer in seiner Wohnung.

In rascher Aufeinanderfolge gastierte die liebreizende Baudius, der treffliche Prager Schauspieler Sauer, mit dem ich später anläßlich des Laubeschen Ensemblegastspieles in der böhmischen Hauptstadt vergnügte Stunden verlebte, die Wiener Komiker Knaak und Matras, sowie die damals auf einer größeren

Gastspieltour befindliche Klara Ziegler. Das Brünner Publikum brachte der stattlichen bayrischen Tragödin Ovationen dar, wie kaum einer Künstlerin zuvor. Blumenregen, Pferdeausspannen, eine vor ihrem Hotel aufziehende Musikkapelle, dazu Hochrufe des Publikums und ähnliche übertriebene Huldigungen waren an der Tagesordnung. Als Sonnenthal als unmittelbarer Nachfolger der Ziegler sein in die heißen Julitage fallendes Gastspiel absolviert hatte, veranstalteten Konsul Popper, Oberleutnant Lewi und meine Wenigkeit eine Parodie obiger Ovationen, indem wir nach der Abschiedsvorstellung Sonnenthals dessen Einspänner anhielten, das Pferd ausspannten und nun unter Hochrufen unsererseits den Komfortabel mit dem darin sitzenden ganz verblüfften Hoftheatergast bis zum Hotel Neuhauser zogen. Ein lustiger Abschiedsschmaus vereinigte Sonnenthals Freunde bis zur frühen Morgenstunde, die von den stark angeheiterten Teilnehmern benützt wurde, um die Firmatafel der Entresprise des pompes funèbres als Aushängschild auf dem Balkon unseres Stadttheaters zu befestigen.

Nun rückten das Ehepaar Hartmann und der fidele Baumeister an. Während Herr und Frau Hartmann mit größter Gewissenhaftigkeit und ängstlicher Genauigkeit probierten, ergötzten wir uns an der Ungeduld des durstigen Bernhard, dem die „Geschichte“ viel zu lange dauerte, der gerne mit uns Brünner Kollegen im Hannakschen Keller gesessen wäre. In dem Einakter „Die Schwestern“ sollten Baumeister und ich eine größere Szene nochmals probieren. „Ach, warum nicht gar!“ meint Baumeister, „das geht abends ganz famos! Wir werden uns schon irgendwo auf der Bühne treffen; und überhaupt, wenn Sie nicht reden, dann rede einfach ich!“ Aber am Abend kam es dann doch vor, daß wir alle beide — – nicht redeten. Weiters erschien auch bei uns der vormärzliche, bekannte „Schwarzblattl-“Dichter Baron Klesheim, der mit seinen Wohltätigkeitsvorstellungen pro domo damals alle österreichischen Theater unsicher machte. Er arbeitete immer mit einem Programm von 16 Nummern; das kleine komische Männchen verstand es, Schauspieler, Statisten, Militär, Pferde, alle Maschinerien inklusive Donner und Blitz in seinen Dienst zu setzen, um

seine „Akademie“ so interessant als möglich zu gestalten. Klesheim selbst sprach meist selbstverfaßte humoristische Gedichte, die er wirksam vortrug und rezitierte. Bei dem von ihm arrangierten Schlußtableau „Bei Översee“ trug er ein erläuterndes ernstes Poem vor, in welchem der Verfasser in Patriotismus und Rührung schwelgte.

Den Reigen der Gäste schlossen der Wiener Lokalkomiker Blasel, die allerliebste Soubrette Albertine Stauber, die vornehme Dresdner Künstlerin Pauline Ulrich, der geborene Brünner Felix Schweighofer, Minnie Hauck, mit der ich im „schwarzen Domino“ sang, und der mir als „fliegender Holländer“ unvergeßlich bleibende gewaltige Sänger und Darsteller der Wiener Hofoper Johann N. Beck.

Es dauerte gar nicht lange, so unternahm auch ich, einem „ehrenvollen Rufe der Direktion des Znaimer Stadttheaters folgend“, im Winter 1872 meine erste Gastspielreise. Nach einer langstieligen Nachtfahrt polterte mit mir der Omnibus in die berühmte Gurkenstadt hinein. Es war sechs Uhr früh, nur einige Marktweiber standen auf dem großen Platz, wo ich ausstieg und mit verzeihlicher Neugierde nach der nächsten Straßenecke schielte, wo bereits ein roter Gastzettel mit meinem Namen prangte. Eine bei ersten Gastspielen häufig vorkommende Aufregung, plötzlich vor einem ganz fremden Publikum zu stehen, bemächtigte sich auch meiner. Nach einigen Stunden holte mich der Theaterdiener zur Probe ab und überreichte mir den üblichen Gastzettel, auf dem mit großen Lettern zu lesen war: „Da es meinen vielen Bemühungen endlich gelungen ist, den ausgezeichneten ersten Komiker des Stadttheaters in Brünn zu einem einmaligen Gastspiele zu gewinnen .....“ Wie schwelgte ich in Stolz und Wonne! Das Honorar von vierzig Gulden, das ich für den Abend bekam, wuchs jetzt zu einer Riesensumme. Im Theater begrüßte mich Direktor S..........., dem ich in späteren Jahren im alten Wiener Freihause als Bierwirt wieder begegnete. Der martialische Mann, der seinem Äußern nach mehr einem Pferdehändler gleichsah, hatte wie so mancher seiner Kollegen die hübsche Gewohnheit, sich um alles andere zu kümmern, nur nicht ums Theater. Der Znaimer Theaterchef verbrachte, wie mir der vorsichtige Regisseur vertraute,

fast den ganzen Tag in einem sogenannten „Tschecherl“, einer kleinen, dem Theater gegenüberliegenden Caféwirtschaft mit Kartenspiel. Nach der Probe verzehrte ich in friedlicher Gemeinschaft mit Kollegen, Souffleur und Theaterdiener ein bescheidenes Mittagbrot, bestehend aus Würstel mit Erdäpfelpüree, und dann machte ich dem liebenswürdigen Redakteur des Znaimer Blattes Seethaler, den ich nach 25 Jahren in Olmütz wieder antraf, meinen Respektsbesuch. Seethaler beeilte sich, mir die Sehenswürdigkeiten des Städtchens zu zeigen, besorgte mir ein Fäßchen eingelegter Gurken, das ich an meine Eltern sandte und mahnte mich, noch vor Schluß der Vorstellung mein Honorar zu verlangen, da es sonst leicht am Kartentisch verschwinden könnte. Die Warnung war gerechtfertigt. Schon nach dem ersten Akte hörte ich, der Herr Direktor habe „drüben“ bereits die ganze Einnahme verspielt. Mit einer mir heute noch rätselhaften Energie ließ ich dem Direktor sagen, ich würde, wenn ich bis zu Beginn des letzten Aktes nicht mein Honorar hätte, unter keinen Umständen weiterspielen und dem Publikum den wahren Grund meiner Weigerung mitteilen. Der Direktor kam sofort auf die Bühne, beschwichtigte mich und bat, nur ruhig weiter zu spielen, bis zum letzten Akte würde er schon wieder bei Kasse sein. Sprach's und verschwand. Vor Ende des zweiten Aktes sah ich ihn wieder; frohlockend stand er hinter den Kulissen und rief mir, die Banknoten in die Höhe haltend, zu: „Hab's schon, hab's schon!“ Meine vierzig Gulden waren gerettet! Nach der Vorstellung mußte ich noch ins Bürgerkasino, wo ein Unterhaltungsabend stattfand und als ich um drei Uhr früh schachmatt und müde auf dem Bahnhof eintraf, erwartete mich draußen der gute Seethaler, der noch ein Stündchen mit mir verplaudern wollte.

Die Unpopularität Franckels nahm nach Ostern 1872, zu welcher Zeit er einen starken Personalwechsel vornahm und einige beliebte Mitglieder ziehen ließ, derartige Dimensionen an, daß sich ein Teil des Publikums nicht mehr mit geharnischten Zeitungsartikeln begnügte, sondern dem Manne durch eine regelrechte Katzenmusik die allgemeine Unzufriedenheit deutlicher zu verstehen gab. Glücklicherweise befand sich das Opfer während der Straßendemonstration

in unserer Abendgesellschaft im Garten der „Drei Lämmer“ und erst als Geiger und ich unseren ahnungslosen Direktor heimbegleiteten, hörten wir von seinem uns entgegeneilenden Bedienten, was sich unterdes vor seiner Wohnung abgespielt hatte. Franckel war wie vernichtet. Wir brachten den aufgeregten Direktor in das Café Spranz und suchten ihn auf alle mögliche Weise zu beruhigen; umsonst. Schluchzend warf er sich in eine Ecke und die bittere Kränkung von Seite seiner Landsleute konnte er lange nicht verwinden. Die Veranstalter des Theaterskandals haben hart gehandelt, sie haben diesem gewiß nicht schlechtesten Brünner Theaterdirektor, der die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen ohnehin mit seinem Vermögen und seiner Gesundheit teuer bezahlen mußte, auch noch tiefen Schmerz bereitet.

Bevor ich mein Provinzengagement verließ, stellte ich mich noch geschwind den Preßburgern, die ja die ersten gütigen Beurteiler meines aufkeimenden Talentes waren, an zwei Abenden als „Gast“ vor.

Der Tag des Abschiedes war herangerückt. Am 20. Juli 1872 bei einer mörderischen Glühhitze spielte ich vor einem brechend vollen Hause zum letztenmale vor dem lieben, mir bis heute treugebliebenen Brünner Publikum. Lorbeerkränze flogen auf die Bühne und das folgende, dem Scheidenden gewidmete Gedicht flatterte von den Gallerien in hunderten von Exemplaren auf das Publikum nieder:

„So steht uns denn bevor dein nahes Scheiden
Aus unserm festgeschloss'nen Kunstverband,
Der uns so viel der Lust, so hohe Freuden
Durch köstlichen Humor und Witz gesandt.
Getreu hast du den Musendienst verwaltet,
Vielseitig stets in Pflichten dich geübt;
Voll Wahrheit uns manch Kunstgebild gestaltet,
Des Heiterkeit durch nichts uns ward getrübt.
Dem Ernste wie dem Scherze hingegeben,
Wie man's von dir gefordert und gewollt,
Griffst du sie aus dem vollen Menschenleben
Und reich ward uns ihr Farbenschmuck entrollt.
All' unsre Herzen hast du dir errungen,
Ein jedes freudig dir entgegenschlägt,
Ja oft hast du sogar gesungen,

Daß unsern vollsten Beifall es erregt.
Empfange denn zu späterem Gedenken
Gefügt zum Kranz auch dieses Lorbeerblatt,
Glück auf! Zum Schritt, den fördernd du willst lenken
Zum Donaustrand, zur schönen Kaiserstadt."

Am folgenden Tage schrieb der tonangebende Kritiker des „Tagesbote aus Mähren": „Das gestrige Abschiedsbenefiz des Herrn Dr. Tyrolt gestaltete sich zu einem Familienfeste des Stammpublikums unseres Stadttheaters. Es war dies auch leicht vorauszusehen. Dieser junge Schauspieler hat sich die Gunst des Brünner Publikums in selten hohem Maße erworben und den Theaterfreunden viele frohe Stunden bereitet. Er hat stets mit seltener Lust und Liebe gespielt und eine Vielseitigkeit bekundet, die mitunter staunenswert war und die gerade für eine Provinzbühne wie Brünn von Wichtigkeit ist, weil er auch heterogene Rollen spielte. Er sang Couplets und in Opern, ohne eine Note zu kennen, er tragierte Bösewichte, ohne ausgelacht zu werden. Mit dem Abgange Dr. Tyrolts erleidet unsere Bühne einen schweren Verlust. Wir wollen nicht behaupten, daß es unmöglich sei, einen anderen Komiker zu finden, da ja selbst Minister ersetzt werden, sondern vornehmlich darauf hinweisen, daß wir einen solchen Künstler, der so vielseitig beschäftigt werden kann, nicht leicht wieder erhalten werden. Der Umfang seines Repertoires ist sehr weit und eben dieser Umstand kam der Direktion oft zugute, wenn sie infolge der Kaprize oder plötzlichen Erkrankung einzelner Mitglieder in Verlegenheit kam. Da sprang Dr. Tyrolt ein und war auch wirklich der Kassenmagnet. Man hat es hier mit einem Talent zu tun, auf dessen weitere Fortschritte und Entwicklung man gespannt sein darf. Herr Dr. Tyrolt kann mit dem Erfolge seines Brünner Engagements gewiß zufrieden sein; wenn er sich ebenso schnell die Gunst des Wiener Publikums erobert und dauernd erhält, wie hier in Brünn, dürfte er seine künstlerische Zukunft begründet haben."



# Am Wiener Stadttheater

1872—1884.





## I.

Da ich in meinem im Jahre 1889 erschienenen Buche über das Wiener Stadttheater die Gründung und die Schicksale dieser letzten Schöpfung Laubes, die er leider nicht mit Unrecht sein Schmerzenskind nannte, ausführlich mit möglichster Objektivität und völliger Umgehung meiner Person, wie dies allseitig von der literarischen Kritik anerkannt wurde, geschildert habe, wird man es verzeihlich finden, wenn ich in dem vorliegenden Werke als dem Buche meiner Erinnerungen und Betrachtungen auch meine persönlichen Erlebnisse mehr in den Vordergrund zu stellen mir erlaube.

Die zwölf Jahre am Wiener Stadttheater, insbesondere die ersten acht, bildeten für mich sozusagen die Theateruniversitätszeit. Ich war da auf einer Hochschule des deutschen Theaters. Außerdem hatte ich das Glück, mir bald die Sympathie und das Wohlwollen Heinrich Laubes zu erringen, der mir während der ganzen Zeit seiner Direktionsführungen und auch nach seinem endgültigen Rücktritt nicht nur ein fürsorglicher Lehrer und Direktor, sondern ein väterlicher Freund geworden und bis zu seinem Tode geblieben war. Es drängt mich, hier zu Beginn dieses Abschnittes diesem originellen und gewaltigen dramaturgischen Meister und Theaterleiter, der sich neben Schröder und Immermann, mit denen er so manchen Zug gemeinsam hatte, in der deutschen Theatergeschichte ein unvergängliches Denkmal gesetzt, meine unauslöschliche herzinnige Dankesschuld für dasjenige abzutragen, was ich durch ihn und seine Schule

machende, bis heute unübertroffene Regiekunst an Theaterkenntnissen erworben habe. Ihm allein verdanke ich alles, was ich in späteren Jahren als dramatischer Künstler, als Regisseur und Lehrer überhaupt zu leisten imstande war.

Der eigentliche Schöpfer des Wiener Stadttheaters, der damalige Chefredakteur der „Neuen Freien Presse", Max Friedländer, hatte in kurzer Zeit die besten und angesehensten Namen aus allen Kreisen der Wiener Gesellschaft für das neue Theaterunternehmen zu gewinnen gewußt. Der größte Teil des nötigen Kapitals ward durch leider zu billigen Verkauf erblicher Logen und Sitze beschafft, die fehlende Restsumme wurde aufgenommen und diese Hypothekarschuld, beziehungsweise deren Verzinsung, bildete die erste schwere Fessel, die unserem Theater angelegt wurde. Der ehemalige Burgtheaterdirektor Heinrich Laube, der sich im Wiener Publikum einer berechtigten Popularität erfreute, war, seiner Leipziger Direktionsführung überdrüssig, nach Wien zurückgekehrt und hatte sich für das Stadttheater zur Verfügung gestellt. Es war ein unbestrittenes Glück der jungen Bühne, in Laube ihren ersten Direktor zu finden und doch muß erwähnt werden, daß gerade durch ihn und seine ersten Ratgeber die für das Stadttheater unheilvoll gewordene Parole: „Rivalität mit dem Burgtheater" ausgegeben wurde, zu der sich, wie Gottschall richtig bemerkte, auch eine Rivalität mit einem feindlich gesinnten Direktor gesellte. Ein zweites Schauspiel konnte, trotz Krach und Umschlag der wirtschaftlichen Verhältnisse, neben dem Burgtheater bestehen, ein Theater, welches, zielbewußt jedweder Konkurrenz mit dem hundertjährigen Hofschauspiel aus dem Wege gehend, nicht das zwecklose Wagnis unternehmen will, das erste deutsche Theater mit seiner ruhmreichen Vergangenheit und kunsttüchtigen Gegenwart zu bekämpfen. Für unser Theater auf der Seilerstätte lag daher die zu pflegende Spielgattung klar zutage. Es mußte sich zum Interpreten derjenigen Stücke, denen infolge ihrer Tendenz oder sonstiger Gründe wegen die rigorosere Hofbühne verschlossen war, sowie des bürgerlichen Lustspieles, Schwankes und des vornehmeren Volksstückes machen. Laube, der die Idee vom „zweiten ersten Schauspiel" verfocht, hielt diese Repertoirbeschränkung für unrichtig und wurde in diesem Gedanken auf das lebhafteste bestärkt durch einen seit

Leipzig an seiner Seite wirkenden Mann, den Vortragsmeister Alexander Strakosch, dessen theatralischer Fanatismus sich mit theaterpraktischen Anschauungen und mit der hier von Anfang an notwendigen vernünftigen Sparsamkeit in artistischen und administrativen Maßnahmen schwer vertrug.

In den ersten Augusttagen 1872 rückten aus allen Gegenden Deutschlands die von Laube und seiner lebendigen Werbetrommel engagierten Mitglieder zu den Proben in Wien ein. Schauspieler verließen gesicherte Stellungen an Hof- und Stadttheatern und folgten den verlockenden Anträgen und Versprechungen, die dem jungen Unternehmen nicht geringe Geldopfer verursachten. Die Magnete, die uns alle, jung und alt, ob berühmt oder Anfänger, anzogen, hießen Laube und Wien. Ich hatte mir in einem Eckhause der verlängerten Kärntnerstraße im vierten Stock ein ruhiges Hofzimmer gemietet und benützte die vielfach freie Zeit, Wien gründlich kennen zu lernen. Fast täglich besah ich mir den seiner Vollendung entgegengehenden Stadttheaterbau und die kolossalen Vorbereitungen zur Weltausstellung 1873 im Prater.

Mit meinen neuen fast durchwegs reichsdeutschen Kollegen wurde ich auf den Proben bekannt, die anfänglich im ehemaligen Harmonietheater, heute Danzers Orpheum, später auf der Bühne des Stadttheaters, Tag für Tag, Früh und Abends oft unter dem Lärmen und Hämmern der Arbeiter abgehalten wurden. Jetzt lernte ich eigentlich erst kennen, was „Probieren" heißt, insbesondere was eine Laubesche Probe zu bedeuten hatte. Eine solche erschien mir wie ein Examen vor einem strengen Prüfungskommissär. Welcher Ernst, welche Gewissenhaftigkeit, welche Disziplin herrschten da! Wenn Laube die Bühne betrat, ertönte ein Glockenzeichen, Alle eilten auf ihre Plätze, man hörte kein lautes Wort mehr und die Probe begann, die von niemandem gestört werden durfte.

Mit den in Wien noch fremden Künstlerkollegen besuchte ich sehr häufig das Burgtheater und trat bald mit Theodor Reusche, dem von Berlin gekommenen Charakterkomiker, mit Siegwart Friedmann und seiner durch die Lassalle-Affäre bekannten Gattin Helene geb. Dönniges, mit Adolf Glitz, Robert, Tewele, Findeisen und Salomon in näheren Verkehr. In dem

seinerzeitigen Restaurant Faber, im Dreherkeller unter Laubes Wohnung, bei Munsch und im Künstlerbierhause hatten wir Stadttheaterleute unsere geselligen Zusammenkünfte.

Ein neues Amt, bisher an deutschen Theatern unbekannt, bekleidete Alexander Strakosch als Vortragsmeister des Wiener Stadttheaters. Über diese Neuerung Laubes schrieb ich in meinem Stadttheaterbuche:

„Laube hat sich in seinen dramaturgischen Schriften, in diesen nicht warm genug zu empfehlenden Bibeln des deutschen Theaters, des ausführlichen über die Vortragslehre an deutschen Bühnen ausgesprochen. Wie bekannt, galt ihm beim Schauspieler das „Wort“ das meiste. „Sprechen ist das Hauptmittel des Schauspielers.“ Deutlich, richtig, überzeugend sprechen! — Das forderte er in erster Linie. Gewiß mit Fug und Recht. Laube fand, daß das ordentliche Sprechen von den deutschen Schauspielern vernachlässigt werde. Dem zu steuern,. sei ein gewisser Sprechunterricht notwendig, zum mindesten Vorübungen, welche den mündlichen Vortrag, dessen Reinheit und Deutlichkeit befördern sollen. Wenn man nun auch den doch etwas unwahrscheinlichen Fall annehmen wollte, die deutschen Schauspieler hätten wirklich ihre Sprache und Sprechweise vernachlässigt, so ist und bleibt es doch in erster Linie Sache der Regie, derlei Übelstände und Fehler auf den Proben abzustellen. Laube gesteht, daß er selbst früher mit vielen Schauspielern diese Übungen durchmachte. Am Wiener Stadttheater führte ihn das praktische Bedürfnis der Zeitersparnis dazu, einen Vortragsmeister oder richtiger Rollenkorrepetitor anzustellen. Die geeignete Persönlichkeit glaubte er gefunden und erprobt zu haben in Strakosch, einem ehemaligen kleinen Schauspieler, der nach Paris gegangen war, dort rhetorische Studien machte und schließlich bei Laube in Leipzig unter dessen Protektorate als Vortragslehrer debutierte. Durch ein vorbereitendes Einzelstudium der Rollen mit dem Vortragsmeister sollte namentlich der noch künstlerisch unselbständigere oder schwächere Schauspieler doch gewissermaßen fertig auf die Probe kommen und Laube, der nun bei den einzelnen ein gut Stück vorgearbeitet fand, sollte dadurch in die Möglichkeit versetzt werden, in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Stück zur Aufführung fertigzustellen.

Die Aufstellung eines neuen Repertoires und die möglichst rasche Bereicherung desselben war ihm am Stadttheater Bedürfnis und dringende Notwendigkeit. Da sich seine Regisseure zu einem derartigen Sprech- und dramatischen Hausunterrichte wohl kaum herbeigelassen hätten, übertrug er Strakosch das ihm zweckdienliche Amt.

Es muß anerkannt werden, daß Laube in seinem Vortragsmeister einen unermüdlichen Arbeiter gewonnen, der mit Fleiß und Eifer seiner Lehrtätigkeit oblag. Wenn trotzdem die Resultate einer so großen Mühe nur genügten, das momentane Bedürfnis eines rührigen Theaterdirektors zu befriedigen und sich verschwindend klein erwiesen, sobald es sich um einen dauernden und reellen Gewinn für die dramatische Darstellungskunst handelte, mag der Grund wohl darin zu suchen sein, daß diese Mühe doch nicht ganz richtig angewendet wurde. Strakosch, dessen Befähigung als Sprechlehrer von mir nicht in Zweifel gezogen werden soll, hatte als solcher eine ersprießliche Tätigkeit vor sich, wenn er dem leitenden und inneren Getriebe des Wiener Stadttheaters so viel als möglich fern blieb. Dem war aber nicht so. Im Handumdrehen wurde aus dem Vortragsmeister ein dramatischer Lehrer, und in nicht langer Zeit gewann er, zum Regisseur befördert, einen Einfluß auf die artistische Leitung des Theaters, den er weniger bei den Proben auf der Bühne, als im Hause seines Direktors geltend zu machen wußte, einen Einfluß, der, wenn auch vielleicht den besten Absichten entspringend, sich doch nicht immer als ein für das wahre, dauernde Gedeihen des Institutes heilsamer erwies. Strakosch war, wie schon erwähnt, als dramatischer Lehrer vielleicht durch das praktische Bedürfnis des neuen Theaters angewiesen, eine bequeme, aber nach meiner unmaßgeblichen Meinung unrichtige Methode bei seinem Unterrichte anzuwenden. Strakosch studierte die Rollen seinen Schülern schablonenhaft ein. Er sprach die Rolle mit Betonungen, Nuancen, Pointen so lange vor, bis der durch Laubes Machtwort zum Unterrichte befohlene Schauspieler es — ebenso machte. Seine Schüler gewannen eine deutliche Aussprache, aber sie sprachen einer wie der andere oder richtiger alle wie einer, wie ihr Lehrer. Einen allgemeinen Wert hatte dieser Unterricht für den Schüler nicht, ein Wort, ein Wink Laube's auf der

Probe war nutzbringender und galt auch seinen Mitgliedern mehr, als stundenlanges Arbeiten mit dem Vortragsmeister. Wenn ein dramatischer Lehrer mit seinen Schülern Rollen studiert, soll er vor allem darauf bedacht sein, in keiner Weise die bei dem Lernenden vorhandene künstlerische Individualität und etwaige Originalität durch eine zu subjektive Einmischung seinerseits in ihrer Entwicklung zu stören; das heißt, der Lehrer darf nicht vor den Augen des Schülers selbst produzieren, sondern er soll die oberwähnte Individualität durch eigene und auf selbständigem Denken beruhende Tätigkeit des Lernenden sich kräftigen und ausbilden lassen; nur im nötigsten Falle sei er ein Nachhelfer und Berater. Die Phantasie, das Gefühlsleben, das dramatische Darstellungstalent, die Schaffenskraft des Schülers muß angeregt werden, aus sich selbst heraus zu arbeiten, um dadurch zu lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Nur, wenn beim dramatischen Unterrichte eine derartige Methode in Anwendung kommt, kann von einem ersprießlichen Erfolg die Rede sein. Ein solcher Unterricht führt zur künstlerischen Selbständigkeit, welche doch hauptsächlich ins Auge gefaßt werden muß.

Nicht nur zu Beginn, auch in späteren Jahren unternahm der Vortragsmeister zahllose Talententdeckungsreisen oft bis in die entferntesten Gegenden Deutschlands und brachte Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen man im vorhinein wissen konnte, daß es ihnen schwer fallen dürfte, auf dem heißen Wiener Theaterboden Posto zu fassen; etliche machten sogar selbst dieses Bedenken geltend. Sie spielten einigemale — oft auch nur auf der Probe — erwiesen sich den Anforderungen Laubes gegenüber zu schwach, bekamen größere oder geringere Abstandssummen für ihre abgelösten Verträge und zogen fort mit Groll im Herzen gegen das Stadttheater, das derlei Experimente mit seinen ohnedies vielfach in Anspruch genommenen Einnahmen teuer bezahlen mußte. Strakosch, der am Stadttheater überflüssig war, wenn das klassische Schauspiel aus dem Repertoire ausgeschieden wurde, bestärkte Laube in dem unglücklichen Gedanken der Konkurrenz mit dem Burgtheater.

Wenn von der überwiegend größeren Zahl der Schauspieler die bis dahin an deutschen Theatern unbekannte Anstellung eines vortragenden Sprechmeisters nicht besonders sym-

pathisch aufgenommen wurde, so mag dies seine Erklärung einfach darin finden, daß diese Neuerung mit den Ansichten und der Überzeugung deutscher Schauspieler nicht übereinstimmte, und speziell den Mitgliedern des Stadttheaters der Vortragsmeister mehr oder weniger aufgedrängt wurde. Ich will keineswegs verschweigen, daß der Vortragslehrer unter den Schauspielern auch Anhänger gefunden hat und nicht nur Anhänger aus Klugheit und Bequemlichkeit. Daß sich trotz Mühe und Plage des Vortragsmeisters die Sympathien der meisten zum dramatischen Schulunterricht kommandierten Schauspieler nicht für denselben gewinnen ließen — einzelne Fälle ausgenommen, in denen etliche Mitglieder alles, was sie erreichten, dem Vortragsmeister zu danken hatten und wofür sie sich ihm auch gewiß erkenntlich gezeigt haben — läßt sich zurückführen auf eine nach und nach entstandene berechtigte Verstimmung der Schauspieler, hervorgerufen durch die fortwährende, nicht immer taktvolle Reklame für die Tätigkeit des Lehrers auf Kosten der Lernenden. Setzen wir den nicht zugegebenen Fall, es hätte wirklich der Vortragsmeister das größte Verdienst an den Erfolgen der Schauspieler gehabt, es hätten wirklich die wenigsten Mitglieder des damaligen Stadttheaters auf der Bühne „richtig sprechen“ können, es hätten dieselben wirklich erst durch Strakosch erfahren, was Komödiespielen heißt, so durfte diese Tätigkeit des Lehrers doch nicht so stark in den Vordergrund gestellt werden. Die Arbeit des Vortragsmeisters mit den Schauspielern im Studierzimmer ist, wie die Arbeit des Regisseurs mit den Schauspielern auf der Probe, eine streng interne Sache, eine intime Angelegenheit und alle dabei gemachten Betrachtungen, Vorkommnisse und Schlußfolgerungen gehören nie und nimmer vor das Forum der Öffentlichkeit. Es konnte daher niemanden wundernehmen, wenn das Pachten so mancher Erfolge von Seite des Lehrers bei den dabei nicht am besten wegkommenden Schauspielern böses Blut machte. In dem Bestreben, sich aller Welt gefällig zu erweisen, ließ sich Strakosch mitunter auch zu Versprechungen herbei, die — Versprechungen bleiben mußten, da er seine Machtsphäre und seinen Einfluß auf den artistischen Direktor denn doch zuweilen überschätzte. Der Vortragsmeister Laubes kam und ging mit seinem Schöpfer!“

Nach zwanzig Jahren war es dem Direktor des Deutschen Volkstheaters, Herrn Emerich v. Bukovics, vorbehalten, diese vereinzelte Erscheinung in der deutschen Theaterwelt zu neuem Leben zu erwecken. Strakosch wurde für kurze Zeit Vortragsmeister des Deutschen Volkstheaters. Was er an diesem sich vorwiegend mit dem modernen Stücke und mit dem Volksschauspiel beschäftigenden Theater sollte, war nicht recht klar. Um Beschäftigung zu haben, errichtete er daselbst eine Elevenschule, deren Nutzen für das Deutsche Volkstheater sich nur zu bald als illusorisch erwies.

Mit gelindem Entsetzen empfing ich am Stadttheater meine erste Rolle, den „Krongroßmarschall“ im „Demetrius“, im vollsten Sinne des Wortes eine Anmelderolle, da sie nur aus den zwei Worten: „Der König!“ bestand. Ich war trostlos und wäre beinahe um meine Entlassung eingekommen, von welchem unüberlegten Schritte mich glücklicherweise die erfreuliche Mitteilung abhielt, daß ich im zweiten Eröffnungsstücke, dem Moserschen Lustspiele „Das Stiftungsfest“ die komische Rolle des Vereinsdieners spielen solle. Nach Jahren — ich war unterdessen Regisseur geworden und bezog bereits ein hohes Spielhonorar — wurde „Demetrius“ abermals einstudiert und man hatte vergessen, mir die unbedeutende Rolle abzunehmen. Zufälligerweise kommt Laube in demselben Augenblicke auf die Bühne, als ich mit Stentorstimme das Erscheinen des Königs melde. Nach meinem Abgang eilt er auf mich zu. „Was heißt denn das? Sie spielen noch immer den Krongroßmarschall?“ — „Jawohl, Herr Doktor!“ — „Wie viel Spielhonorar haben Sie denn?“ — „Zwanzig Gulden!“ — „Da kommt ja das Wort auf zehn Gulden?! Das ist mir zu teuer! Augenblicklich abgeben!“ Und so geschah's! Ich verlor für immer meine — kostbarste Rolle. Die Generalprobe der ersten Vorstellung von „Demetrius“ ging glatt vonstatten, aber sie wirkte auf die zusehenden Schauspieler nicht befriedigend. Das Ganze machte den Eindruck des Einstudierten und in der Reichstagsszene wirkte ein Übermaß von Stimmenaufwand und Lebhaftigkeit störend. Der Eröffnungsabend am 15. September 1872 gab unseren Befürchtungen recht und selbst Laube gestand: „Stück und Darstellung haben keinen vollen Eindruck gemacht!“ Lobe als



Tyrolt als Poirier im „Vornehmen Schwiegersohn“.



„Schuisky“ und Salomon als „Sapieha“ errangen durch ihr einfaches, natürliches Spiel den einstimmigen Beifall des Publikums. Die an und für sich tüchtige erste Leistung des Wiener Stadttheaters wäre ganz anders aufgenommen worden, wenn die schädliche Reklame von der „Konkurrenzbühne des Burgtheaters“ nicht schon böses Blut gemacht hätte. Man legte einen strengeren kritischen Maßstab an und fand die Erwartungen nicht erfüllt. So ernteten wir gleich am ersten Tage die Früchte einer unglücklichen Idee, die leider noch lange nicht aufgegeben werden sollte. Zwei Tage später kam für mich der heißeste Theaterabend meines Lebens, mein erstes Auftreten in Wien in einer entscheidenden großen Rolle. Reusche und ich saßen mittags im Gasthause, aber keinem von uns mundete ein Bissen; wir waren beide durch den halben Demetriuserfolg in Angst und Unruhe versetzt und unsere Aufregung steigerte sich bis zum Betreten der Garderobe. Zum erstenmale vor dem Wiener Publikum, vor der Wiener Kritik erscheinend, schlug mir das Herz im Leibe, ich sah und hörte nichts, bis nach meinem ersten Abgange ziemlich lebhafter Applaus erscholl. Jetzt bekam ich Mut und mit dem Lampenfieber war's vorbei. Die Kritiken über beide Eröffnungsvorstellungen waren mehr wohlwollend als günstig. Um dem Burgtheater zuvorzukommen, hatte Laube mit fieberhafter Eile Grillparzers „Bruderzwist in Habsburg“ herausgebracht und Lobe, der von da ab für den ersten Schauspieler des Stadttheaters galt, fand für seine Leistung als „Kaiser Rudolf“ die wärmste Anerkennung. Ich war vor Schluß der Vorstellung fertig und wollte eben das Theater verlassen, als beim Bühnenausgang drei alte Frauchen, nach vormärzlicher Mode gekleidet, auf mich zutrippelten und ängstlich fragten: „Ach bitte, mein Herr, wie geht's denn drinnen unserem guten Grillparzer?“ Als ich ihnen den vollen Erfolg des „Bruderzwistes“ berichten konnte, lachten und weinten die Greisinnen vor Freude, drückten mir die Hände für die „liebe, süße Nachricht“, hingen sich dann ineinander ein und eilten frohgemut heim. Ich kann es leider nicht mit Bestimmtheit sagen, aber ich vermute, daß es die Freundinnen Grillparzers, die Schwestern Fröhlich, waren. Nach dem gründlichen Abfall der Hackländerschen kleinstädtischen Hofposse „Diplomatische

Fäden“ sah man, daß bei den Engagements vorwiegend für das ernste Schauspiel gesorgt worden war, während es an begabten Lustspieldarstellerinnen und insbesondere an einem ersten vornehmen Konversationsschauspieler in unserem Ensemble mangelte. Vergeblich versuchte damals Laube Friedrich Mitterwurzer vom Michaelerplatz herüberzulocken; ein grausamer Zufall ließ diesen Künstler erst dann in das Stadttheater einziehen, als Laube für immer geschieden war. „Den hätte ich haben müssen,“ klagte später Laube, „ich und er hätten dabei gewonnen!“

Den literarischen Salon Laubes besuchte ich so oft als möglich. Zur Kaffeestunde fanden sich hier einheimische und fremde Schriftsteller, Journalisten, Künstler, Gelehrte, Staatsbeamte und hohe Militärs zu zwangslosem geistigen Verkehr zusammen. Laubes feinfühlige, hochgebildete Gattin, Frau Iduna, eine geborene Brockhaus, neben welcher in den ersteren Jahren noch die 86-jährige Mutter Laubes saß und alle Anwesenden freundlich ins Gespräch zog, machte mit großer Liebenswürdigkeit die Honneurs und Laube, behaglich im Lehnstuhl sitzend, den Selterwasserkrug vor sich, die Zigarre im Munde, führte und beherrschte die lebhafte Konversation. Wer von bedeutenden literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten nach Wien kam, fand sich gewiß auch bei Laube ein. So lernte ich hier, gleich bei meinen ersten Besuchen, Friedrich Haase, den Karlsruher Hoftheaterintendanten und den Dichter Baron zu Putlitz, das berühmteste „Gretchen“ Frau Marie Seebach, den Stiefsohn Laubes, den deutschen Reichstagsabgeordneten Professor Hänel, und Ludmila Assing, die Nichte Varnhagens, kennen, mit der Laube sich gerne in humoristisch gefärbte Streitgeplänkel einließ. Laube selbst rauchte Havannakraut; wer bei ihm als verständnisloser „Qualmer“ galt, bekam inländische Britannikas oder Trabukos. Ich vergesse nicht den wütenden Blick, den mir Laube einst zuwarf, als ich, seinen Wink mißverstehend, einem alten General statt der ihm zugedachten gewöhnlichen Sorte das feine Havannakästchen hinreichte. Einige Minuten vor sieben Uhr mußte der Diener mit absichtlich lauter Stimme „der Wagen ist da“ melden, das Zeichen zum Aufbruch! Laube fuhr ins Theater oder zog sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Gelegentlich erzählte ich Laube, daß ich seit 46 Tagen, also seit der Eröffnung des Theaters, täglich gespielt habe. „Da verdienen Sie ja ein enormes Spielhonorar - wie viel haben Sie denn?“ fragt Laube. „Gar keines, Herr Doktor!“ antworte ich. „Warten Sie!“ erwidert mein erstaunter Direktor, schreibt einige Worte auf ein Blatt und überreicht mir eine Anweisung auf ein ziemlich großes Spielhonorar, das mir die Theaterkasse vom ersten Auftreten an auszuzahlen hatte.

An einem freundlichen Oktobernachmittage setzte ich mich beim „Hirschen“ im Prater an einen Tisch, an dem bereits ein martialisch aussehender älterer Herr Platz genommen hatte. Sein buschiger Schnauz- und Knebelbart ließ mich auf einen Forstmann raten. Eine Weile glotzt er mich scharf an und es entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen uns:

Er: „Vom Theater?“

Ich: „Ja!“

Er: „Schauspieler?“

Ich: „Ja!“

Er: „Vom neuen Laubetheater?“

Ich: „Ja!“

Er: „Was für Landsmann?“

Ich: „Aus Rottenmann in Steiermark!“

Er: „Oho! — ich bin ein Admonter — Hofopernsänger Draxler!“

Bald waren wir Landsleute in ein lebhaftes Gespräch vertieft und noch am selben Abende führte mich Draxler in seine illustre Stammgesellschaft ein, die im „Weingartel“ am Getreidemarkt ihre Zusammenkunft hatte und der ich bis zu meiner Verheiratung angehörte. In der lauschigen Alkovenecke des Gastzimmers verlebten wir heitere, mitunter tollustige Stunden. Friedrich Schlögl, der klassische Kenner und Schilderer des Wiener Lebens, der sarkastische Redakteur des „Figaro“ Sitter, die beiden Wagnerianer Dr. Kafka und Dr. Baumgartner, der witzige Hofoperninspektor Lewy, Heldentenor Labatt, den wir den „Sänger für Schweden und Norwegen“ nannten, der gemütliche Findeisen, der heutige Prager Theaterdirektor Angelo Neumann, die beiden Mimiker, der tiefernste Price und der drollige Winkler sowie manch anderer heiterer Genosse gehörten diesem

Kreise an. Anzengruber, Rosegger und der Berliner Sänger Niemann erschienen öfter als Gäste. Manchmal tauchte bei uns auch die Hünengestalt des ehemaligen Opern- und späteren Volkssängers Binder auf, ein leider herabgekommenes Original, in Wien allgemein bekannt als „blader Binder“ oder „Mann mit der großen Röhren“. Ging es ihm nicht zum besten, dann suchte er alle ihm bekannten Wirtsstammtische auf und für seine „ewig kranke“ Familie bot er seine Memoiren zum Verkaufe an, die er in Dutzenden von Exemplaren stets bei sich trug. War er auf diese Weise wieder zu Geld gekommen, dann vergaß der leichtsinnige Kumpan schnell seinen Jammer und gab mit unversiegbarer Laune alle seine derbheiteren Abenteuer während seiner Künstlerlaufbahn zum besten. Als er einst am Hoftheater in H....... sich dem Intendanten mit seinem tiefen Baßorgan vorstellte, fragte der näselnde Chef: „Was singen Sie?“ Binder starrt den naiven Frager mitleidig an und antwortet dann mit aller Gemütsruhe: „Tenor, Sie Ochs!“ Daß man ein so ungeniertes grobkörniges Individuum nirgends lange im Engagement behielt, wird niemand wundernehmen. Als er, von Weimar kommend, gefragt wurde, wie ihm die Stadt der Klassiker gefallen habe, meinte er: „Na, nit übel -- is halt a klein's Penzing!“ Von dem aus Deutschland wieder Heimgekehrten stammt auch das geflügelte Wort: „G'lernt hab' ich nix, aber arrogant bin ich word'n!“

Bald nach Eröffnung des Wiener Stadttheaters war zwischen Laube dem Direktor und Lobe seinem Oberregisseur ein Konflikt ausgebrochen, der leider immer größere Dimensionen annahm. Zuerst legte Lobe seine Regiestelle zurück; wahrscheinlich behagte dem früheren Breslauer Direktor die geringe Machtvollkommenheit, die ihm Laube zugestand, nicht und er hielt die vom Vortragsmeister hinter dem Rücken der Regisseure auf Laube geübte Einflußnahme für schadenbringend und verderblich. Auch als Schauspieler verstand er sich schwer mit Laube. Zwei harte Köpfe waren da aneinander gekommen und während der letztere von seinen Mitgliedern ein übriges zu verlangen gewohnt war, steifte sich Lobe hartnäckig auf den Buchstaben seines Vertrages. Ein unerquicklicher Zustand war eingetreten, unerquicklich für beide Teile, und den Hauptschaden hatte das Theater. Es

bildeten sich zwei Parteien, denen sich Künstler und Beamte anschlossen, während einige nicht immer objektiv urteilende Mitglieder des Direktionsrates hüben und drüben den mannigfachsten Einflüsterungen Gehör schenkten. Schon als Provinzschauspieler war ich der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die ihren Sitz in Berlin hat und musterhaft verwaltet wird, beigetreten, machte unter meinen österreichischen Kollegen lebhafte Propaganda für diese nicht genug anzurühmende segensreiche Institution und bedauerte es stets lebhaft, wenn ich bei so manchem Berufsgenossen in dieser Sache auf Mißtrauen oder Unverstand stieß. Heute verfügt diese treffliche Anstalt bereits über ein Vermögen von sieben Millionen Mark und nur Lässigkeit oder sträflicher Leichtsinn können die Schauspieler abhalten, der Bühnengenossenschaft beizutreten. An unserem Theater wurde bald nach der Eröffnung ein Pensionsfonds gegründet, der durch zahlreiche Spenden, die hohen Einzahlungen der Schauspieler, insbesondere aber durch Laube wesentlich gefördert wurde, der zu Gunsten des Fonds 2000 Gulden seines jährlichen Gehaltes widmete und das volle Erträgnis von vier Vorstellungen in jedem Jahre überließ.

Mit der Darstellung des Theateragenten Schelmann in Paul Lindaus „Maria und Magdalena“ hatte ich zum erstenmale einen nachhaltigen Erfolg, den Laube schon auf der Generalprobe mit den mich beglückenden Worten: „Das wird heute recht gut, Tyrolt!“ vorhersagte. Als ich in der Szene mit der Verrina die frechnaive Äußerung: „Halten Sie uns für Schufte?“ zu machen hatte, brach ein verständnisinniger Sturm im ganzen Hause los. Man fand allgemein, daß ich in der Maske einen bekannten Berliner Theateragenten kopiert hätte, was mir peinlich war, da ich denselben gar nicht kannte und es stets für taktlos gehalten habe, außer bei historischen Anlässen porträtähnliche Figuren auf die Bühne zu bringen. Die Palme des Abends errang Reusche mit seinem glänzend gespielten Kommerzienrat Werren. Lindau, der seinen ersten größeren Sieg errang, war so glücklich, daß er auch den Theaterarbeitern dankbar die Hände drückte. Im Hotel Munsch wurde dieser erste volle Erfolg unseres Stadttheaters bei einem solennen Souper gefeiert, an welchem außer Lindau, Laube und uns Darstellern auch

Adolf Wilbrandt und seine liebenswürdige Braut, Fräulein Baudius, ferner Fräulein Gallmeyer, Dr. Förster, Sonnenthal und Gabillon teilnahmen. Ob ich zu tun hatte oder nicht, stets machte ich die Proben mit und sammelte eifrig Notizen über die treffliche Laubesche Regieführung. Unser Chef sah es gerne, wenn seine Schauspieler immer im Theater waren und rügte es ganz energisch, wenn namentlich die jüngeren Mitglieder die Theaterlogen nicht täglich besuchten; Laube selbst kam jeden Abend in seine Loge.

Im Burgtheater und im Theater an der Wien sah ich um diese Zeit so manche Mustervorstellungen, deren Eindruck für mich unvergeßlich geblieben ist. So „Fesseln" mit Baumeister als „Ballandard", „Krisen" im unübertrefflichen Zusammenspiel Meixners, der Frau Haizinger, Fräulein Baudius, Sonnenthals und Gabillons, auf der Vorstadtbühne Anzengrubers köstliche Bauernposse „Die Kreuzelschreiber" mit den klassischen großartigen Leistungen Rotts als Brenninger und Albin Swobodas als Steinklopferhans.

Unter meinen Kollegen verkehrte ich am meisten und liebsten mit dem Hannoveraner Adolf Glitz; ein vornehm gebildeter, feinfühliger Darsteller jugendlicher Liebhaberrollen, der bald ein Liebling des Publikums wurde. Er war früher Vorleser des depossedierten Königs von Hannover, mit Leib und Seele Welfe und wurde auch des öfteren zur königlichen Familie nach Hietzing geladen. Mit dem Heldendarsteller Salomon machte ich häufige Fußmärsche in der herrlichen Umgebung Wiens; bei Emmerich Robert und dem aus Berlin gekommenen Ehepaare Friedmann war ich oft zu Gast. Der treffliche Charakterkomiker Theodor Reusche, der Senior unserer Gesellschaft, ließ erst im Oktober 1872 seine Familie nach Wien kommen und Glitz und ich fanden in seinem gemütlichen deutschen Heim freundlichste Aufnahme.

Reusche war das Urbild eines norddeutschen Familienvaters. Die Sorge um die Seinen ging ihm über alles. Ich erinnere mich der Ankunft seiner Familie. In der von ihm eingerichteten Wohnung hatte er eigenhändig die Türpfosten mit Blumen und Reisig geschmückt, in jedem Zimmer gab's Transparente und Willkommstafeln und voll Sehnsucht und Auf-

regung eilte er mit mir eine Stunde vor Eintreffen des Berliner Zuges auf den Bahnhof, für jedes seiner Lieben ein Riesenbouquet in Bereitschaft. Frau Reusche, eine sehr verständige und tatkräftige Frau, ergänzte ihren Mann vortrefflich. Mit dankbarer Freude gedenke ich der schönen Stunden, die ich in diesem Familienkreise verlebte. Glitz und ich waren die ständigen Sonntagsgäste des Hauses und wurden auch bei sonstigen festlichen Anlässen in liebenswürdiger Weise zugezogen. Manche interessante Persönlichkeit lernte ich in diesem gastfreundlichen Hause kennen, so den Hamburger Theaterdirektor Cheri Maurice, den Direktor und Schauspieler Lebrun, den Zoologen Dr. Brehm, der uns seine allerliebsten Affengeschichten zum besten gab, u. a. Auch die Familien Gabillon, Hartmann und Knaak erschienen oft bei ihrem Landsmanne. An einem Oktobersonntage zog Reusche mit uns allen, auch seine Berliner Dienstmädchen inbegriffen, hinab in den Wurstelprater, um seinen Leuten das originelle Treiben bei den Buden zu zeigen. Es dauerte nicht lange, und wir alle, Reusche an der Spitze, saßen auf einem Ringelspiel und fuhren mit Kind und Kegel zum Gaudium der Umstehenden im Kreise herum.

Im November kamen meine Eltern nach Wien und mein Vater sah mich zum erstenmale auf der Bühne. Sie machten Besuche bei Reusche und Laube und diese beiden Männer nahmen die Gelegenheit wahr, zwischen meinem Vater und mir eine vollständige Aussöhnung wegen meiner Berufswahl herbeizuführen. Nachdem Laube meinen ernsten stillen Vater und meine immer heitere, ungeniert plaudernde Mutter, die ihm mit ihren obersteirischen Kochrezepten für Wildbraten gewaltig imponierte, längere Zeit betrachtet hatte, klopfte er mir beim Fortgehen auf die Schulter und meinte lächelnd: „'s Talent haben Sie von der Frau Mutter!“

Theaterdirektor Kreibig aus Graz machte mich bei einem Souper mit den beiden Volksdichtern Anton Langer und O. F. Berg bekannt; auch Fräulein Gallmeyer war anwesend, die gerade wieder einmal, wie Kreibig meinte, ihren „Rappel“ hatte. Sie verließ nach dreitägigem Engagement das Theater an der Wien, bezahlte eine hohe Konventionalstrafe und ging zu Strampfer an das kleine Theater unter den Tuchlauben.

Wie gefürchtet die launenhafte Künstlerin war, geht daraus hervor, daß am Karltheater Knaak und Matras erklärt haben sollen, bei einem Wiederengagement der „Pepi" aus dem Verbande des Theaters zu treten.

In Gesellschaft mehrerer Kollegen suchte ich einst den hochbetagten Nestor des Wiener Volkssängertums, den vortrefflichen komischen Charakteristiker Kampf, auf. Bekmann, Dawison, Nestroy, Opernsänger Beck u. a. zählten seinerzeit zu seinen eifrigsten Besuchern. Im „Fürstenhof" auf der Landstraße trafen wir die Kampf'sche Truppe. Ein spärliches Publikum von Kleinbürgern und Geschäftsleuten lauschte seinen zotenfreien Vorträgen. Als der alte Kampf sah, daß Schauspieler anwesend, was ihn besonders freute, stellte er sich ins Vordertreffen und wir bekamen seine köstlichen Soloszenen: „Bei der Leich'" und den „Schwarzwälder Uhrenhändler" zu hören, fein ausgearbeitete Charakterstudien ersten Ranges. Als die Produktion beendet war, kam er zu unserem Tische und wir plauderten noch lange mit dem seit 30 Jahren „arbeitenden" Volkssänger, dessen sehnlichster Wunsch, einmal in einem Theater zu spielen, merkwürdigerweise nie in Erfüllung gehen sollte.

Gegen Schluß des Jahres kam Laube, unserem Heldenvater Otter zuliebe, mit dem „Lear" heraus. Otter besaß das größte und stärkste Organ, das mir in meiner Bühnenlaufbahn vorgekommen ist. Die Stürme der englischen Heide konnten noch so stark rumoren, sein Organ überwand Donner und Sturmgeheul. Von seinen riesigen Stimmitteln gegen Laubes Willen allzustarken Gebrauch machend, fand er auf der letzten Probe die Anzeichen einer beginnenden Indisposition. Mit Entsetzen ruft er Laube zu: „Herr Direktor, ich fürchte, ich werde heiser!" — „Gott sei Dank!" repliziert dieser. Der sein Organ stets ängstlich hütende Schauspieler trug fast immer einen Schal, sprach im gewöhnlichen Leben meist im Flüsterton und spritzte sich ins Bier — Sodawasser, um die Reinheit der Stimme zu bewahren. Als ich ihn in späteren Jahren am Hoftheater in Weimar wieder traf, animierte ich ihn, abends ins Hotel zu kommen, was er ablehnte, da er in vierzehn Tagen den „Wallenstein" zu spielen hatte. Er war ein Sklave seines Organs!

Den heiligen Abend verlebte ich bei Reusches. Nachmittags hatten Glitz und ich unsere kleinen Aufmerksamkeiten für die einzelnen Familienglieder hingebracht und nach dem Kaffee begann das Haupt der Familie, das Arrangement des Festabends allein besorgend, mit emsiger Geschäftigkeit sein Amt. Wir versammelten uns alle, auch die Dienstleute, in Reusches Studierzimmer. Die kleinen Kinder sagten Weihnachtsgedichte auf und unser Hausvater hielt eine gemütvolle Rede, in der er an jeden einzelnen herzliche Worte richtete. Dann folgte die Bescherung unter dem glänzend ausgestatteten Weihnachtsbaum und während die Jugend sich an ihren Geschenken erfreute, setzte sich Reusche ans Klavier und sang uns ein ernstes Couplet: „Ein armer Reisender!“ vor, mit dem er, ein bekannter Meister dieses Genres, tiefe Wirkung erzielte. Plötzlich fiel ihm sein Stiefsohn Otto laut schluchzend um den Hals; der Jüngling, zum Seemann bestimmt, dachte wohl an künftige Christabende, die er fern von seinen Lieben, auf hoher See, zubringen würde. Der Ernst dieses deutschen Weihnachtsfestes machte auf mich großen Eindruck.

Zu Beginn des nächsten Jahres liefen zwei interessante Theaternachrichten durch die Blätter: die Scheidung des Ehepaares Friedmann, die von uns, den in die Verhältnisse Eingeweihten, schon längere Zeit vorhergesehen war, und die Verlobung unseres Kollegen Tewele mit der Gallmeyer, die mit Recht nicht ernst genommen wurde.

Trotz meiner fast täglichen Beschäftigung gestattete mir Laube ab und zu kurze Gastspiele in den nahegelegenen Provinzstädten. In Brünn mußte ich — auf allseitigen Wunsch — noch einmal als „Sparadrap“ in der Operette auftreten und am 7. Februar 1873 erschien ich mit Bewilligung meiner Eltern, die ihre silberne Hochzeit feierten, als Gast am Grazer Landestheater.

Laube, in dessen Haus ich weiters mit der Dichterin Betty Paoli, dem Kölner Musikschriftsteller Hiller, mit Baronin Gablenz und Robert Byr bekannt wurde, nahm mich manchmal zu seinen Praterfahrten mit. Sein täglicher Marsch erstreckte sich vom ersten Rondeau bis zum Lusthause. Einst führte er mich in eine seitwärts liegende, ziemlich unwegsame Allee, die

zur Donau führte und zeigte mir ein lauschiges Plätzchen, auf dem er sich seit Jahren eine Villa bauen wollte. Laube liebte den Prater über alles. Auf diesem Spaziergange erzählte er mir eine heitere Ordensgeschichte, die sich gelegentlich einer Audienz beim König von Sachsen zutrug. Der König, der Laube vor Jahren dekoriert hatte, sieht den Audienznehmer genau an und sagt plötzlich: „Lieber Doktor — ich irre mich doch nicht? — haben Sie denn von mir nicht eine Auszeichnung erhalten?“ „Gewiß, Majestät!“ erwidert Laube und zeigt mit energischer Handbewegung auf seinen Frack, an den er in der Zerstreuung einen — fremden Orden geheftet hatte.

Die Lustspielkräfte des Wiener Stadttheaters bekamen durch drei junge hübsche Berliner Hofschauspielerinnen die dringend nötige Ergänzung. Während die Damen Kühle und Wiehler erst im Sommer ihr Engagement antreten konnten, erschien das Badener Kind mit blondem Haar und blauen Augen: Katharina Schratt, bereits im März und debutierte als „Käthchen von Heilbronn“. Ihr glückliches Debut ward durch einen unangenehmen Zwischenfall gestört. Beim Einsturz der Schloßbrücke fiel das arme Käthchen so unglücklich, daß es sich den Fuß verstauchte. Der Theaterarzt, der Fräulein Schratt nicht weiter spielen lassen wollte, krachte mit Laube, der dadurch den schönen Erfolg gefährdet sah, heftig zusammen und schließlich behielt Laube recht; kurz entschlossen, ließ er die Debutantin mit einem Krückstock erscheinen und mir, dem Darsteller des „Gottschalk“, legte er ein darauf bezügliches Extempore in den Mund.

Mit meinem Wanderkollegen Salomon unternahm ich in den Osterferien einen Ausflug in meine obersteirische Heimat: hier lernten wir in dem Rottenmanner Bezirksrichter Franz Ruckgaber eine prächtige Künstlernatur, einen Violinvirtuosen allerersten Ranges, kennen. Der in Steiermark und Kärnten unter dem Namen „Geigenfranzel“ allgemein bekannte joviale Herr erfreute uns und die unter seiner Amtswohnung lauschenden Arrestanten, seine ständigen Zuhörer, mit seinem seelenvollen, entzückenden Spiel.

Am ersten Mai sah ich auf der Ringstraße die endlose, interessante Ausfahrt, an der die Majestäten, die fremden fürst-

lichen Gäste, alle Würdenträger, die Diplomatenwelt und zahlreiche fremdländische Offiziere teilnahmen.

Die Eröffnung der Weltausstellung fand statt. Im sechsspännigen Galawagen fuhr mit unserer Kaiserin die Kronprinzessin von Deutschland.

Unzähligemale besuchte ich im Laufe des Sommers die Räume der Rotunde und die übrigen Ausstellungsgebäude mit Freund Glitz, mit meinen häufig nach Wien gekommenen Eltern und Verwandten, mit meinem von Graz her bekannten Kollegen Martinelli und mit den Berliner Hofschauspielern Oberländer und Kahle.

Ein heiterer Mittagstisch im Hotel Munsch vereinigte Schriftsteller, Journalisten und Künstler; die harmlosen Wortgefechte der beiden „Dichter der inneren Stadt", Eduard Mauthner und Max Waldstein, erregten oft schallende Lachsalven. Der vom Theater an der Wien zu uns übergetretene erste „Pfarrer von Kirchfeld", Schauspieler Grève, gründete im „Sieb" in der Paniglgasse eine Künstlerkneipe, die dem „Weingartel" bald starke Konkurrenz machen sollte. Lustige Abende verlebten wir da in Gesellschaft durchwegs bummelwitzig veranlagter Zechgenossen, von denen ich nur Kapellmeister Millöcker, Volksdichter Berla, Sänger Nollet, Theatersekretär Pringsheim, Julius Stinde, den nachmals durch seine „Familie Buchholz" berühmt gewordenen Schriftsteller, Friedrich Mitterwurzer, Glitz und Pettera, den ewig deklamationswütigen und sangeslustigen Kollegen, erwähnen will. Spritzfahrten und Ausflüge wurden unternommen, mancher tolle Schelmenstreich in unserem übermütigen Kreise geboren. Ein häufiges Ziel unserer Fußwanderungen bildete die alte Biglerhütte am Heuberg in Dornbach, wo wir beim „dicken Matuschka" und seinem neugierigen Söhnchen, das uns beim Weggehen stets fragte: „Gehn's jetzt in die Stadt Künsten machen?" so manche treffliche Mahlzeit hielten. Der zu jedem Schabernack aufgelegte Grève veranstaltete einst am Wiener Stadttheater eine Kollekte für einen armen hungernden Schauspieler. Mit dem stattlichen Erlös wurde auf der Biglerhütte eine solenne Kneipe veranstaltet und die Kollegen, die sich an der Kollekte beteiligt hatten, wurden feierlich eingeladen.

Mitterwurzer, Grève, Berla und ich durchstreiften einst den Kahlenbergerwald. Als Berla die unvorsichtige Äußerung tat: „Jetzt fehlen nur die Räuber!“ überfielen wir auf ein gegebenes Zeichen den harmlosen Volksdichter und raubten ihn, selbstverständlich im Spaße, vollständig aus. So verleitete uns die Ausgeburt üppiger Künstlerphantasie und tollustige Jugend zu unglaublichen Streichen.

Neun Tage nach der Eröffnung der Weltausstellung kam ein Blitz aus heiterem Himmel, der „Krach“, die große Tragödie der Wiener Börse, die auch auf unser junges Theaterunternehmen vernichtende Wirkung üben sollte. An der Börse, die bald geschlossen wurde, hatte man sich insultiert und geprügelt. Man sprach von über zweihundert verlorenen Millionen und einer großen Zahl von Bankiers, die zu Grunde gerichtet waren. Mehrere Selbstmorde folgten. Hunderte von unnummerierten Fiakern meldeten bei der Polizei, daß sie jetzt wieder Nummern führen. Friedrich Schlögl geißelte in jenen Tagen hart, aber treffend, das grenzenlos leichtfertige, üppige Leben der damaligen Börsenwelt. Auch mehrere Schauspieler und Sänger büßten beim Krach große Summen ein. Als Laube davon hörte, sagte er mit Recht: „Von meinen Schauspielern wird keiner einen Kreuzer verloren haben --- ich habe ihnen keine Zeit dazu gelassen!“

Am Morgen des 22. Juni 1873 traf ich meine jüngste Kollegin Mathilde Kühle, die bereits als „Lorle“ in „Dorf und Stadt“ dem Wiener Publikum sich mit Glück vorgestellt hatte, und sie erzählte mir, daß heute Nachmittag ihre liebe Freundin, unsere künftige jugendliche Salondame, Fräulein Ernestine Wiehler, aus Berlin ankomme. Da sie selbst dringend in der Wohnung zu tun habe, möge ich so galant sein und die neue Kollegin, die mir gewiß gefallen würde, auf dem Bahnhofe empfangen. So tat ich auch. Um drei Uhr war ich auf dem Nordbahnhof und sah eine schlanke, hübsche, junge Dame mit zahlreichen kleinen Gepäckstücken aus dem direkten Wagen steigen. Auf gut Glück sprach ich sie als „Fräulein Wiehler“ an, die sehr erstaunt war, von einem fremden Manne gekannt zu sein. Fräulein Kühle hatte übrigens mit ihrer Prophezeiung recht; die neue Kollegin gefiel mir so gut, daß sie nach zwei Jahren meine Frau wurde. Der lustige Tewele machte bei

unserer Verlobung die zutreffende Bemerkung, es wäre eigentlich doch sehr unpassend, daß die Wiehler gleich den ersten besten Menschen, der ihr auf dem Wiener Bahnhof begegnete, heiraten wolle.

Als Laube Mitte Juli von Karlsbad heimkam, hatte der unterdes freischaltende Strakosch nichts anderes zu tun gewußt, als Laube mit einer Aufführung des in den Hauptrollen überflüssigerweise neubesetzten „Faust" zu überraschen. Bei Munsch erzählten die Redakteure lachend von dem überall herumlaufenden, für seine Besetzung Stimmung machenden Vortragsmeister.

Von fremden Schauspielern sah ich zur Weltausstellungszeit den italienischen Künstler Ernesto Rossi als „Orest" in Alfieris gleichnamiger Tragödie und als „Othello". Frau Niemann-Raabe entzückte mich in „Andrea". Mehrere Cholerafälle waren in Wien vorgekommen. Während einer Vorstellung der „Waise aus Lowood" stellten sich bei mir Symptome ein, die auf einen Anfall dieser schweren Krankheit schließen ließen. Anfangs legte man mich hinter den Kulissen auf ein Ruhebett und gab mir Eispillen ein, da aber mein Zustand schlimmer wurde, wurde ich — ich spielte den alten „Sam" — aus dem dritten Akte gestrichen, mein fiebernder Körper in heiße Wolldecken eingeschlagen und nach Hause gebracht. Theaterarzt Dr. Weiß und ein Requisiteur als Wärter blieben über die Nacht bei mir. Zum Glück erholte ich mich bald von dem Anfall.

Meine anfängliche Beschäftigung war gerade nicht schlecht zu nennen, aber sie bestand doch zumeist aus mehr oder minder großen Episoden, mit denen ich allerdings schon manch schönen Erfolg erzielt hatte. Erste, führende Rollen wurden mir bisher nicht anvertraut. Ich verdanke es Freund Mitterwurzer, der mich wiederholt und eindringlich warnte, mich mit dieser bescheidenen, zum „Einrosten" angelegten Tätigkeit unter gar keinen Umständen zufrieden zu geben, wenn darin in kurzer Zeit nicht Wandel geschaffen würde. Er drang in mich, bei Laube vorstellig zu werden, um entweder eine bessere Beschäftigung oder meine Entlassung zu erreichen. Ich habe mich später oft überzeugen können, wie richtig Mitterwurzers Ratschläge in diesem Punkte waren, und wie bald ein nicht mit energischem

Ernst strebender, nur auf die direktorialen Entscheidungen sich verlassender Schauspieler den kürzeren zieht. Innerhalb zweier Monate war ich mehreremale bei Laube um meine Entlassung eingekommen, der mich späterhin immer mit den Worten empfing: „Ich weiß schon, Sie wollen Ihre Entlassung! — kriegen sie nicht — basta! Möchte nur wissen, welcher Teufel Sie reitet und Sie unzufrieden macht!“ Wenn Laube geahnt hätte, daß einer seiner Lieblinge dies Geschäft bei mir besorgte, hätte Mitterwurzer sich auf einen gehörigen Tanz gefaßt machen können. Aber das Mittel hatte geholfen und im Laufe des zweiten Jahres besserte sich meine künstlerische Beschäftigung zusehends. Ich erhielt an ersten Rollen den „Floupin“ in Sardous „Biederen Landleuten“, im „Coriolan“ die Dawisonsche Rolle „Sicinius Velutus“, den Frömmler „Chapelard“ in „Seraphine“, den „Mittler“ im „Königslieutenant“ und die prächtige Charge des alten „Damoiseau“ in dem Schwanke: „Zwei Taube.“ An diese letztere Rolle knüpft sich ein Zerwürfnis mit Theodor Reusche, das, größere Dimensionen annehmend, schließlich zum traurigen Bruche unserer kurzen Freundschaft führte. Laube gab an einem Abende Rosens „Schwere Zeiten“ und „Zwei Taube“. Da Reusche nicht in beiden Stücken die Hauptrollen spielen wollte, refusierte er den Einakter und hoffte, Laube werde ihm die Rolle lassen, aber ein anderes Schlußstück geben. Laube steift sich aber auf „Zwei Taube“ und beruft mich aufs Bureau. „Können Sie den „Damoiseau“ bis Samstag spielen?“ fragte er. Als ich ihm zuerst zu bedenken gab, daß ich seit beiläufig 50 Abenden täglich auf der Bühne stehe und nur zwei Tage Lernzeit hätte, schnarrt er mich barsch an: „Nun, und die Nächte, die rechnen Sie gar nicht?“ Da gab's kein Zaudern mehr und ich fügte mich seinem Wunsche. Reusche, dies hörend, sprach von diesem Augenblicke nicht mehr mit mir und als ich, über ein solches Benehmen erstaunt, ihn zur Rede stelle, erhalte ich die unglaubliche Antwort: „Sie hätten als mein Freund die Rolle nicht annehmen dürfen!“ Zuerst starr, lächelte ich später über das kindische Verlangen eines um seine Stellung allzuängstlich besorgten Kollegen. Meine ihm bemerkbar gewordene Neigung für meine Kollegin Wiehler trug auch das ihrige zur gegenseitigen Entfremdung bei und Glitz und ich konnten wahr-

nehmen, daß Reusche mit uns Heiratsabsichten verfolgte, die nicht gelingen sollten.

Die Hoffnung Laubes, daß die Weltausstellung auch den Besuch des Stadttheaters heben werde, ging leider nicht in Erfüllung. Bei der Generalversammlung der Gründer forderte Laube ein neuerliches Hypothekaranlehen für das bevorstehende Defizit. Sollte man aber im Direktionsrat beschließen, das Stadttheater zu einer Bühne zweiten Ranges mit beschränktem Genre und wohlfeilerem Etat herabzusetzen, dann wolle er einem anderen Direktor Platz machen. Man nahm Laube beim Wort und zwang ihn moralisch, von der Führung des Theaters zurückzutreten. Der ganze Vorgang machte, auch auf Laube, den Eindruck einer kleinen Überrumpelung, die durch eine ihm feindliche Partei im Direktionsrate, an deren Spitze Dr. Ferdinand Naumann stand, herbeigeführt worden war. Laubes plötzlicher, unerwarteter Rücktritt wirkte auf uns Schauspieler wie ein Donnerschlag. Man hielt es nicht für möglich, daß Laube schon nach zwei Jahren das auf seinen Namen hin gegründete Theater verlassen könne. Am zweiten Jahrestage der Eröffnung spielten wir als letzte Vorstellung unter Laubescher Direktion „Julius Caesar" vor ausverkauftem Hause. Zum Schluß wurde stürmisch nach Laube gerufen. Der „alte Knabe", wie er sich selbst in seiner Rede nannte, trat vor und nahm Abschied vom Publikum und seinem lieben Stadttheater. Er konnte es nicht unterlassen, den Wienern sein Bedauern darüber auszusprechen, daß sie sich nicht immer so zahlreich im Stadttheater eingefunden ... „Sie hätten mir den heutigen Tag ersparen können!" Tränen erstickten seine Stimme und feuchte Augen gab es, wohin man blickte. Zahllose Kränze wurden ihm auf die Bühne gereicht, darunter ein herrlich schöner von seinem treuen Schüler und Anhänger Mitterwurzer, der unten im Parkett weinend stand. Nach dem Abschied vom Publikum kam der schwerere von seinen Mitgliedern. Wir waren alle erschienen, Schauspieler, Beamte und technisches Personal. Nur Reusche, den mehrfache Konflikte mit Laube in das Lager der Unzufriedenen getrieben, brachte es über sich, wegzubleiben. Lobe, der künftige Mann, stand unbeweglich und kalt wie eine Marmorsäule im Hintergrunde und sah sich den Abschied seines Chefs

an. „Jetzt kommt das schwerste!“ brummte Laube vor sich hin. Mit einer Ansprache Petteras wurde ihm ein silberner Lorbeerkranz überreicht. Eine drückende Stille, ein trauriger Ernst beherrschte die Versammlung. Nun sprach Laube zum letztenmal zu seinen Schauspielern! Wer ihn je gehört, weiß, wie er wirkte! Als er geendet hatte, stürzte alles auf ihn zu, umarmte und küßte ihn und weinte sich bitterlich mit ihm aus. „Kinder, Kinder, — macht es mir um Gottes willen nicht noch schwerer!“ rief der den Gefühlsausbrüchen seiner Getreuen fast erliegende Laube.

An diesem Tage endete die künstlerisch vornehmste Periode unseres Theaters, das in den ersten zwei Jahren seines Bestandes außer dem über ihm stehenden Burgtheater in ganz Deutschland kaum einen ebenbürtigen Rivalen fand. Laube hatte unrecht, daß er sich, übereilt und ohne gründliche Prüfung der Sachlage, zum Gehen drängen ließ: der Direktionsrat hatte unrecht, weil er Laubes Einfluß und Unentbehrlichkeit für das seinen Namen tragende Theater — im Volksmunde hörte man stets nur vom Laubetheater sprechen — und für die nur seinem Rufe gefolgten Künstler unterschätzte. Laube gab in seinen Abschiedsworten auch einem Selbstvorwurf Ausdruck, indem er zu unserem Sprecher sagte: „Sie haben mich Ihren braven Führer genannt! Sie haben da nicht die Wahrheit gesprochen! Sie mußten sagen: Du bist kein braver Führer gewesen, denn du verläßt uns jetzt mitten im heftigsten Kampfe ...“ Er hätte sich zu gewissen Einschränkungen im Genre bequemen müssen, wie er solche ja in seiner späteren Direktionszeit doch einführte. Die Schauspieler hätten damals, vor die Alternative gestellt, Laube zu verlieren oder in eine Reduktion ihrer Gagen zu willigen, sich unbedingt zum letzteren entschlossen. Daß diese Annahme nicht unwahrscheinlich war, beweist unter der nachfolgenden Direktion die Erklärung des überwiegend größeren Teiles des Personals, freiwillig auf eine Quote der Gagen Verzicht zu leisten, wenn Laube wieder als Direktor berufen würde.

Am Schlusse dieser Schilderung der künstlerisch schönsten Periode des Wiener Stadttheaters will ich versuchen, Laube in seiner liebsten und auch erfolgreichsten, in seiner dramaturgischen Tätigkeit, bei seiner Arbeit auf den Proben zu zeigen und

entnehme zu diesem Zwecke auch einiges meinem schon erwähnten Stadttheaterbuche.

Sein erbitterter Gegner in Leipzig, Rudolf v. Gottschall, urteilt folgendermaßen über ihn: „Laube hat auf die Richtung der modernen Bühnen einen in vieler Hinsicht maßgebenden Einfluß ausgeübt; die Presse, die Tages- und Theaterkritik stand und steht noch heute unter dem Einfluß seiner Stichwörter, ebenso ein Teil der Bühnenregie. Und diese Stichwörter vererbten sich nicht bloß durch die Schauspieler: er hat sie ja in seinen drei großen Werken, in denen er über seine eigenen Bühnenleitungen den Rechenschaftsbericht erteilt, oft genug angewendet; aus dem Reservoir dieser dramaturgischen Weisheit führten hundert Kanäle in die Niederungen der Bühnenpraxis und Schablonenkritik. Man muß Laube in erster Linie zu seinem Lobe nachsagen, daß kein anderer Bühnenleiter, kein dramatischer Dichter oder Kritiker Deutschlands in neuer Zeit ein so intimes Interesse für das Theater gezeigt hat: nicht Tieck und nicht Immermann, denen er schon durch seine einflußreiche Stellung überlegen war, nicht Dingelstedt, der hierin ihm gleich, trotz seines ausgezeichneten Talentes, doch oft eine vornehme Lässigkeit, ja Theatermüdigkeit und Theaterblasiertheit zeigte, nicht die zahlreichen, tüchtigen und gebildeten Bühnenlenker, welche einzelnen deutschen Theatern vorstanden und vorstehen. Laube lebte und webte im deutschen Theater, er hatte ein oft zu hohen Temperaturgraden erhitztes Theaterblut; er war ein Fanatiker der Bühne. Die Aufführungen neuer Stücke versetzten ihn als Direktor in solche Aufregung, als ob er der Dichter wäre; jede Aufführung, selbst jede Neueinstudierung war ihm ein Ereignis. Die Elektrizität, von der er selbst erfüllt war, teilte sich seinen Kreisen und von dort aus dem großen Publikum und der Presse mit; das Interesse für das Theater wurde wach gehalten. Solchen Einfluß gewonnen und jahrelang behauptet zu haben, ist ein Verdienst Laubes, denn es gelang ihm nur durch Rüstigkeit, unermüdliche Regsamkeit, durch Energie und Begeisterung für die Sache."

Das Wiener Stadttheater, als Privatunternehmen ohne Subvention, war gezwungen, sich in schwerer Zeit vorwiegend durch eigene Kraft zu erhalten. Rastlose Tätigkeit und

größtmögliche Abwechslung im Spielplan mußte daher die Devise seines Direktors lauten. Laube war ein unermüdlicher Sucher nach Talenten und bühnenfähigen Werken, ein leidenschaftlicher Freund von Experimenten mit Schauspielern und Stücken. Junge Schauspieler waren ihm lieber als alte, denn jene ließen sich leichter erziehen und Erziehung der Schauspieler, auf welche so mancher moderne Theaterdirektor allerdings aus leichtbegreiflichen Gründen beinahe ganz zu vergessen scheint, war ihm der wichtigste und angenehmste Teil seines Theaterberufes. Die kostspielige Passion der Versuche, zumal mit den Künstlern, brachte ihn freilich bald in Konflikt mit den praktischen Finanzmännern des Direktionsrates. Dagegen erschien diesen das Experimentieren mit Bühnenwerken noch unbekannter Autoren weniger gefährlich und sie gewährten dem Direktor nach dieser Richtung einen größeren Spielraum. Aus der Unmasse der eingereichten Stücke griff Laube dies oder jenes heraus und hatte den Mut, es auf seiner Bühne zu längerem oder kürzerem Leben zu erwecken. Er hatte den Mut, weil er das Verständnis besaß, selbst schwächere dramatische Werke durch Bearbeitung, Streichungen und Zusätze, Verschiebungen einzelner Szenen, sowie durch geistvolle und vor allem wirksame Inszenierung auf die Höhe eines anständigen Erfolges zu bringen. Darin lag seine für die deutschen Bühnendichter wohltuende Helfersgabe.

Laubes Tätigkeit auf den Proben ist seine hervorragendste und seine ausgezeichnetste gewesen; hier entfaltete sich sein Theatertalent in förderndster Weise, in seiner ganzen Eigenartigkeit. Mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem Fleiße, mit welcher unermüdlichen Geduld führte er da seine Regiearbeit durch und gestaltete sie nutzbringend für Stück und Darsteller! Die Rollen eines zur Aufführung vorbereiteten Bühnenwerkes besetzte Laube selbst, doch ließ er sich diesbezüglich von seinen Regisseuren, mitunter auch von den Autoren Vorschläge machen; er hörte gerne auf etwaige Einwendungen von Schauspielern, denen er genügendes Verständnis und Objektivität zutraute. Ein sogenanntes „Fach“ kannte er nicht. Wo er es, wie im Falle Lobe, infolge bestimmter Vertragsvereinbarungen anerkennen mußte, gab er seinem Widerstreben rückhaltlosen Ausdruck. Man war für ihn in erster Linie als

Schauspieler engagiert, bei dem im gegebenen Fall die Individualität und die Talentrichtung die Art der Beschäftigung entscheiden sollte. Es konnte bei ihm vorkommen, daß der Komiker mit einer ernsten und umgekehrt der ernste Darsteller mit einer humoristischen Aufgabe betraut wurde: um das Entsetzen und den Widerspruch der betreffenden Schauspieler kümmerte er sich wenig. Versuchen und Erproben war seine Lust: sie entsprang aus seinem nie genug befriedigten Schaffens- und Entdeckungstrieb. Ob und inwieweit dies der künstlerischen Entwicklung seiner Mitglieder Vorteil oder Nachteil gebracht, will ich nicht weiter untersuchen; aber so viel steht fest, daß derlei Versuche seine Leute in allen Sätteln fest machte und zumeist mit glücklichem, manchmal sogar mit überraschendem Erfolge durchgeführt wurden.

Der Beginn der Proben bestand in der Lesung des Stückes in Gegenwart aller darin beschäftigten Mitglieder, des Souffleurs und des Inspizienten. Laube las sehr gerne selbst eine oder die andere Hauptrolle oder besonders interessante Episoden. Da für ihn der Eindruck der Leseprobe auf die Zuhörer von größter Bedeutung war, verlangte er die gespannteste Aufmerksamkeit und Ruhe, die am allerwenigsten fehlte, wenn er selbst las; dann herrschte Totenstille. Ich sehe noch heute das entsetzte Gesicht Laubes, als bei einer solchen Probe unvermutet ein strammer Pole plötzlich die Türe des Lesezimmers aufriß und mit militärischlautem Ton in die erstaunte Gesellschaft hineinrief: „Bin so frei, mich vorzustellen, Kowalsky, Inspizient aus Posen!“ Grimmig springt der Alte auf und donnert ihn an: „Freut mich — aber das hat später Zeit! — Jetzt ist hier Leseprobe! — — Adieu!“

Wie ein vorzüglicher Sprecher, war Laube auch ein ausgezeichneter Vorleser. Er konnte Tränen entlocken und als Komiker zwerchfellerschütternd wirken. Ihn lesen zu hören, war ein großer Genuß! Nichts konnte Laube ärgerlicher machen, als unvorbereitetes oder dem Charakter der Rolle nicht entsprechendes Lesen. Hatte das Stück auf der Leseprobe „gewirkt“, wie Laube sagte, hatte es also zu Hoffnungen berechtigt, so wanderte es aus dem Saale auf die Bühne. Laube hielt in der Regel von einer großen Tragödie, bei welcher Komparserie

beschäftigt war, acht bis zehn, bei einem auf das Solopersonal beschränkten Schau- oder Lustspiel vier bis sechs Proben. Wenn er auf die erste Probe kam, kannte er das Stück ganz genau und hatte sich bereits den szenischen Aufbau desselben fix und fertig gestellt, was ihn jedoch keineswegs hinderte, auf späteren Proben, ja sogar noch auf der letzten, der Generalprobe, Änderungen eintreten zu lassen. Ein Buch sah man nur auf den beiden ersten Proben in seiner Hand er kontrollierte da das gesprochene Wort seiner Schauspieler dann legte er es weg und nahm es höchstens wieder an sich, um zu — streichen. Die ersten Proben waren für Laube Orientierungsproben; er „stellte“ das Stück, d. h. er ordnete Auftritte und Abgänge an, er befaßte sich mit dem äußeren Apparate, dem er bekanntlich mit Absicht keine allzu übertriebene Aufmerksamkeit zu schenken gewohnt war. Über dieses Thema sagt er in seinem „norddeutschen Theater“: „Ich bin ein erklärter Feind der sogenannten Tapeziererdramaturgie, welche den Schwerpunkt des Schauspiels ins Schauen verlegt. Der Titel „Schauspiel“, aus erster naiver Theaterzeit stammend, mag sie immerhin dazu berechtigen. Ich lege den Schwerpunkt ins Hören. Die Aufmerksamkeit des Publikums geflissentlich auf die Äußerlichkeit der Szene lenken, heißt für mich die Innerlichkeit der Dichtung gefährden. Das Publikum ist bei dieser Frage ein Haufe, welcher als solcher der leichten Verführung leicht unterliegt und dem Äußerlichen bald einen großen Wert beilegt, sich also durch das Äußerliche zerstreuen und von dem Inhalte des Gedichtes abwenden läßt. Die Ausstattung knapp, die Ausführung reich! Das ist allerdings mein Motto. Dies schließt aber nicht aus, daß die äußerlichen Dinge entsprechend sind dem Charakter und der Situation des Stückes. Zupassend sollen sie sein, nur nicht vorherrschend.“ Laubes eben erwähntes Motto bezüglich der knappen Ausstattung war cum grano salis zu nehmen. Die Ausstattungen unseres Theaters konnten sich mit denen jeder anderen Bühne messen. Unrichtig ist die vielfach verbreitete Meinung, Laube habe es am liebsten gesehen, wenn auf der Bühne rechts und links je ein Tisch mit zwei Stühlen als Zimmereinrichtung paradierte. Etwas Ähnliches mag für ihn vielleicht in den fünfziger Jahren gegolten haben, als so

ziemlich auf allen deutschen Bühnen die Bescheidenheit der Ausstattung gang und gäbe war; auf Laube als Stadttheaterdirektor war diese Anekdote nicht anzuwenden. Im Arrangement der modernen Szene haßte er allerdings das Vollstellen der Bühne, sowie das absichtliche Mitspielenlassen von Möbel und Requisiten. Sein Unwille machte sich dann in spöttischen Äußerungen Luft, wie: „Es stehen jetzt in einem modernen Salon so viele Dinge auf dem Theater, daß ein routinierter Schauspieler zu tun hat, nicht jeden Augenblick über etwas zu fallen,“ oder: „Zwei miteinander spielende Darsteller setzen sich jetzt innerhalb einer Viertelstunde auf zehn Fauteuils.“ Als einst unser Charakterspieler als „Hamlet“ in der Szene mit seiner Mutter außer zwei auf der Bühne befindlichen Stühlen noch einen dritten verlangte, rief Laube: „Das ist mir noch nicht vorgekommen — ein Hamlet mit drei Stühlen!“

Wenn es Zeit und Umstände gestatteten, ließ Laube nach den ersten Proben gern einige Tage vergehen, bevor er zu den weiteren schritt. Der Schauspieler, welcher nun auf der Leseprobe das Stück als Ganzes, seine Rolle als Einzelnes und als solches im Verhältnisse zum Ganzen kennen gelernt, ferner mit dem Äußerlichen der Szene sich vertraut gemacht hatte, schritt nun zum Auswendiglernen sowie zur Ausarbeitung seiner Rolle. Auf der ersten Probe brauchten Laubes Schauspieler ihre Rollen noch nicht völlig gelernt zu haben. Er fand, daß die Worte richtiger und bleibender eingelernt wurden, wenn der Schauspieler auch äußerlich auf dem Theater die Situation kennen gelernt hat, in welcher er sprechen muß. Sitzt das einzelne fest, dann stößt jede Veränderung auf Schwierigkeiten und, nach seiner richtigen Ansicht, ist das Umlernen dem Schauspieler das Allerbeschwerlichste. Auf den nun folgenden Proben befaßte sich Laube mit dem Stücke und mit den Darstellern. Alles nach seiner Meinung Unnütze, Nebensächliche, nicht streng zur Handlung Gehörige oder dieselbe Aufhaltende wurde mit rücksichtsloser Strenge ausgemerzt. Poetische Schönheiten hatten für ihn nur bedingten Wert; das Herausarbeiten des dramatischen Kerns war ihm alleinige Hauptsache. Wie mancher Autor schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn der Rotstift des grausamen Alten,

ganze Seiten streichend, durch sein Stück flog. Der Erfolg freilich gab dem kühnen Dramaturgen recht. Laube nannte seine Art des Streichens „das Stück auf seinen kürzesten Ausdruck bringen“. Als ich einst, von Weimar kommend, ihm erzählte, daß ich in der dortigen Hofbibliothek einen Brief Wielands an den Großherzog gelesen, worin Wieland, über den „Carlos“ berichtend, etwa Folgendes sagt: „Ich anerkenne das mächtige, schöne Talent Schillers, doch schreibt er zu viel, wie alle jungen Dichter. Wenn ich bedenke, daß ein Akt fast so lange ist wie eine Sophoklesische Tragödie, dann frage ich, wo werden wir die Schauspieler finden, das zu spielen, wo das Publikum, das anzuhören?...“ Da glitzerten Laubes Augen vor Freude: das war ihm aus der Seele gesprochen und er rief: „Der Wieland hat ganz recht — den Brief sollte man drucken lassen!“

Auf den ersteren Proben ließ Laube, die Intentionen der einzelnen Darsteller genau beobachtend und prüfend — er studierte hiebei förmlich seine Leute — sich das Stück einfach vorspielen. Nur wenn ihm die zutage tretenden Absichten falsch erschienen, griff er ein und begann auf den weiteren Proben die Ausarbeitung und Ausschmückung der einzelnen Rollen. Den Schwerpunkt legte er auf die Rede und ihren Aufbau, auf das Wort. Vor allem müsse der Schauspieler verstanden werden, nur dann habe das Publikum einen Genuß. Deutlichkeit war seine erste Regel und Forderung. Das heute leider so sehr beliebte Markieren der Rolle duldete er nur in äußersten Fällen. Was die Ausarbeitung der Szenen betrifft, belebte er diese und machte sie verständlicher durch treffliche Zusätze: er verlieh der Rede Nachdruck durch ein eingeschobenes Wort oder eine passende Geberde, er zeigte der Naiven reizende Nuancen und stattete die Rolle des Komikers mit stets wirksamen Extempores aus. Goldene Wahrheiten enthielten seine aus dem tiefen Schachte seines dramaturgischen Wissens und seiner reichen Bühnenerfahrung gewonnenen Grundsätze, Aussprüche und Lehren, die er uns mit verschwenderischer Freigebigkeit auf den Proben zum besten gab. Einige Beispiele mögen genügen: Man lasse sich nie durch das Talent verleiten, die Grenze zu überschreiten, die der Verstand gezogen hat. Ein unverständlicher Schauspieler wirkt unangenehm. Die Zuhörer bekommen das

Gefühl der Taubheit und beachten ihn nicht weiter. Für viele Komiker ist das Lachen der Zuschauer das Scharlachtuch, welches den Stier unbändig macht. Ihr Österreicher seid merkwürdige Leute! Wenn ihr in euerem Dialekt reden dürft, seid ihr plötzlich doppelt so gute Schauspieler. Virtuosen sind die Väter der Claque. Die Hälfte der Schauspielkunst heißt Fleiß! Bei markierenden Schauspielern hat man immer das Gefühl, sie wollen ihre Unfähigkeit, voll zu spielen, verbergen.

Klassisch waren Laubes Aufschreie vom Regiestuhl aus, durch welche er den Schauspieler aufmerksam machte, den wichtigen Eindruck irgendeines Wortes oder Geschehnisses wahrzunehmen und darstellend auszudrücken. Ungemein drastisch erklärte er, daß bei wichtigen Worten jede Bewegung abschwächend wirkt. Laube stellte sich vor einen von uns hin und hub an: „Wenn ich z. B. zu Ihnen zu sagen hätte, Sie sind ein Esel, und während dieser Rede auf Sie zuginge, so ist die Wirkung eine weitaus schwächere, als wenn ich zuerst an Sie heranschreite, dann vor Ihnen stehen bleibe — Laube tat beides — und jetzt erst sage: Sie sind ein Esel!“

Die letzten Proben benützte er für das Ensemble und die Komparserie. Seiner Aufmerksamkeit entging nicht das geringste, ein am unrechten Platze stehender Statist wurde von ihm sofort bemerkt und verdonnert. So kam endlich die Generalprobe heran. Jetzt schritt das fertige Stück zum letztenmale an ihm vorüber, was, wie früher erwähnt, ihn jedoch gar nicht hinderte, noch im letzten Augenblick eine vorteilhafte Änderung vorzunehmen oder eine den Schluß aufhaltende Szene zu streichen. So wuchsen unter Laubes Führung das Stück, das Ensemble, die Darstellung und nicht zuletzt die Darsteller. Er wußte uns zu begeistern und durch sein kurzes schneidiges Kommandowort zielbewußt zu bilden. Auf seinen Proben ging es ernst zu, doch verschloß er einem treffenden Scherzwort nie sein Ohr. Er selbst lieferte eine Unzahl humoristischer und kerniger Bühnenaussprüche, die sich in der Schauspielerwelt von Mund zu Mund fortgepflanzt haben. Eine Störung der Probe erschien ihm als das Widerwärtigste. Vielen Ärger bereitete ihm in dieser Hinsicht der Präsident des Direktionsrates Freiherr v. Schey, der zumeist auf die Bühne kam, um Laube geschäftliche

Mitteilungen zu machen. Da Laube seinem Präsidenten doch schwer das Betreten der Bühne untersagen konnte, versuchte er es, dem Probenstörer auf alle mögliche, oft ziemlich derbe Weise begreiflich zu machen, daß er hier Ruhe haben wolle. So blieb Laube, als einst Baron Schey auf ihn zukam, ruhig auf seinem Regiestuhl sitzen und probte weiter, bis endlich dieser ihm zuflüsterte: „Lieber Doktor, haben Sie wenigstens die Güte aufzustehen, wenn ich komme!“ Ein andermal ging der Präsident mit knarrenden Stiefeln hinter dem Prospekt über die Bühne. Laube, hiedurch empfindlich gestört, springt auf und läuft dem Ruhestörer mit den Worten entgegen: „Welcher Elefant trabt denn da hinten herum?“ Da erscheint Schey in der matten Probenbeleuchtung -- Tableau! „Ah, Sie sind's wieder, Baron!“ ruft der Direktor, dreht sich um und kehrt zum Regietisch zurück. Baron Schey, der seinen „Doktor Laube“ kannte, war viel zu liebenswürdig, um solche Ausschreitungen des von ihm hochgeschätzten Bühnenleiters allzuernst oder übel zu nehmen.

Laubes ausdrucksvolles Gesicht war für seine Mitglieder ein Barometer; jeder wußte, wann heiteres, wann stürmisches Wetter kam. Seine blauen Augen konnten lächeln wie Sonnenschein und drohend grollen wie Gewittersturm. Ob er zufrieden, ob er nicht zufrieden war, konnte man von seiner Stirne ablesen; seine Schauspieler waren darüber nie im Zweifel. Die so ausgesprochene Klarheit seines Wesens und Handelns war eine der vortrefflichsten Eigenschaften des Theaterdirektors Laube. Hunderten von Schauspielern hat er die Wege gewiesen; Talente hat er ermutigt und gefördert, sie mitunter aus der Verborgenheit emporgezogen, manchmal sogar gegen den Widerspruch der öffentlichen Stimme gehalten, bis das von ihm früh erkannte Können allseitige Anerkennung fand.

Heinrich Laube war einer der bedeutendsten, reformatorisch wirkenden Lehrer dramatischer Darstellungskunst, einer der tüchtigsten Schulmeister der Bühne, eine scharf ausgeprägte, unvergeßlich bleibende Persönlichkeit des deutschen Theaters!

Unter der folgenden Direktion besuchte Laube nicht ein einzigesmal unser Theater. Dagegen erschien im Laufe des Winters seine dramaturgische Rechtfertigungsschrift: „Das Wiener Stadttheater.“ Verbitterung und Groll mögen Laube

auf manchem Blatte dieses Buches die Feder geführt haben! Es schuf ihm Feinde, deren Gegnerschaft er zu fühlen bekam, als er binnen Jahresfrist zum zweitenmale als Direktor in das Stadttheater einzog.

## II.

An der Spitze der gegen Laube intrigierenden Partei des Direktionsrates hatte Dr. Ferdinand Naumann gestanden, der offen gegen das herrschende Regiment Front machte. Seine heimlich Verbündeten waren Theodor Lobe und Generalsekretär Bohrmann. Beide strebten den Direktionsposten an. Ihr Wunsch ging bald in Erfüllung; beide wurden Direktoren, Lobe am Stadttheater, Bohrmann an der „komischen Oper“, und beide brauchten kein Jahr, um die von ihnen geleiteten Institute wieder in andere Hände abgeben zu müssen. Für jeden in die Verhältnisse Eingeweihten hatte es etwas unendlich Komisches, als Bohrmann bei seinem Direktionsantritte in emphatischer Weise auf sein „herrliches Vorbild, den Meister Laube“ hinwies. Noch am Abende desselben Tages, an welchem Laube zurückgetreten war, kam Dr. Naumann in die Garderobe Lobes und trug demselben im Namen des Direktionsrates die Leitung des Theaters an. Bald wurde man einig und Lobe war unser Direktor. Bevor der neue Chef ernstlich daran ging, die nötigen Ersparungen einzuführen, um den hohen Kostenaufwand des Theaters zu verringern, schloß der Schauspieler Lobe mit dem Direktionsrate einen langjährigen, unkündbaren Vertrag mit hoher Gage, mehrmonatlichem Urlaub und Rollenmonopol ab, einen Vertrag, der späterhin Laube und dem Direktionsrate noch mancherlei Ärger brachte. Aufsehen machte die plötzliche und energische Entfernung des Sekretärs Bohrmann aus der Nähe des neuen Direktors. Man behauptete, der erstere hätte eines schönen Morgens im Bureau seinen Schreibtisch nicht mehr vorgefunden!

Mit Laube waren Fräulein Schratt, Herr Robert und selbstverständlich Alexander Strakosch aus dem Stadttheater geschieden.

Lobe schwärmte für ein billiges Theater und wollte den Preis eines Parkettsitzes auf einen Gulden herabgesetzt haben. Mit zweifelhaften Novitäten und hausbackenen Stücken, wie „Feder und Schwert“, Gutzkows „Weißes Blatt“, „Ehre um Ehre“, „Jugend Ludwig XIV.“ und einem Jugenddrama Bauernfelds „Im Dienste des Königs“ kamen wir trotz billiger Preise zu Einnahmen herab, wie sie damals wohl selten ein Wiener Theater aufzuweisen hatte. Lobe war kein Freund der Franzosen und mit Ausnahme der beiden Feuilletschen Schauspiele „Sphinx“ und „Dalila“, die er vertragsmäßig geben mußte und mit denen er wenigstens stärkere Einnahmen erzielte, ging höchst selten eine Pariser Komödie über unsere Bretter. Auch mancher deutsche Autor hatte mit Lobe als Direktor einen ziemlich schweren Stand. Der gefeierte Volksdichter Ludwig Anzengruber hatte bei uns ein neues Bauerndrama „Hand und Herz“ eingereicht. Trotz kleiner Schwächen und einer krassen Szene hatte das in späteren Jahren mit vielem Beifall gegebene Stück lebenswahre Figuren und poetische Schönheiten. Anzengruber fand bei Lobe auf den Proben ein so unliebenswürdiges Entgegenkommen, daß er einfach davonlief und sich um die Aufführung seiner Novität, die Lobe für den — 31. Dezember angesetzt hatte, gar nicht mehr kümmerte. Trotz glänzender Darstellung der Hauptrollen durch Fräulein Frank und die Herren Friedmann, Salomon und Glitz, verschwand das Drama bald aus unserem Spielplan. Der Dichter zog sich grollend vom Stadttheater zurück und als ich nach zwei Jahren als Mittelsperson Laubes bei Anzengruber wegen Überlassung seiner dramatischen Werke an unser Theater vorsprach, wies er, noch immer verstimmt, Laubes Bitte rundweg ab. Erst im Jahre 1883 gelang es mir, Anzengruber mit dem Stadttheater zu versöhnen und seine klassischen Bauernkomödien retteten eine ganze Saison.

Spätere Novitäten glichen leider ihren minderwertigen Vorgängerinnen und nur ein längeres Gastspiel von Friederike Goßmann hob auf kurze Zeit den Besuch. In dieser Zeit beehrte auch unser Kaiser einmal das Wiener Stadttheater.

Bei einem Gastspiele in dem gemütlichen Städtchen Steyr wurde ich bei meinem Auftreten zu meinem gelinden Entsetzen aus der ersten Parkettreihe mit dem ungeniert lauten Gruß:

„Servus, Tyrolt!“ empfangen. Mein ehemaliger Grazer „Leibbursch“, Notariatskonzipient Sch........, hatte aus Freude über das Wiedersehen etwas tiefer ins Glas geguckt und war wie einst bummelwitzig geworden. Am selben Abende blühte mir noch eine kleine Überraschung. Ein Kellner hatte mir auf der Bühne eine Tasse Kaffee zu servieren. Der Schauspieler, der den Kellner spielte und sofort wieder auftreten soll, kommt nicht und ich höre hinter den Kulissen folgendes Zwiegespräch:

Schauspieler: „Wo ist denn der Kaffee für'n Tyrolt?“

Requisitenfrau: „Jessas, den hab' i' vergessen!“

Schauspieler: „So laufen's g'schwind 'nunter in's Kaffeehaus und holen's einen. Der Kaffee muß kommen!“

Eiliges Getrampel über die Bühnenstiege belehrte mich, daß diesem Befehle Folge geleistet wurde. Und so saß ich jetzt volle fünf Minuten in peinlichster Verlegenheit auf der Bühne, nahm in meiner Aufregung eine zufällig am Tisch liegende Zeitung in die Hand und las dem die Sache scherzhaft auffassenden Publikum Neuigkeiten aus dem - Steyrer Wochenblatt vor! Endlich kam der unglückselige Kaffee und rettete mich aus schauspielerischen Nöten.

Die kaum ein Jahr währende Lobesche Direktionsperiode brachte unserem Theater ein ansehnliches Defizit. Während Laube schlechte Einnahmen zur Verzweiflung brachten, nahm Lobe die leeren Häuser mit großer Gleichgültigkeit hin; schließlich sah man ihn selten im Zuschauerraume, selten auf der Bühne als Schauspieler. Direktor Lobe beschäftigte sich selbst in 243 Spielabenden nur — fünfzigmal.

Die klugen Herren vom Direktionsrat waren in eine nicht beneidenswerte Lage geraten; es blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig, als das Theater vorzeitig zu schließen, und während Lobe eine Erholungsfahrt nach Italien machte, begannen sie Unterhandlungen mit — Laube, die, trotzdem dieser durch sein jüngstes Buch so manchen verschnupft hatte, schließlich doch zu einem günstigen Resultate führten. Laube wartete ja schon sehnsüchtig, das Theaterscepter wieder in seine Hand zu bekommen. Hätte er die Ruhe und Geduld gehabt, sich nicht gleich zur Wiederübernahme der Direktion bereit zu erklären, wäre seine Situation insoferne eine weitaus günstigere geworden, als er

die vorherige Deckung des Lobeschen Defizites durch den Direktionsrat hätte erlangen können, während er dieses jetzt aus dem für ihn neugeschaffenen Fonds selbst bezahlen mußte. Frau Iduna war mit der Rückkehr ihres Mannes zum Wiener Stadttheater nicht einverstanden. Die weitblickende kluge Frau äußerte sich mir gegenüber: „Einmal heraus, möchte ich nie wieder hinein! Beim erstenmal hat man Heinrich bedauert, beim zweitenmal, und ich fürchte, es wird dazu kommen, wird man für ihn nur ein — Lächeln haben!“

Im Frühjahr 1875 lernten meine Eltern meine mir lieb und wert gewordene Kollegin Ernestine Wiehler kennen und bald darauf fand unsere Verlobung statt. Aus meinem vierten Stock in der Kärntnerstraße war ich schon bei Beginn des Winters zu meinem älteren Kollegen Vaillant auf die Wieden gezogen; hier bekam ich nebst einem behaglichen Zimmer gute, billige Hausmannskost. Vaillant, vor wenigen Jahren als — Wäschefabrikant gestorben, war kein bedeutender Künstler, hatte aber seinerzeit im Theater an der Wien mit großem Glück Napoleon I. dargestellt und von diesem Erfolg zehrte er sein Lebenlang. Seine Figur wie sein Kopf eigneten sich ganz außerordentlich zu der Maske des großen Franzosenkaisers und wenn man in Vaillants Schreibzimmer die echten Bilder Napoleons und die Vaillants in Napoleons Maske sah, konnte man dieselben schwer voneinander unterscheiden. Das Gesprächsthema über Napoleon war ihm, wie seinem Vorläufer Tomaselli, ein Napoleondarsteller der dreißiger Jahre, stets genehm. Kam ich in später Abendstunde aus der Kneipe heim, mußte ich einen offenen Gang durchschreiten, der am Speisezimmer vorüberführte, in dem Vaillant noch mit seiner nie verleugneten Grandezza beim Weine saß. Stets blieb ich, militärisch salutierend, stehen und meldete durch das offene Fenster: „Sire! die Truppen stehen an der Beresina!“ worauf dann regelmäßig ein saftiges — Kernwort als Erwiderung herausscholl. Dicht neben mir wohnte in einem kleinen Zimmer der hochbetagte Vater Vaillants. Eines Morgens weckt mich ein dumpfer Schall — ich springe aus dem Bett und finde den Greis tot am Boden liegen. Wie er in einem Briefe an mich schrieb, hatte er sich aus Lebensüberdruß erschossen.

Eine schwere, sehr heftig auftretende Krankheit brachte mich vor Schluß der Saison dem Tode nahe. Die aufopfernde Pflege meiner lieben Braut und meiner guten Mutter sowie die rationelle Behandlung unseres Theaterarztes Dr. Weiß retteten mir das Leben. Nach dreiwöchentlichem Krankenlager machte ich in Graz eine Karlsbader Kur durch und verbrachte die Tage der Rekonvaleszenz im Elternhause und als häufiger Gast bei meinen liebsten Verwandten Fritz und Leonie Pesendorfer.

Am 8. Juli 1875 konnte ich meine liebste Kollegin im Leben und auf der Bühne in der Grazer Domkirche zum Traueraltar führen, wo der unserem Hause befreundete, in ganz Graz hochverehrte Priester Domkaplan Monsignore Hebenstreit uns einsegnete. Bei der Hochzeitstafel erfreute uns mein Oheim, der Dichter Friedrich Marx, als Traubeistand meiner Frau, mit folgendem Poem:

„So faß sie denn in Mannesarm, die Kunst und Lieb' Dir zugeführt,
Behaupte, was Du Dir errangst und weh' dem, der Dein Glück berührt!
Dein trautes Heim, Dein holdes Weib, das schütze Du als deutscher Mann,
Und halte durch ein Leben fest, was eine Stunde Dir gewann!
Die Ihr zu tausendmalen schon die Welt durch Eure Kunst erfreut,
Des Scherzes goldne Blüte in manch sorgenvoll Gemüt gestreut,
Des Menschenherzens Falten tief erschaut mit sicherm Künstlerblick,
Mit warmem Herzen miterlebt manch fremdes Glück und Wehgeschick;
Zu formen Euer eignes Los nun übt die allerschwerste Kunst,
Nicht Zufallslaunen untertan und nicht des Tages flücht'ger Gunst,
Ein Glück nur blüh' Euch immerdar: in Lieb und Treue so wie nun
Vom Kampf des Lebens Hand in Hand und Herz am Herzen auszuruhn.
Was immer auch die Zukunft Euch im dunklen Schoß verhüllen mag,
Ihr teilt ja redlich Menschenlos, den Kummer- wie den Freudentag.
O blickt wie heute allezeit durchs Aug' Euch auf der Seelen Grund,
Und was Ihr fragend da erschaut, das gibt Euch Euer Schicksal kund!
So zieht mit Gott ins schöne Tal, dem manch ein wackrer Sohn entstammt,
Wo die Palten rauscht, der Hammer dröhnt und himmelan die Esse flammt,
Die Alpenwelt der Steiermark, vom Abendrote sanft geküßt,
Das Bräutchen aus dem Sachsenland als zweite teure Heimat grüßt!"

Mit dem Abendzuge fuhren wir in meine heimatlichen Berge! Über den Prebichl ging es, damals noch im unbequemen Postwägelchen, nach Eisenerz, dann in meine Geburtsstadt Rottenmann und nach Aussee, wo wir längeren Aufenthalt nahmen. Hier lernten wir als lieben Hotelgenossen den Schriftsteller und

Redakteur J. Oppenheim kennen, der uns bis zu seinem Tode ein liebenswerter Freund geblieben war. Über Salzburg und Gmunden traten wir Mitte August die Heimreise an, da unser alter neuer Direktor Laube bereits mit den Proben der Sophokles'schen Eröffnungstragödie beginnen wollte.

## III.

Mit „Antigone“ errang Laube am 1. September 1875, dem Beginn seiner zweiten Direktionsperiode, einen vollen Sieg und einige zwanzigmale füllte das griechische Trauerspiel, in welchem der akademische Gesangverein und Hofopernsänger Dr. Kraus als Chor und Chorführer mitwirkten, die Räume des Stadttheaters. Lobe als „Kreon“ und die neue Heroine Fräulein Wewerka in der Titelrolle ernteten wohlverdienten Beifall. Fräulein Frank und Herr Reusche waren ins Burgtheater gezogen. Für letzteren trat Karl von Bukovics, der frühere Direktor und Komiker des Teplitzer Stadttheaters, mit glücklichem Erfolge ein. Anfangs Oktober wurden von Laube die Nachmittagsvorstellungen zu halben Preisen eingeführt. Der Versuch glückte, wir erzielten damit eine jährliche Einnahme von über 45.000 Gulden. Bald machten es alle übrigen Wiener- und Provinztheater Laube nach und dadurch war wohl die Zweckdienlichkeit der Idee vollauf bewiesen. Als Björnsons Schauspiel „Ein Fallissement“, sowie die lustigen Schwänke „Der Herr Präfekt“, „Die Frau ist zu schön“ und Schweitzers „Epidemisch“ volle Häuser machten, war das verlorene Vertrauen zum Fortbestande des Theaters durch Laube, dem „Blücher“ des deutschen Theaters, wiedergewonnen.

An meinem Geburtstage erfreute mich Meister Laube mit seinem wohlgetroffenen Bilde, unter welchem nachfolgende Widmung stand: „Möge Sie dieser grimme Patron da oben zuweilen und zwar ohne Grimm an Ihren Sie hochschätzenden alten Freund und Direktor erinnern. Wien, 23. November 1875. Laube.“

Noch vor der Jahreswende waren meine Eltern von Graz

nach Wien gezogen und ein langersehnter Wunsch ging in Erfüllung: meine guten Alten feierten, mit mir und meiner Frau vereint, in unserem Heim auf der Seilerstätte, das Weihnachtsfest.

Mit meiner Verheiratung sagte ich dem langen lieben Kneipleben so ziemlich für immer Lebewohl und verbrachte die eigentlichen Erholungsstunden des Schauspielers, die Stunden nach dem Theater, von nun ab vorwiegend in Gesellschaft meiner Frau und meiner Eltern daheim. Als Student und als Schauspieler war ich länger als ein Dezennium ein leidenschaftlicher Kneipbruder; ich liebte die Kneipe, verstand auch ihre Poesie und ihren Reiz, der für mich allerdings nicht in der größeren oder geringeren „Stoff-“Quantität, sondern in launiger, anregender, interessanter Gesellschaft bestand. Nach den Grazer Burschenjahren fand ich solche wieder in Wien bei den früher erwähnten Tischkreisen im „Weingartl“ und „Sieb“. Für oberflächliche Bekanntschaften fehlten mir wie meiner Frau von jeher Gabe und Sinn, und unser Hauptvergnügen bestand und besteht heute noch im Bereisen fremder Länder und Städte sowie im Wandern durch die heimatlichen und insbesondere durch die von uns besonders geliebten Tiroler Täler.

Wenn Laube auch das Jahr 1876 mit „Faust“ eröffnete, war er durch die schlimmen letzten Erfahrungen doch dahingekommen, der Geschmacksrichtung unseres Publikums nachgebend, mehr das moderne und heitere Genre zu pflegen. Das Wiener Stadttheater wurde, freilich auch nur wieder für kurze Jahresfrist, zum beliebtesten und besuchtesten aller Wiener Privatbühnen. Das verbesserte und zusammengespielte Lustspielpersonal Laubes errang in Bälde unsere Haupterfolge.

Mit Freund Rosegger trat ich um diese Zeit, angeregt durch die Lektüre seines prächtigen „Waldschulmeisters“, durch den oftmaligen Vortrag seiner reizenden Humoresken und durch meine bescheidene Mitarbeiterschaft an seinem „Heimgarten“, wieder in einen lebhafteren schriftlichen Verkehr. Trotz starker schauspielerischer Beschäftigung versuchte ich mich zu wiederholtenmalen als Schriftsteller; es erschienen verschiedene vorwiegend das Theater behandelnde Aufsätze und Skizzen, die später in Buchform („Aus der Theaterwelt“) herauskamen, in

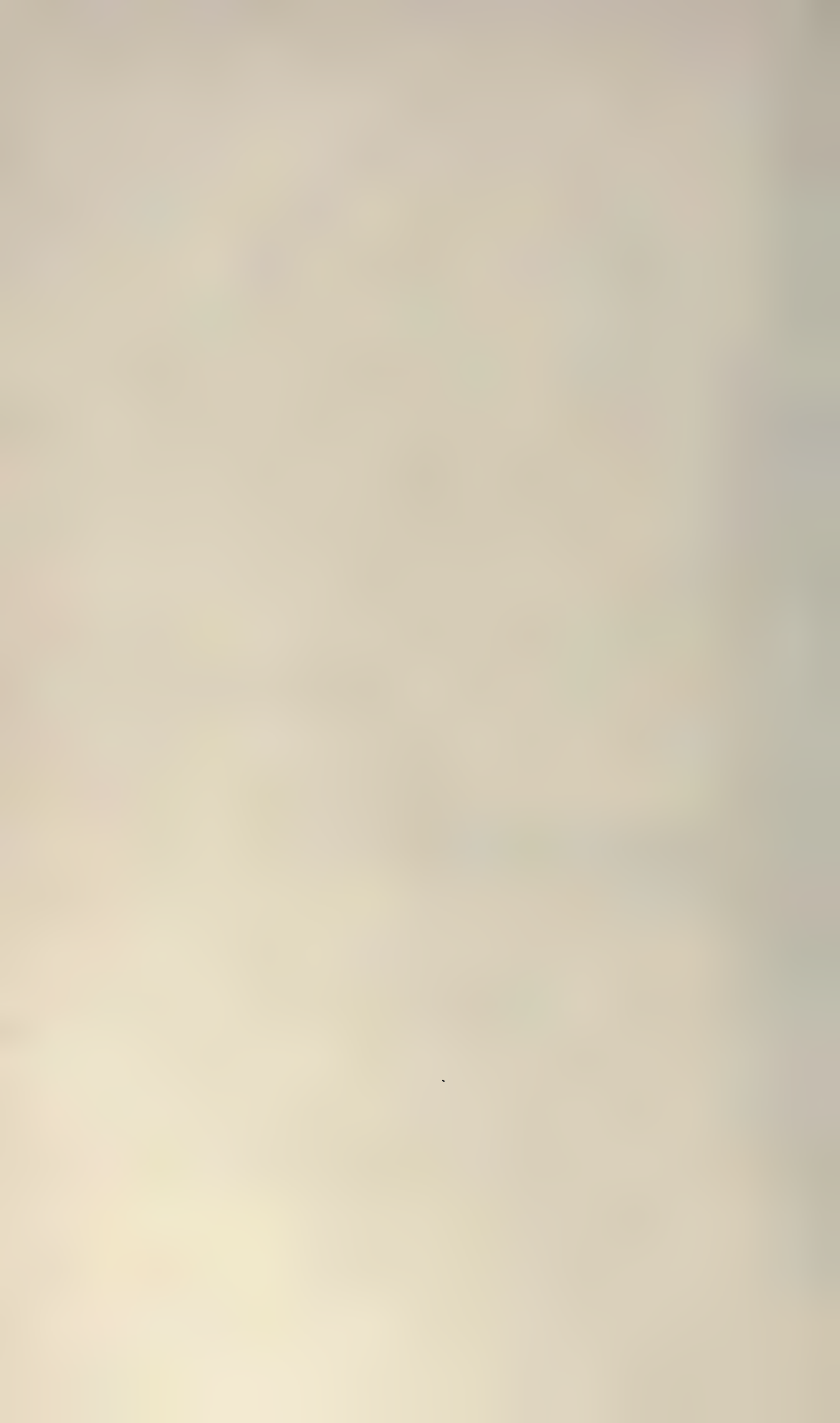
Lindaus „Nord und Süd“, in Blumenthals: „Monatsheften für Dichtkunst und Kritik,“ sowie im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ und anderer Wiener Zeitungen, in der Grazer „Tagespost“, in der „Bühnengenossenschaftszeitung“ usw.

Von Bauernfeld erschienen auf unserer Bühne zwei kleine dramatische Absonderlichkeiten: das frivol angehauchte „Herrenrecht“ und eine schwankhafte Parodie auf den Wagnerenthusiasmus „die reiche Erbin.“ Tewele spielte den „Meister“, ich den Enthusiasten. Als ersterer in der Maske Richard Wagners erschien, begann ein mehrere Minuten dauernder Theaterskandal. Wir mußten den Dialog unterbrechen und erst nach einer längeren Pause konnten wir uns wieder halbwegs verständlich machen. Die von Tewele virtuos vorgetragene Klavierpiece entfesselte Lachstürme des ganzen Hauses und man vergaß die nicht besonders taktvolle Herausforderung seitens des berühmten Wiener Lustspieldichters. Viel Heiterkeitsstoff gaben uns Schauspielern die beiden alten Theaterknaben Laube und Bauernfeld, die sich auf den Proben tüchtig hänselten. Als Laube in seiner Gleichgültigkeit für das Dekorative im „Herrenrecht“ dem Dichter ein „unterirdisches Gefängnis“ als „schwäbische Bauernstube“ aufdisputieren wollte, rief der außer Rand und Band geratene Bauernfeld laut aus: „Das ist ein Götterkerl, euer Direktor!“ Während der Proben erzählte uns Bauernfeld von den traurigen Verhältnissen deutscher dramatischer Autoren in früheren Jahren. Beispielsweise führte er an, für „Bürgerlich und Romantisch“ vom Burgtheater ein- für allemal dreihundert Gulden, vom Dresdener Hoftheater ein Honoror von vier Dukaten bekommen zu haben.

Auf weiteren Spaziergängen mit meinen Freunden und Kollegen Glitz und Friedmann gab es stets lebhaften Meinungsaustausch über zahllose Fragen des Theaters und der Schauspielwelt. Der bei uns Schauspielern stärker zutage tretende Selbsterhaltungstrieb und der mit ihm verbundene Egoismus, das bei Künstlern oft übermäßig entwickelte Selbstbewußtsein u. a. m., bildeten ein nie genügend erörtertes Thema unserer Unterhaltung. Jedenfalls hängen diese individuellen Erscheinungen in erster Linie damit zusammen, daß — gerade im Künstlerstande — bei dem gleichwertigen Streben und Kämpfen zweier Fachgenossen



Tyrolt als Schulmeister Florentius in „Rantzau“.



durch den Sieg des einen in der Regel die Niederlage, zum mindesten die Schädigung des anderen bedingt wird.

Wie schon bei früheren Anlässen steuerte der liebenswürdige Präsident Baron Schey auch bei den Aufführungen des französischen Salonstückes: „Der neueste Skandal,“ das mir deshalb in Erinnerung bleibt, weil ich darin auf Laubes Wunsch eine Statistenrolle übernehmen mußte, aus seinem Palais kostbare Ölgemälde, Silberservices, Girandolen, Nippessachen, ja selbst feine Tischwäsche zur Ausschmückung der Bühne bei. Der Puritaner Laube belohnte dafür den „freiherrlichen Requisiteur“ mit boshaften Stichelreden, die aber der Gönner unseres Theaters geduldig hinnahm. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß eine eigentliche Gegnerschaft zwischen Laube und Baron Schey nie bestand. Wenn die beiden verdienstvollen Führer unseres Theaters oftmals in heftigen, aber nie lang dauernden Streit gerieten, hatten stets dritte Personen das zweifelhafte Verdienst, denselben angefacht zu haben. Auch hier kann man sagen: „Cherchez la femme“ oder richtiger: „Cherchez les femmes.“

Nachhaltige Wirkung erzielte auch ein längeres Gastspiel der gefeierten Operettenkönigin Marie Geistinger, die nach ernsten Studien mit Dr. August Förster sich nun den Wienern als Tragödin vorstellte. Ein drolliger Zufall wollte es, daß wir eines Abends „Das Versprechem hinter'm Herd“ gaben und die vielleicht beste und richtigste Nandl-Darstellerin Wiens am selben Vormittage die „Maria Stuart“ probierte.

An einem der ersten Februartage erfreute uns unser liebenswürdiger Generalsekretär von Löhner noch um elf Uhr nachts mit der angenehmen Nachricht, daß Laube in der eben beendeten Direktionsratssitzung mit warmen Worten für mein und meiner Frau mehrjähriges Engagement mit bedeutend erhöhten Bezügen eingetreten sei.

Durch meine Grazer Freunde von Reininghaus wurden wir in die Familie Ignaz Mauthner von Markhof eingeführt, und meine Frau und ich haben an dem im Kreise seiner zahlreichen Kinder und Enkel lebenden Hausherrn und seiner liebenswürdigen Gattin wohlwollende Gönner und hochgeschätzte Freunde gefunden. Zur Feier der goldenen Hochzeit dieses edlen, guten Menschenpaares veranstaltete ich im großen Saale ihres Palais

am Franziskanerplatz eine Dilettantenvorstellung, bei der so ziemlich die ganze Familie, alt und jung, mitwirkte. Trotzdem ich auf den Proben mit so manchem der Herren Akteure des leidigen Lernens wegen lustige Plage hatte, fiel die Festvorstellung zu unser aller Zufriedenheit aus und Professor Oppolzer, Dr. Hans Hebra, Baron Wächter, Dr. Ludwig Mauthner als Komiker, sowie die reizenden jungen Enkelinnen des Hauses fanden in zwei Lustspielen wohlverdienten Beifall. Während des Festmahles regnete es zahlreiche Toaste auf das Jubelpaar, insbesondere auf das hochverdiente greise Familienoberhaupt. In sinnig launiger Weise dankte der Jubilar durch die Erzählung einer kleinen Geschichte, die sich seinerzeit in seinem mährischen Geburtsorte zugetragen. Dort hatte man einst den Bürgermeister gefeiert und zu diesem Zwecke ein Transparent mit der Aufschrift: Es lebe unser guter Mikosch und seine ganze Familie! hergestellt. Fand nun im Laufe der Zeit irgend eine Festlichkeit im Orte statt, ein Jahrestag der Feuerwehr oder des Gesangvereines — immer wurde das alte Transparent hervorgeholt: „Es lebe unser guter Mikosch und seine ganze Familie!“ So, meinte der bescheidene Mann, mache man es auch mit ihm, indem alles Verdienst auf seine Person zurückgeführt werde. In diesem gastfreundlichen Hause lernte ich Minister Hasner, den alten Dr. Hebra und den vornehmen Dichter Leopold Kompert kennen, dessen entzückende Schilderungen kleinjüdischen Lebens mich bald zu einem seiner eifrigsten Verehrer machten. Einige Jahre später erfreute mich der hochgeschätzte Schriftsteller anläßlich mehrerer großen Rollen, die ich zu seiner Zufriedenheit spielte, mit folgenden mich hochehrenden Zeilen:

„Lieber Tyrolt! Seit Jahren verfolgt mein Auge, ich möchte fast sagen, mit einer gewissen Behaglichkeit Ihre künstlerische Entwicklung. Sie ist nicht in krampfhaften Windungen und Krümmungen ihren Weg gegangen; sie wuchs und wächst noch, wie jedes gesund Organische; wie der gerad gewachsene Baum, gesund in seinen Wurzeln, gesund in seinem Laubwerk, gesund in seinem Stamme! Darum erleben wir an Ihnen, lieber Freund, so viel herzinnige Freude. Wien, 14. Februar 1883. Ihr Dr. Leopold Kompert.

Meinen hochverehrten Landsmann Dr. Rechbauer, Bauernfeld, den pensionierten Hofschauspieler Rettich und Eduard Mauthner, einen Verwandten des Hauses, traf ich oft beim heiteren Sonntagstisch im behaglichen Palais am Franziskanerplatz. Als wir im nächsten Jahre in Gesellschaft des Herrn Ignaz Mauthner und seiner Frau in Marienbad die Kur gebrauchten, lernte ich auf gemeinsamen Waldspaziergängen die Welterfahrung und patriarchalische Weisheit der Anschauungen dieses gediegenen Mannes schätzen. So manches treffliche Wahrwort, wie z. B.: „Glauben Sie mir, an jedem Menschen zieht einmal das Glück vorbei — aber leider wissen die wenigsten den Augenblick zu benützen und es zu fassen!“ — kam mir da zu Gehör.

Zwei mir persönlich bekannte und werte Kollegen schieden zu Beginn des Jahres 1876 aus dem Leben: der bis heute unübertroffene Volksschauspieler Karl Rott, der gewaltigste Darsteller Anzengruberscher Charaktere, und der bekannte Raimundkopist Franz Wallner, der mich, wie schon früher erwähnt, in liebenswürdiger Weise in den Theaterberuf einführte. Die letzten Lebensjahre verbrachte Wallner beinahe fortwährend auf überseeischen Reisen und an der Riviera, wo er auch starb. Seinen Bekannten schickte er originelle und interessante Bilder, u. a.: Wallner auf einem Kamel sitzend, das ein Neger führte. Darunter stand: „Wer von den dreien bin ich?“

Mitte Februar 1876 feierte das Burgtheater das Jubiläum seines hundertjährigen Bestandes. Schreyvogel und Laube heißen die Männer, welche die Glanzperioden des ersten deutschen Schauspielhauses schufen. Eine Jubiläumsfeier des Burgtheaters, bei welcher diese beiden strahlenden Führernamen nicht erwähnt wurden, wirft ein trauriges Licht auf die Gesinnung und den Takt der damaligen Leitung. Für Laube, der in 17 Jahren rastloser Arbeit das Burgtheater mit Kunstverstand auf seine Höhe gebracht und in Wien lebte, hatte man nicht einmal einen — Parkettsitz für die Festvorstellung. Wenn Laube seinerzeit durch sein Burgtheaterbuch auch Manchem Ärger bereitet hatte und mit Dingelstedt in nichts weniger als freundlichem Verkehr stand, durfte man nicht vergessen, daß bei diesem Festtage nicht allein die Gegenwart, sondern wohl in erster Linie

die ruhmreiche Vergangenheit zu feiern war. In einer damals erschienenen Broschüre des gediegenen Burgtheaterkenners Fürsten Konstantin Czartoryski wird diese Jubiläumsfeier mit treffenden Worten als „Ausdruck des Undankes, der Taktlosigkeit und der Überhebung“ bezeichnet. Die Burgtheater-Regisseure milderten den kleinlichen Racheakt ihres Chefs durch einen Dankesbesuch, den sie Laube in seiner Wohnung abstatteten.

Einen heiteren Abschied von der Bühne nahm mein lieber alter Landsmann, Hofopernsänger Draxler, in seiner Glanzrolle als „Kaspar“ im „Freischütz“. Unser „Weingartltisch“ veranstaltete eine lustige Abschiedskneipe. Draxler erzählte uns mit blitzenden Augen von all den Ehren und Auszeichnungen, die er von Seiten des Hofes, der Intendanz, Direktion und der Mitglieder des Hofoperntheaters erhielt. Als er auf das Abschiednehmen von den Kollegen kam, meinte der lustige Alte: „Abbußelt hab' ich's alle von der Ehnn bis zum jüngsten Balletmadl; nur bei der Wilt hab' ich mich druckt; ich hab g'sagt, mein Schnurrbart färbt ab!“ Draxler zog sich in die Prein am Fuße der Rax zurück, heiratete dort noch in alten Tagen und verblieb in dem reizenden Bergdorf bis zu seinem Tode. Als ich ihn einst von Gutenstein aus besuchte, fand ich den ehemaligen Hofopernsänger in der Schwemme des Dorfwirtshauses in Gesellschaft von Forstleuten und Holzknechten, mit denen sich der schlichte Naturmensch und leidenschaftliche Weidmann, wie es schien, ganz gerne unterhielt.

Einen andauernden Erfolg errangen wir mit dem „historischen Lustspielabend“. Das Fastnachtsspiel „Das heyß Eysen“ von Hans Sachs, die Posse „Die ehrliche Bäckin mit ihren drei vermeinten Liebsten“, Prehausers „Hanns Wurst, der traurige Küchelbäcker und sein Freund in der Noth“, sowie ein modernes Mosersches Lustspiel repräsentierten die letzten vier Jahrhunderte und wurden von Laube mit theaterhistorischem Verständnis originell und wirksam in Szene gesetzt. Auch die Zwischenaktsmusik paßte sich der Zeit an und gefiel namentlich Haydns „Ochsenmenuett“, das vor der Prehauserschen Farce gespielt wurde. Die Frauenrollen wurden in den beiden ersten Einaktern von uns Männern dargestellt und das machte uns Schauspielern viel Spaß. Der Fastnachtsschwank spielte auf

einem Bretterpodium, das auf einem „Platze in Nürnberg“ aufgestellt war; eine im Hintergrund des Gerüstes gezogene Leinwand vermittelte die Auf- und Abgänge. Auf Fässern und Bänken saß ringsherum das Publikum, aus Fenstern und Türen guckten neugierige Zuschauer, unter die sich im Laufe der Vorstellung auch „Hans Sachs“ und „Jakob Ayrer“ mengten. Das Possenspiel aus dem 17. Jahrhundert fand bereits auf der eigentlichen Bühne statt. Dekoration und Kulissen — graue Leinwand! Beim Szenenwechsel kamen vom Schnürboden Bretter herab mit den erklärenden Aufschriften: „Backstube, Markt, Kachelofen u. s. w.“ Tewele wirkte als Prehauserscher Hanns Wurst zwerchfellerschütternd. Der historische Lustspielabend erfreute sich bald solcher Beliebtheit, daß er an Sonntagen nachmittags und abends gegeben werden konnte.

Bei der Erstaufführung von Dumas „Demimonde“ konnte man Laube als — Bühnenabräumer bewundern. Bekanntlich duldete er keine langen Zwischenakte — solche können oft ein Stück umbringen, meinte der erfahrene Theatermann und die von Berlin eingeschmuggelte Zehnminuten- — oder Schinkensemmelpause war damals in Wien gottlob noch nicht gang und gäbe. Als nun diesmal die Arbeiter ihm zu langsam waren, packte er selbst ein Tischchen und trug es hinter die Kulissen, dann expedierte er einen Fauteuil u. s. f. und da wir Schauspieler uns doch nicht durch unseren alten Chef beschämen lassen konnten, griffen auch wir tüchtig zu.

Mit der Darstellung des „Raimund“ in „Therese Krones“, die wir zugunsten der Hinterbliebenen des Volksdichters Haffner aufführten, errang ich meinen ersten großen Erfolg im Volksstücke, der den Kritiker der Wiener Abendpost veranlaßte, mir den schmeichelhaften Rat zu geben, mich mit Raimund und Anzengruber zu beschäftigen, welchem wohlmeinenden Winke ich mit Freuden folgte.

Ende April kam der treffliche Dresdner Hofschauspieler Friedrich Dettmer und begann an unserer Bühne ein Gastspiel, über dem ein eigener Unstern waltete. Abgesehen von der unglücklichen Wahl der Stücke, ließ sich der alte erprobte Künstler leider überreden, seine Gastrollen mit dem Vortragsmeister durchzuarbeiten, wodurch natürlich nur erzielt wurde,

daß Dettmer, in seiner gewohnten Sprechweise irre gemacht, seine Natürlichkeit vollständig verlor. Durch sein reizendes bescheidenes Wesen hatte sich der liebenswürdige Künstler unser aller Sympathie im Fluge erworben und wetteifernd waren wir bemüht, ihm seinen Wiener Aufenthalt nach Möglichkeit angenehm zu machen.

Baron Schey hatte im adeligen Kasino in Budapest das Versprechen gegeben, die Wiener Stadttheatergesellschaft zu einem Gastspiele in die ungarische Hauptstadt zu bringen und Laube erfaßte diese Idee mit Freuden, da er von diesem Ensemblegastspiel ein großes Reinerträgnis erwartete. Das wäre auch leicht zu erreichen gewesen, wenn man diese Theaterwanderung mit mehr Voraussicht und Sparsamkeit eingeleitet hätte, aber wie meist bei solchen Fällen, verschlangen die übertriebenen, unnötigen Kosten die stattlichen Einnahmen. Am 15. Mai 1876 schwamm das ganze Stadttheater auf dem Dampfer „Neptun" die Donau hinab. Urdrollig war Laube anzusehen, der fast ununterbrochen auf Deck herumspazierte und wütende Blicke auf den auf der Kommandobrücke stehenden Kapitän schleuderte, als wäre er entrüstet, daß hier jemand anderer dirigiere als er. Unter den Klängen des Rákoczymarsches, von einer unabsehbaren Menschenmenge mit Eljenrufen begrüßt, wurden wir auf ungarischem Boden vom Stadthauptmann, vielen Aristokraten, Reichstagsabgeordneten und Kunstfreunden auf das liebenswürdigste empfangen. Während der dreiwöchentlichen Dauer unseres Gastspieles überbot sich von allen Seiten die ungarische Gastfreundschaft, uns den Aufenthalt im Lande zu verschönern. Festmahlzeiten gab es in kaum zu ertragender Menge: bei solchen Anlässen machte ich u. a. die angenehme Bekanntschaft des berühmten Politikers Grafen Apponyi und des gemütlichen Edmund v. Szalay. Die Intendanz des kgl. ungarischen Nationaltheaters stellte uns täglich Logen und Sitze zur Verfügung. War ich dienstfrei, so benützte ich, da ich der ungarischen Sprache noch ziemlich mächtig war, jede Gelegenheit, um das ungarische Schauspiel kennen zur lernen. Ich sah im Nationaltheater, das seinerzeit zu Ehren der Königin Elisabeth über eine Nacht blauweiß dekoriert wurde, „Antigone", „Ferreol" und Jókais „Milton". In letzterem Stücke spielte die Titelrolle der

geniale Charakteristiker Ujházy, mit dem mich seit diesen Tagen herzliche Freundschaft verbindet. Eine Künstlerin allerersten Ranges lernten wir in der Salondame Frau Prielle kennen. Im neuerbauten Volkstheater ergötzte ich mich an dem trefflichen Spiel Fräulein Blahas und der Herren Solymossy, Tamássy und Horváth. Freund Ujházy führte mich auch in die Ofner Arena, um den alten Szathmáry, einen Charakterkomiker in Rottscher Manier, als alten „Csikós“ zu sehen. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung haben die ungarischen Schauspieler vorwiegend für das Konversationsstück eine stärkere Begabung als für die Tragödie, bei welcher die zumeist höhere Sprechlage der Ungarn störend wirkt. Während unser Eröffnungsstück, das russische Schauspiel „Die Danischeffs“, bei dem ungarischen Publikum auf keine besonderen Sympathien stieß, brachten „Das Fallissement“, „Die Neuvermählten“, „Die Karlsschüler“, „Böse Zungen“, „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und unsere gangbarsten Lustspiele volle Häuser und allseitige Anerkennung. Bei einem Spaziergange auf der Margareteninsel wurde ich durch Dr. Rechbauer, der anläßlich der Delegation ebenfalls in Budapest weilte, dem Minister Grafen Andárssy und Baron Majláth vorgestellt. Der vom Jahre 1848 her bekannte General Türr arrangierte auf einem Schiffe der Theißgesellschaft, deren Präsident er war, eine allen Teilnehmern unvergeßliche, interessante Donaufahrt. Am Pfingstsonntage hatten sich außer dem ritterlichen Schiffshausherrn, Ministerialrat Ribáry, unser ungarischer Kollege Ujházy, einige Herren des adeligen Kasinos, Tewele und ich mit unseren Frauen, sowie die Damen Weiße und Albrecht auf dem in einen Blumengarten verwandelten Theißdampfer eingefunden. Beim Betreten des Schiffes erhielten die Damen prachtvolle Bouquets und General Türr überbot sich seinen fremden Gästen gegenüber an Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit. Während der Talfahrt wurde Kuglersches Eis serviert und in lebhafter, heiterer Unterhaltung landeten wir nach einer Stunde an einer Insel, die uns ein Bild eigentümlicher Waldwildnis bieten sollte. Wir stiegen aus und drangen in das Dickicht ein, das wahrscheinlich noch wenige Budapester betreten haben dürften. Gelinden Schrecken jagten uns die Riesengelsenschwärme ein, die

uns überfielen. Man mußte diese Unannehmlichkeit in den Kauf nehmen und als Tewele erklärte, seine historische Nase bilde den Hauptangriffspunkt dieser Schwärme, ging's unter allgemeiner Heiterkeit weiter in das Innere. Bald kamen wir zu einer primitiven Einfriedung, die einige Hütten und verwilderte Gärten, die Behausung von Wildhegern, umschloß. Die abenteuerlichen Bewohner in origineller Bekleidung, Jazygier und Kumanen, starrten uns mit ihren blitzenden Augen an und ihre von den Gelsen jämmerlich zerstochenen Hunde erhoben bei unserem Erscheinen ein ohrenzerreißendes Geheul. Nach diesem improvisierten Einfall in die Wildnis der unterungarischen Albrechtsinsel trachteten wir wieder auf unser behagliches Schiff zu kommen. Mit halbem Dampf steuerten wir nun bei einbrechendem Vollmond dem Strom entgegen. Ein tadelloses Souper vereinigte uns auf dem Deck und während aus den stillen Uferauen seltsame Tierlaute an unser Ohr schlugen, klangen die Champagnergläser zusammen und Tewele und ich tanzten, durch die Zauberweisen der am Bord befindlichen Zigeunerkapelle ermuntert, zum Gaudium der Anwesenden einen wilden Csárdás. Es war gegen 11 Uhr nachts, als die Lichter von Budapest vor uns aufflimmerten — der traumhaft schöne Ausflug hatte sein Ende erreicht.

Die Schlußwochen der ablaufenden Saison in Wien benützte Laube zu Probegastspielen neuer Kräfte. Ich hatte hiebei wenig zu tun und am letzten Juni flogen ich und meine Frau mit dem Eilzuge zu kurzem Besuch von Verwandten nach Dresden und Leipzig.

„Grünes Gewölbe“ und die „Gallerie“ wurden bewundernd besichtigt und den letzten Nachmittag unseres kurzen Dresdner Aufenthaltes widmete ich dem altertümlichen Jagdschlosse aus der Zeit August des Starken, der sagenumsponnenen Moritzburg. Eine Spezialität dieses Schlosses bildet der „Hirschensaal“. Über zweihundert Hirschgeweihe der seltsamsten und mächtigsten Arten zieren Decken und Wände. Eine ähnliche Sammlung fand ich in späteren Jahren nur bei dem Grafen Lamberg auf seinem steirischen Schlosse Trautenfels. Im herrlichen Wildschweinpark kam ich gerade zur Saufütterung; unweit des Futterplatzes strich prächtiges Damwild vorüber. Auf unserer Weiterfahrt

nach Leipzig mußten wir in Risa aussteigen und sahen noch die schauerlichen Verwüstungen, die der vor wenigen Tagen erfolgte Einsturz der Eisenbahnbrücke angerichtet hatte. Außer dem Leipziger Schlachtfeld besuchte ich auch das Leipziger Theater, in dem zwei gute Wiener Bekannte, Dr. Förster und Angelo Neumann, als Hausherren walteten. Mit dem mir noch aus seinem Preßburger Engagement erinnerlichen Fachkollegen Eichenwald erneuerte ich meine Bekanntschaft und lernte eine sympathische junge Wiener Künstlerin, Fräulein Josefine Wessely kennen, die hier ihre dramatische Laufbahn begann. Von Leipzig ging es in meine lieben Berge, für welche meine aus der sächsischen Ebene stammende Frau bald die gleiche, bis heute andauernde Schwärmerei hegte wie ich, der Sohn der obersteirischen Alpen. Über Salzburg waren wir nach Gastein gewandert, bis schließlich ein saftiger Landregen uns zu einem längeren unfreiwilligen Aufenthalte im altrenommierten Gasthause des „Lukashansl“ in Bruck-Fusch zwang. Von Seite der Bahnverwaltung ward damals dem tüchtigen Altwirt ein Seeplatz in Zell angeboten, um ein Hotel zu errichten. Er wolle sich nicht die Finger verbrennen, gab er zur Antwort. Seine und seiner Söhne Zweifel scheinen im Laufe der Zeit doch geschwunden zu sein, denn heute stehen in Bruck-Fusch wie in der Ferleiten stattliche Lukashanslgasthöfe. Von Innsbruck aus besuchten wir den Achensee und nahmen längeren Aufenthalt in dem dem Kloster Viecht gehörigen „Fürstenhaus“ in der Pertisau, wo wir zwar billig, aber auch sehr einfach leben mußten. Statt der Waschtische gab es Stühle, an Freitagen gab's überhaupt kein Fleisch u. dgl. Wer sich gegen diese drakonischen Bestimmungen auflehnen wollte, bekam's mit der mehr als resoluten Klosterwirtschafterin zu tun. Im Fremdenbuche las ich von unserer kurz vorher hier gewesenen Kollegin Nina Weiße, heute verehelichte Dr. Magnus in Berlin, die sich auch nicht alles gefallen lassen wollte, das folgende Verslein:

„Wo so viele Schwarze thronen,
Könnt' auch eine Weiße wohnen!“

Über den Brenner ging's ins Ampezzotal. Zu Fuß, unsere Rucksäcke auf den Rücken, wanderten wir frohgemut dem Cristallo entgegen. Vor Landro holten wir einen Lastwagen ein, der

nach Cortina fuhr. Meine Frau hatte sich den Fuß verletzt und so lud ich sie, kurz entschlossen, auf den Wagen, auf dem sie, auf Mehlsäcken thronend, bequemen Sitz fand; schließlich nahm auch ich neben ihr Platz. So fuhren wir durch die Häusergruppe von Laudro. Plötzlich erschallen von beiden Seiten erstaunte Ausrufe: „Das ist ja die Wiehler!“ und mehrere Damen und Herren stürmen auf unser Gefährte zu. Der Berliner Kunstkritiker Gumbinner samt Frau sowie ehemalige Kollegen meiner Gattin vom königlichen Schauspielhause hatten uns erkannt und ich und meine sehr verlegen gewordene Frau mußten von den Mehlsäcken herunter. Mit den so unvermutet gefundenen Berliner Bekannten verlebten wir etliche frohe Stunden. Noch ein Abstecher auf die Franz Josefshöhe, wo gerade mit dem Bau des Glocknerhauses begonnen wurde — ein Ausflug nach Veldes und wir rückten über Graz nach Wien ein.

## IV.

Die neue Saison wurde mit Racines „Athalia“ eröffnet, ohne nennenswerten Erfolg.

Am 18. September 1870 feierte Heinrich Laube seinen siebzigsten Geburtstag. Nicht nur die ihm zu Dank verpflichtete Theaterwelt, alle gesellschaftlichen Kreise und die Reichshauptstadt Wien selbst nahmen an diesem Feste teil. Am Vorabende spielten wir seinen „Monadeschi“; während des ganzen Abends gab es für den populären und verdienstvollen Theaterjubilar Huldigungen und Auszeichnungen. In seiner Dankesrede richtete Laube an das Publikum die Bitte, dafür zu sorgen, daß das Wiener Stadttheater, wenn der alte Laube nicht mehr sei, fortbestehen und dereinst auch ein so schönes Jubiläum feiern könne, wie heute er! Ein frommer Wunsch, der nicht in Erfüllung gehen sollte. Das ehemalige Wiener Stadttheater durfte nur als — Orpheum fortbestehen. Am nächsten Tage wimmelte es im Salon Laubes bereits in den frühen Morgenstunden von Gratulanten. Kränze, Diplome, Adressen häuften sich zu einem Berge. Den ersten Kranz sandte

der Herzog von Koburg. Nach der Mitgliederdeputation des Wiener Stadttheaters erschienen Abgesandte der „Akademischen Lesehalle“, des „Lesevereines deutscher Studenten“, das Präsidium der „Concordia“, Direktoren und Mitglieder aller Wiener Privattheater, eine Damendeputation aus den vornehmsten Wiener Kreisen, die eine Monstreadresse mit 10.000 Unterschriften, darunter auch die Bismarcks, überreichte, schließlich Bürgermeister Dr. Felder mit fünf Gemeinderäten, die Laube das Bürgerrecht der Stadt Wien brachten. Geschmackvolle Adressen und Geschenke kamen von den Theatern in Leipzig, Prag, Stettin, Graz, Brünn usw.

Laube hielt wie ein alter knorriger Stamm durch fünf Stunden den Mühsalen dieser Feier wacker stand. Für jede Abordnung, für jeden einzelnen hatte er gehaltvolle Dankesworte. Wie trefflich war seine Rede an die Vertreter der Wiener Journalistik, wie schön und erhaben seine unvergeßlichen Worte an uns Schauspieler!

Die Sentimentalität aus dem Spiele lassend, hatte er zu rechter Zeit stets einen humoristischen Schlager in Bereitschaft und gab als tatendurstiger und lebenslustiger Jubilar dem Feste selbst einen behaglichen warmen Ton. Baumeister und Lewinsky, seine treuen Anhänger aus der Burgtheaterzeit ließen es sich nicht nehmen, als Festordner zu fungieren. Ein Bankett im Kursalon, an dem über dreihundert Gäste teilnahmen, schloß den Festtag. Nachdem Etienne, Baron Schey, Dr. Gunesch, Nordmann. Schauspieler Glitz und Bühnendichter Anton Langer auf den Jubilar getoastet hatten, erhob sich Laube und hielt eine mit originellen und pikanten Details ausgestattete Rede über sein politisches, schriftstellerisches und dramaturgisches Wirken. Eine von O. F. Berg in Knittelversen verfaßte Biographie Laubes, von Tewele mit drastischer Wirkung vorgetragen, endete den Festabend. Um zwei Uhr nachts verließ Laube den Bankettsaal, um am nächsten Morgen, sieben Uhr früh — auf die Jagd zu fahren. Das Hofburgtheater fehlte offiziell bei den Ehrungen des Mannes, der es durch 17 Jahre zu so großem Erfolge geführt, der ihm manch treffliches Stück gegeben und viele vorzügliche Künstler herangebildet!

Wie Laube selbst, waren auch viele seiner Schauspieler

große Hundefreunde und trotz Verbot hatte sich der Unfug eingeschlichen, die Hunde in die Garderobe mitzunehmen. Bei einer Nachmittagsvorstellung des „Lear“ kam's zu einer Katastrophe. Bukovics' Stallpintscher benützte die offen gelassene Garderobentüre, um auf die Bühne zu entwischen. Die Kampfszene war gerade vorüber und „Edmund“ lag besiegt am Boden. Plötzlich erscheint der komische Köter auf offener Szene und beginnt den ihm bekannten Darsteller des „Edmund“ von allen Seiten zu — beschnüffeln. Ein verstohlener Fußtritt mit dem bespornten Stiefel reizt das arglose Tier und sein keifendes Gebell erweckt in unseren Garderoben, wo etliche Jagdhunde ruhig unter den Tischen lagen, ein mehrstimmiges Heulkonzert. Unglückseligerweise kam der von der Jagd heimkehrende Laube gerade in diesem verhängnisvollen Augenblick auf die Bühne. „Die Herren scheinen hier eine Treibjagd abzuhalten!“ donnert er den verblüfft dastehenden Schauspielern in die Ohren und nicht unbedeutende Geldstrafen mahnten uns, fürderhin unsere vierbeinigen Freunde daheim zu lassen. Als mich Laube später einmal mit einem reizenden jungen „Irländer“ beschenkte, kam er wieder auf den Vorfall zu reden und frug: „Was hat denn damals eigentlich das Publikum zu der Hundevorstellung gesagt?“ Als ich ihm erwiderte: „Man hat riesig gelacht!“ schmunzelte er und es wurde nichts mehr darüber gesprochen. Bei der Erstaufführung von Keims „Sulamith“ wollte der durch die Hervorrufe freudigst aufgeregte Dichter den ihm zur Seite stehenden Laube auf die Bühne hinausschleppen. „Lassen Sie mich in Ruh — Sie sind besoffen, junger Freund!“ ruft dieser und entwindet sich Keims Armen.

Zur Zeit der Jahreswende hob sich der Theaterbesuch zusehends und insbesondere mit Dumas' effektvollem Schauspiel „Die Fremde“, mit Raimunds „Verschwender“ und den Lustspielen „Die Rosadominos“ und „O diese Männer!“ erzielten wir zahlreiche volle Häuser. Julius Rosen ward unser Hausdichter. Laube mußte notgedrungen aus mancherlei Gründen dem leichteren Genre Zugeständnisse machen, die ihm nicht so vom Herzen kamen, als man allgemein glaubte. Erschien ein gediegenes, vornehmeres Stück, dann konnte man es unserem alten Herrn deutlich ansehen, wie ihm die schmerzlich entbehrte

feinere dramatische Kost behagte. Durch die Besetzung des Amerikaners „Clarkson“ in „Die Fremde“ mit Lobe hatte sich Siegwart Friedmann so gekränkt gefühlt, daß er mit Laube in heftigen Zwist geriet. Der vortreffliche Charakterspieler sagte bald darauf für längere Zeit dem Stadttheater Lebewohl. Die ihm von Laube zugedachte Rolle des „Herzogs von Septmont“ spielte in späteren Jahren Mitterwurzer und brachte den wenig dankbaren, aber schauspielerisch interessanten Part zu unübertrefflicher Wirkung.

Einen großen, mich unendlich glücklich machenden Erfolg hatte ich als „Valentin“ in meines Lieblingsvolksdichters herrlichstem Werke „Verschwender“. Laube kam nach der Erkennungsszene im dritten Akte auf die Bühne, klopfte mir auf die Schulter und erfreute mich mit den Worten: „Sie schießen heute den Vogel ab!“ Robert als „Flottwel“, Schratt als „Rosel“ und Lobe als „Bettler“ boten glänzende Leistungen. Eine ehrenvolle Anerkennung wurde mir durch einen Brief Friedrich Schlögls zuteil, der mir anläßlich dieser Vorstellung schrieb: „Heiterster aller Doktoren, sehr lieber Freund! Mein Weib und mein Sohn konnten und können noch immer nicht genug erzählen, wie sie sowohl die Vorstellung im ganzen, namentlich aber Ihr „Valentin“ entzückt habe. Mein Weib hat noch Raimund und alle seine — Kopisten in der Rolle gesehen und behauptet nun, daß Sie, obwohl Sie eine ganz selbständige, von sklavisch ängstlicher Nachahmung ganz freie Leistung schufen, doch der einzige seien, der, was die Auffassung und Durchführung des Charakters betrifft, an Raimund nicht nur erinnern, sondern ihm auch gleichkommen und als Meister gelten können. Ich hoffe Ihnen an einem unserer Jour fixe-Tage persönlich die „biedere Rechte“ drücken zu können. Bis dahin und auch noch später Ihr treu ergebener Friedrich Schlögl.“ Von dem Kunstfreunde Landesgerichtsrat Gernerth, von vielen älteren, mir persönlich unbekannten Theaterbesuchern bekam ich liebenswürdige und schmeichelhafte Zeilen über eine Leistung, die mich in der Absicht bestärkte, der Darstellung volkstümlicher Rollen ein größeres Augenmerk zuzuwenden.

Mitglieder des Stadttheaters hatten einen geselligen Verein „Der Sperrsitz“ gegründet, der durch mehrere Jahre die Kollegen

Grève, Bassermann, Thimig, Mitterwurzer, Ranzenberg, Heinrich, Dr. Eppinger, einen Bruder Heinrichs, und mich in lustiger Gemeinschaft erhielt; die von uns herausgegebene „Theaterzeitung“ war ein Unikum von Witz und scharfer, geißelnder Satire. Ab und zu erschien ich auch beim alten „Gabesam“ in Mariahilf, wo eine gemütliche Wiener Literatentischgesellschaft „nachtete“. Der klassische Wienschilderer Friedrich Schlögl, Anzengruber, Rosegger, der Freund Raimunds Wimmer, Gründorf und mehrere Wiener Bürger alter unverfälschter Sorte kamen hier zusammen. Schlögl erzählte einmal eine charakteristische Episode aus dem Leben Grillparzers und Raimunds. Die beiden Dichter standen vor dem großen Affenkäfig im Schönbrunner Tiergarten. Ein Affe macht hoch oben die waghalsigsten Sprünge. Naiv staunend neigt sich Raimund zu Grillparzer, deutet mit dem Finger hinauf und sagt: „Sie! Das ist schwer!“ Mürrisch brummt ihn Grillparzer an: „Schafft's ihm wer?“

Meine schauspielerische Beschäftigung wuchs zu meiner Freude zusehends und es verging fast kein Sonn- und Feiertag, an dem ich nicht nachmittags und abends zu spielen hatte. Die Sonntage blieben für mich von da ab bis in die letzten Jahre meiner Tätigkeit meine angestrengtesten Arbeitstage. Während der zweiten Direktionsperiode Laubes beehrte der Hof die Vorstellungen des Stadttheaters fortwährend mit seiner Gegenwart. Insbesondere Kronprinz Rudolf, die Erzherzoge Karl Ludwig, Albrecht und der greise Vater unseres Kaisers, Erzherzog Franz Karl, ein treuer Anhänger und Verehrer Laubes, zählten zu unseren fleißigsten Besuchern.

Laube nahm auf Empfehlung der Hofschauspielerin Bognar einen jungen Grafen Lazansky unter dem Pseudonym Neuhof als Schauspielervolontär an. Kaum einige Wochen bei der Bühne, ersuchte der aristokratische Anfänger um längeren Urlaub zu — Jagden in Böhmen. Laube gab ihm denselben mit dem Bedeuten — nicht mehr wiederzukommen, da er unter solchen Umständen in die Echtheit seiner Theaterlust gegründete Zweifel setzte. Später erschien der Herr Graf an der komischen Oper und ward schließlich Direktor einer Schauspielertruppe, mit welcher er auf seinem Schlosse und in kleineren Städten Vorstellungen gab, von denen man mancherlei Abenteuerliches zu hören bekam.

Der plötzliche Tod meines Schwagers, der sich im französischen Feldzuge das eiserne Kreuz erkämpft, aber auch den Keim eines Lungenleidens geholt hatte, führte mich und meine Frau auf einige Tage nach Dresden, wo wir dem zu früh Dahingeschiedenen die letzte Ehre erwiesen.

Einen der größten künstlerischen Genüsse bereitete mir das Gastspiel Tommaso Salvinis. Im Vergleiche mit seinem genialen Kollegen Ernesto Rossi erschien er mir als der bedeutendere, vornehmere und gereiftere Künstler. Salvini spielte leider vor schwach besuchten Bänken. Mir war die Teilnahmslosigkeit des Publikums unverständlich. Leider sehr oft hörte man die Bemerkung: „Wir sehen uns den großen Tragöden nicht an, weil wir nicht italienisch verstehen!“ Ja braucht denn der Zorn, die Eifersucht, die Liebe, der Schmerz, überhaupt die menschliche Leidenschaft bei einem so gewaltigen Darsteller nur die Sprache, um sich verständlich zu machen?

„Dora,“ „Die Journalisten“ und „Der Zigeuner“ brachten mir schöne Rollen und Erfolge und anfangs April spielte ich in den „Hagestolzen“ mit meiner entzückenden Kollegin, Frau Niemann-Raabe. Ihre einfache, innige Spielweise wird mir in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Anläßlich einer minderwertigen Aufführung von „Wallensteins Tod“ nahm der hervorragende Kunstkritiker Josef Bayer die Gelegenheit wahr, „die nichtsnutzige Vortragsmeisterei des Stadttheaters“ gebührend zu besprechen. Ein kleines Gastspiel in Brünn brachte mich wieder zu meinem lieben alten Direktor Czernitz, der seinen „billigsten Festungskomödianten“, wie er mich in Olmütz scherzweise nannte, mit heller Freude empfing. Wenige Tage später feierte er sein vierzigjähriges Künstlerjubiläum, zu dem ich mich mit einem „Valentinbild“ und folgender Hobelliedstrophe einstellte:

„Der Beifall, den als Tischler ich
In Brünn fand jüngster Zeit,
Ermahnet und erinnert mich,
Auch dir zu danken heut.
Denn hättst du mich als Lehrbub'n nit
Vor Jahren an d' Arbeit g'wöhnt —
So wär' ich nit ein Tischler word'n,
Der jetzt sein Handwerk kennt!“

Durch die erfolgreiche Darstellung Raimundscher Volksfiguren wurde ich angeregt, zu den Ostertagen 1877 den einstigen Lieblingsaufenthalt unseres Volksdichters, das reizend gelegene Waldnest Gutenstein und Raimunds daselbst befindliche Grabstätte aufzusuchen. Eine halbe Stunde vor Gutenstein liegt die Raimundvilla, heute im Besitze einer Frau Wasserburger. Hart an der Berglehne liegt das etwas altväterisch aussehende Haus, umrahmt von dichtem Tannenwald. Mit pietätvoller Wehmut betrachteten ich und meine Frau das stille, einsame Landhaus, in dem es Ferdinand Raimund leider nur zwei Jahre vergönnt war, die Ruhe und das Glück, die er sich von diesem Besitztum versprach, zu genießen. Am 5. September 1834 erwarb er es zu Eigentum – der 5. September 1836 ward sein Sterbetag. Am 25. August des letzterwähnten Jahres kam Raimund spät in der Nacht von Wien nach seinem Landsitz. Sein Haushund, der ihn wohl nicht gleich erkannt haben mochte, verwundete ihn durch einen Biß. Raimund, ein Hypochonder sein Leben lang, befällt der Wahn, der Hund sei toll. Unvorsichtigerweise wird der Hund erschossen und vertilgt und Raimund durch die Verwüstung, die das Tier im Hofe angerichtet, in seinem unglückseligen Wahn bestärkt. Noch in der Nacht will er nach Wien. Unterwegs, in Pottenstein, muß sich Raimund eines heftigen Gewitters wegen bequemen, zu übernachten. Raimund, der in den letzten Stunden übermäßig viel Wasser getrunken, um eine etwaige Wasserscheu zu beobachten, schickt um ein Glas Wasser und als ihm dasselbe nicht mehr mundet, benützt er einen unbewachten Augenblick, um im gräßlichen Wahn eine Tat zu vollführen, welche die dramatische Kunst eines ihrer edelsten Jünger im besten Mannesalter beraubte. Nach seinem ausdrücklichen Wunsche liegt Ferdinand Raimund auf dem lieblichgelegenen Gutensteiner Friedhofe begraben. Es war schon spät am Nachmittag als wir des Dichters Ruhestätte zuschritten! Ringsherum tiefes Schweigen! Ein Marmorobelisk, Raimunds Büste in einer Nische bergend, mit der Inschrift: „Ferdinand Raimund, Schauspieler und Dichter, gestorben am 5. September 1836. Von seiner treuen Freundin A. W.“ Zwei herrliche Linden beschatten das Grabmal. Als ich in Gedanken versunken da oben stand, klopfte mir ein altes Bäuerlein, der

Totengräber, auf die Schulter. Bald befand ich mich mit ihm in lebhaftem Gespräch, denn er hatte als junger Bursche dem Leichenbegängnis Raimunds, von dem er mir nicht genug zu erzählen wußte, beigewohnt. Zwischen den Gruftsteinen blühte ein Immergrün, das ich noch heute als Andenken bewahre. In späteren Jahren forschte ich nach Raimundreliquien und kam in den Besitz des letzten Kranzes, den Raimund in Hamburg erhalten hat, eines Trinkglases mit dem „Aschenmann“, das ich meinem lieben Landsmann Girardi anläßlich seines fünfundzwanzigjährigen Künstlerjubiläums verehrte, einzelner Kopfhaare Raimunds aus einem Medaillon seiner Freundin, von Briefen u. dgl. mehr. Interessante Einzelnheiten über den Dichter fand ich in dem diarium des Klosters am Mariahilferberge, geschrieben von dem damaligen Prior P. Eizenberger, dem Ferdinand Raimund in inniger Freundschaft verbunden war. Als wir am letzten Tage unseres Gutensteiner Aufenthaltes von dem Abhang der Schloßruine auf den von malerischen Waldhöhen eingeschlossenen, friedlichen Ort herunterblickten, überkam mich der Gedanke und Wunsch, dereinst, wenn ich meiner lieben Kunst Lebewohl gesagt, in diesem stillen Erdenwinkel meine Ruhetage zu beenden.

Nach Wien zurückgekehrt, bildete sich auf meine Veranlassung ein Raimundkomitee, dem unter anderen Anzengruber, Nordmann, Singer von der „Presse“, Schlögl und ich angehörten. Durch private Sammlungen, denen sich der Kunstmäcen Dumba mit einer größeren Summe anschloß, kamen wir in die Lage, Raimunds Grab von der Gutensteiner Gemeinde auf ewige Zeit zu kaufen und eine gründliche Restaurierung der Dichtergruft vornehmen zu lassen.

Im Mai unterhandelte ich im Auftrage Laubes zu wiederholtenmalen mit Anzengruber wegen Überlassung seiner Stücke für das Wiener Stadttheater. Anzengruber wollte nichts davon wissen und erklärte sich nur bereit, gegen ein Jahresgehalt von 600 Gulden und gegen zehnprozentige Tantième jedes Jahr für uns ein neues Stück zu schreiben. Da Laube auf diesen Vorschlag nicht einging, zerschlugen sich die Verhandlungen und von dem unserem Theater noch immer grollenden Dichter wurde uns schließlich nur der „Pfarrer von

Kirchfeld“ überlassen, der als letzte Novität der Saison mit Grève als „Pfarrer“, Fräulein Schratt als „Anna“ und mir als „Wurzelsepp“ in Szene ging.

Die zweimonatlichen Sommerferien benützten ich und meine Frau zu einer Gebirgsreise durch Südbayern, die Schweiz und Tirol. Nach mehrtägigem Aufenthalte in der Kunststadt München ging's in das Grenzgebiet von Tirol und Bayern, das namentlich für Fußwanderer entzückende Touren bietet. Mit vieler Mühe fanden wir im Gasthause in Starnberg am gleichnamigen See ein Unterkommen, da dieses unsere Kaiserin mit ihrem Gefolge beherbergte. Mit dem Leibarzt Dr. Wiederhofer verlebten wir da einen recht heiteren Abend. Über den sagenreichen Kochelsee wanderten wir hinauf zum düster-schönen Walchensee, wo wir im gemütlichen Posthause Berufskollegen aus Amsterdam und Frankfurt am Main antrafen. Abends gegen zehn Uhr stürzt plötzlich der Postmeister in die Gaststube und ruft uns vors Haus. Der König kommt vorbei! Schon hörte man in der stillen Nacht den scharfen Trab der Pferde und binnen weniger Minuten sahen wir auf dem über den Katzenkopf führenden „Königsstraßel“ die Lichter des königlichen Gefährtes. Ein Vorreiter flog an uns vorüber, gleich darauf der Wagen, in dem König Ludwig II., in einen großen Radmantel gehüllt, saß. Freundlich erwiderte er unsere ehrerbietigen Grüße, indem er mit rascher Hand seinen Kalabreser zog. Dicht hinter ihm auf schnaubenden Roß sein Stallmeister. Der kleine Zug, der mit Windeseile in der Nacht an uns vorübersauste, machte auf uns alle einen unheimlichen, fast gespensterhaften Eindruck. Der Postmeister erzählte uns, daß der König derartige Nachtfahrten — er fuhr diesmal nach Schloß Berg, wo er um vier Uhr morgens ankam — ungemein liebe und auf seinen Berghäusern ausschließlich in Gesellschaft seines Stallmeisters, der zugleich sein Vorleser sei, oft mehrere Wochen verbringe. Manchmal komme es vor, daß ein Reiter eines Buches wegen nach München oder Berg hinaussprengen muß, um es unverzüglich zu bringen.

Auf dem Wege von Partenkirchen nach Lermoos überraschte uns ein heilloses Wetter. Meine arme Frau, die gerade vor wenigen Stunden gehört hatte, daß die Gewitter um die Zugspitze herum als die gefährlichsten in Bayern bekannt sind,

stand bei dem fürchterlichen Krachen des Donners und den alles in ein Flammenmeer hüllenden Blitzstrahlen große Angst aus. Mit vieler Mühe kamen wir bis zur Grenzförsterei von Griesen, die uns unter ihr schützendes Dach aufnahm. Vom Tirolerdorf Lermoos aus besuchten wir den reizend gelegenen Nassereit-Fernpaß und fuhren dann weiter nach Reutte, wo ich meinen einstigen Grazer Arminensenior Dr. Blaas als Bezirksarzt wiederfand und in seiner Gesellschaft den Plansee mit dem Stuibenfall sowie das zauberhafte Schloß Hohenschwangau besuchte. Von Bregenz ging's nach Schaffhausen, wo uns der Rheinfall, etwas enttäuschend, als ein richtiger „Reinfall" erschien. Zürich, der Rigi, der Vierwaldstättersee und Luzern wurden bei herrlichstem Wetter gesehen und am Abend vor unserer Abreise aus letzterer Stadt hörten wir in einer Kirche ein originelles Orgelkonzert. Ein Gewitter auf der Alpe wird musikalisch vorgeführt. Man hört das Glockengeläute des Almviehes, das Blasen der Alpenhörner, plötzlich schlägt der Regen nieder, der Föhn erhebt sich, ein Gewitter mit Donner und Blitz zieht herauf und die getäuschten Zuhörer gucken alle nach den Fenstern, in der Meinung, draußen regne es. Das Gewitter entfernt sich und es ertönt ein Dankchoral von lieblichen Kinderstimmen. Beim Verlassen der Kirche machte ich die Bekanntschaft des Orgelbauers und -spielers, eines bescheidenen Kaplans. Im Berner Oberland besuchten wir Interlaken, Grindelwald, Lauterbrunnen und ritten dann von Meiringen über die Grimsel zum Rhonegletscher hinab. Unterwegs kamen wir am Handeckfall vorbei. In wilder Umgebung stürzt aus schwindelnder Höhe die durch das Gletscherwasser schwarze Aar in eine Schlucht, von links braust der silberhelle mächtige Erlenbach herab und auf halbem Wege vereinigen sich in der Luft die beiden Wasser und bieten ein prächtiges Naturschauspiel. Von Andermatt aus begingen wir auf- und abwärts die Gotthardstraße und reisten dann über Chur nach Ragatz und Pfäffers, wo wir die berühmte Taminaschlucht durchwanderten. Damals noch mit dem Postwagen legten wir die Fahrt über den Arlberg zurück, bogen bei Landeck zum Finstermünzpaß ein und marschierten bald auf der höchsten Fahrstraße Europas dem Stilfserjoch zu. In Trafoi erzählte uns der Finanzwachaufseher, der im vergangenen

Jahre den Gattenmörder Tourville verhaftete, interessante Einzelnheiten des hier geschehenen Verbrechens. Über Meran gelangten wir nach dem lieblich im Innsbrucker Mittelgebirge liegenden Igls, wo wir in Gesellschaft Mitterwurzers und des Theaterdirektors Othegraven mehrere Tage zubrachten. Auf unseren Spaziergängen in die umliegenden Dörfer kamen Mitterwurzer und ich zufällig zu einer Bauernrauferei, bei der wir, gottlob nur als Beobachter, die Gebräuche der Tiroler Bauern studieren konnten. Die Einleitung der Balgerei bildete einen dramatischen Vorgang. Einer fühlte sich beim Kegelspiel durch ein Schimpfwort stark beleidigt. Durch eine stumme Geberde gab er dem Beleidiger zu verstehen, daß er mit ihm raufen wolle. Alle Anwesenden bildeten nun einen Kreis, in welchem der Ringkampf vor sich ging. Dabei ward kein Wort gesprochen, weder von den Raufenden noch von den Zuschauern. Der Schlagring spielt dabei natürlich eine große Rolle. Vielfach findet der Kampf damit einen grausamen Abschluß, daß dem Unterliegenden ein Auge aus der Höhlung herausgedrückt wird. Am Sonntag besuchten wir das sogenannte Pradltheater in Innsbruck. Ursprünglich ein urwüchsiges Bauerntheater, wird es jetzt von den kleinen Ständen gehalten, aus denen sich auch Direktor und Mitglieder rekrutieren. Tiroler Ritterstücke, in denen merkwürdigerweise der Türke eine große Rolle spielt, Volksschauspiele mit Nationalliedern, Tänzen und sehr ungenierten Extempores bekommt da das nicht sehr zimperlich angelegte Publikum, das einen lebhaften Verkehr mit den Spielenden unterhält, zu hören. Ich nahm Einblick in die nicht uninteressante Bibliothek dieses ältesten Tiroler Volkstheaters und fand ich da eine drastische Verstärkung, die ein Pradldarsteller des „Tell“ dem Schillerschen Text angedeihen ließ, indem der bekannte Vers hier so lautet:

„Durch diese hohle Gassen muaß er obi kämen,
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht gor nöt eini!“

Auf dem Heimwege nach Wien bestiegen wir noch von Hopfgarten aus die „hohe Salve“, machten einen Abstecher nach Ferleiten bis zum wildromantischen Käfertal und ich war stolz darauf, daß unsere heimische Liechtensteinklamm neben ihrer Kollegin in Pfäffers mit Ehren bestehen kann.

## V.

Im neuen Theaterjahre begann ich meine Tätigkeit als dramatischer Lehrer und mein späterer lieber Kollege am deutschen Volkstheater Adolf Weisse eröffnete den Reigen meiner Schüler. Trotzdem die Eröffnungsvorstellung „Der Sommernachtstraum" und Rosens Schwank „Größenwahn" für geraume Zeit zugkräftig wirkten, begann bereits in dieser Saison, herbeigeführt durch eine endlose Reihe schwacher Novitäten und durch den Verlust anerkannter Schauspieler, die Zeit der finanziellen Not und des Rückganges unseres Theaters, die bis zur endlichen Verpachtung des Hauses anhielt.

Eine von Laube ausgeschriebene Lustspielkonkurrenz nahm bis auf das erste Preisstück, ein harmloses, kleinbürgerliches Lustspiel „Durch die Intendanz", ein klägliches Ende. In dem Preislustspiel der Frau Henle empörte die Episode eines Zeitungsreporters und „aushilfsweisen" Theaterreferenten die Kritik derart, daß in dem Theaterfeuilleton eines tonangebenden Blattes ein schwerer Zornhagel die Taktlosigkeit der Verfasserin traf und die Ansicht ausgesprochen wurde, die Journalistik werde es sich künftighin verbieten, von der Bühne herab so geschildert zu werden. Jedenfalls war es von Frau Henle unklug, die Figur des Reporters Strohberger, den ich zu spielen das zweifelhafte Glück hatte, so scharf zu zeichnen, unklug von Laube, keine Milderungen der Rolle vorgenommen, ja sogar noch einige starkgepfefferte Brocken in die Rolle hineingelegt zu haben. Anläßlich meines Geburtstages erfreute mich Laube mit der Mitteilung meiner Ernennung zum Regisseur und bereits am 25. November 1877 erhielt ich das diesbezügliche Anstellungsdekret.

Am 4. Dezember 1877 entriß uns ein grausames Schicksal Adolf Glitz, der nach achttägigem Krankenlager an den Folgen einer heftigen Verkühlung verschied. Die deutsche Bühnenwelt verlor an Glitz einen ihrer vornehmsten Vertreter, das Wiener Stadttheater einen der beliebtesten Darsteller, ich einen lieben guten Freund. Als Mensch und Künstler feinfühlend und edel,

war er ein zum Herzen dringender Sprecher, ein Mann voll berechtigten Stolzes, seines ausgeprägten Rechts- und Ehrgefühles wegen von jedermann geachtet und, was ihm in unserer noch immer viel zu sklavisch veranlagten Zeit nicht hoch genug angerechnet werden kann, ein gründlicher Verächter aller Schmeichler, Kriecher und Gunstbuhler. Nie hat er wie so mancher Schlaukluge gestrebt, es zum Renommee eines sogenannten „lieben Kerls“ zu bringen, der unter dem Schlagwort der Sympathie selbst für unkorrekte und unanständige Lebensführung mildere Beurteilung zu finden hofft. Als Laube im Sterbezimmer Glitz' Vater traf, fiel er ihm schluchzend in die Arme und rief: „Wir haben beide einen guten Sohn verloren!“ Das Wiener Publikum und die Kunstwelt beteiligten sich in außerordentlicher Weise an der Leichenfeier des jungen Schauspielers. Zahllose Kranzspenden, darunter ein Kranz vom König von Hannover, dessen Vorleser Glitz in früheren Jahren war, schmückten den Sarg. Mit tränenerstickter Stimme sprach Laube am Grabe des zu früh Dahingeschiedenen!

Eines Tages sah Laube mit uns Regisseuren der Generalprobe einer Studentenvorstellung von Schillers „Die Räuber“ zu. Mehrere Darsteller erweckten allseitigen Beifall und Laube äußerte zu mir: „Eine solche Summe von dramatischem Talent bei Dilettanten findet sich nur bei euch Österreichern!“ Die heute in Berlin bestbekannten Schauspieler Dr. Pohl, Pategg und Sommerstorf betraten in dieser Vorstellung zum erstenmale die Bretter, die ihnen Glück bringen sollten.

Nachkrachliche Erscheinungen gab es auch in der Wiener Theaterwelt. Die „komische Oper“ hatte am 25. Dezember 1877 an Albin Swoboda einen Direktor gefunden, der nach acht Tagen seine Tätigkeit einzustellen gezwungen war. Am 14. Jänner 1878 fand auf unserer Bühne das Probespiel eines ehemaligen Bankdirektors statt, der am Stadttheater seit geraumer Zeit als Theaterhilfsarbeiter seinen Unterhalt verdiente.

In der Reihe gehaltloser Stücke, die Laube zu einer fieberhaften Anstrengung seines Personals veranlaßten, bildeten Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ eine vereinzelte Ausnahme. Anknüpfend an eine abfällige Kritik über unsere den nordischen Charakter der Figuren nicht treffende Darstellung des Ibsenschen

Schauspieles, das erst nach Jahren durch Mitterwurzers geniale Verkörperung des „Konsul Bernik" zu verdienter Geltung kam, möchte ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß von uns deutschen Schauspielern, vielleicht infolge unseres rascheren Einlebens in die Kultur fremder Nationen, verlangt wird, Kosmopoliten auf der Bühne zu sein. Der deutsche Schauspieler soll Shakespeare und Calderon, die Italiener und Franzosen, die Werke nordischer, russischer, polnischer u. a. Dichter, nebstbei noch alle möglichen und unmöglichen Arten des deutschen Schauspiels gleich gut und richtig verkörpern. Warum mutet man Derartiges nicht unseren französischen und italienischen Kollegen zu, die sich doch vor allem von vorneherein einer weitaus größeren dramatischen Darstellungsgabe erfreuen?

Mit dem Verluste Tewelés, der sich durch das Übergehen seiner Person bei Besetzung des Regiepostens verletzt fühlte und die Direktion des Karltheaters übernahm, erlitt das Lustspielensemble des Stadttheaters einen Verlust, der durch keinen seiner Nachfolger wettgemacht werden konnte.

Die schlimme finanzielle Lage unseres Theaters war, wie schon erwähnt, durch das voreilige Aufhören mit den Zeichnungen der Gründerlogen geschaffen, die übrigens zu einem Spottpreis für ewige Zeiten verkauft worden waren, ferner durch die geringen Erfahrungen, die man damals in der Gründungstechnik hatte, insbesondere aber durch das Fehlen eines tüchtigen Administrators, der dem nicht haushälterisch veranlagten artistischen Leiter als energischer Gegenpart hätte zur Seite gestellt werden sollen.

Im Frühjahr 1878 schloß Laube ein Ensemblegastspiel in Graz ab und betraute mich mit den Arrangements dieses kleinen Theaterfeldzuges in die Steiermark. Ich leitete dort ein Abonnement auf 12 Vorstellungen ein, das sich so günstig anließ, daß bereits nach zwei Tagen sämtliche Logen und Sitze vergriffen waren. Da in Wien und Graz gleichzeitig zum Teil mit einem und demselben Personal gespielt werden mußte, gab es gehörige Plackerei für uns Regisseure und für die Schauspieler. Mich und meine Frau traf mit anderen Kollegen das unangenehme Los, im Laufe von zehn Tagen dreimal die

Nächte im Eisenbahnwaggon zuzubringen, um an den folgenden Tagen in Wien oder Graz Proben und Vorstellungen mitzumachen. Trotz bedeutender Kosten brachte das kurze Grazer Gastspiel einen Reingewinn von 7820 Gulden. Ein zu Ehren Laubes und seiner Schauspieler veranstaltetes Bankett beschloß die schönen Gastspieltage in meiner Heimat.

Der Schluß dieses ungünstigen Theaterjahres — die Einnahmen waren anfangs Juni auf 300 Gulden herabgesunken — verging mit Probespielen einer Reihe von Anfängern und mittelwertigen Schauspielern, die ebenso schnell verschwanden als sie gekommen waren. Diese, wie ein Witzbold sie nannte, „strakoscheren" Entdeckungen konnten unserem Theater, das durch Tod und Austritt so viele erste Kräfte verloren hatte, nie und nimmer auf die Beine helfen.

Nach einer Wohltätigkeitsvorstellung, bei der ich das Vergnügen hatte, mit Pauline Lucca im „Versprechen hinter'm Herd" zu spielen, reiste ich abermals nach Graz, um dem durch unsere seinerzeitigen Studentenvorstellungen ins Leben gerufenen akademischen Leseverein nun auch als gastierender Künstler meinen Tribut zu leisten. Sämtliche Universitätsverbindungen waren in den Logen erschienen und die Grazer Studentenschaft sowie der akademische Leseverein bereiteten mir durch mannigfache Ehrung und Auszeichnung einen unvergeßlichen Abend.

Der Theaterhistoriker Prölß hatte eine Broschüre über die auch in Wien zu öfterenmalen erschienenen Schauspieler des Meininger Hoftheaters geschrieben. In einem diesbezüglichen Gespräche mit Laube, der übrigens der genialen Regiekunst des Herzogs von Meiningen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, bemerkte ich, daß die Meininger insoferne eine wichtige Bedeutung haben, als sie uns recht deutlich durch ihr stramm geschultes Ensemble den Beweis erbringen, daß selbst mit nicht hervorragenden Schauspielern bei so strenger künstlerischer Disziplin die mächtigsten Wirkungen erzielt werden können. Laube pflichtete mir bei, fand aber dennoch, daß auf den äußeren Apparat viel zu großes Gewicht gelegt werde. „Wenn ich schon 4000 Gulden für echte Bärenfelle ausgebe," meinte er, „dann möchte ich mir dafür doch lieber einen echten Schauspieler kaufen!"

Als eines Tages in Theaterkreisen das Gerücht entstand, Girardi hätte sich mit Fräulein Schratt verlobt, gab Laube der Befürchtung Ausdruck, hiedurch die von ihm sehr geschätzte Künstlerin für das Schauspiel zu verlieren. Ich meinerseits habe die Überzeugung, daß Katharina Schratt eine der berufensten Vertreterinnen des Wiener Volksstückes ist und für die Richtigkeit meiner unmaßgeblichen Behauptung spricht wohl der Umstand, daß die spätere Hofschauspielerin mit Freuden jede Gelegenheit benützte, sich dem Wiener Publikum in diesem ihrer künstlerischen Individualität besonders zusagenden Genre erfolgreich zu zeigen. Drei Wochen unserer Sommerferien verbrachte ich in Marienbad, in der angenehmen Gesellschaft der Familie Mauthner, Dr. Rechbauers, der Hofopernsängerin Dustmann und meiner Kollegen Lobe und Richter, der letztere vom königlichen Hoftheater in München.

Unser weiteres Reiseziel war Thüringen, das Engadin und das Zillertal. Nachdem wir der großartigen Veste Koburg unseren Besuch gemacht, fuhren wir bei Sonneberg in das liebliche Thüringerland. Eine entsetzliche Plage für den Wagenreisenden bildeten damals die zahlreichen Mauten, die fast vor jedem Orte anzutreffen waren und das Weiterkommen erheblich beschwerten. In der Nähe des Wurzelberges ließ uns auf steiniger Öde der Mautner, ein ehrsames Schneiderlein, das ruhig am offenen Fenster arbeitete, ziemlich lange warten. Ungeduldig rief ich ihn an, uns doch endlich abzufertigen. Da erhebt sich bedächtig der Mann der Nadel und mit der Hand Takt schlagend, singt uns der Schelm an: „Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran... Fünf Minuten ist Wartezeit — ich komme sodann!“ Ich, meine Frau und unser Kutscher fingen darob ein so herzliches Gelächter an, daß wir ohne Groll von dem saumseligen Einnehmer schieden. Im schön gelegenen Schwarzburg machte ich die Bekanntschaft des berühmten Berliner Komikers Helmerding und in Jena, dem Eldorado deutscher Studenten, ergötzte ich mich an dem ungebundenen Burschenleben. Auf dem Wege zum Burgkeller, dem Gründungsort der deutschen Burschenschaft, traf ich Studenten, die auf offener Straße kneipten; über dem auf der Gasse stehenden Wirtstisch hing ihre Couleurfahne. Bald fand ich liebenswürdige

Kommilitonen, die uns nach Tisch auf den „Forst“, einen prächtigen Aussichtspunkt Jenas, führten, wo ich zum ersten- und gewiß auch zum letztenmale das Jenaer Weißbier kostete. Man zeigte uns das Plateau, auf dem die Preußen vor der Schlacht bei Jena lagerten, während Napoleon über eine Nacht eine Notstraße für seine Kanonen fertigstellen ließ. Spät am Abend kam von Ziegenhain eine tolle Spritzfahrt heimgerasselt und das Gejohle der Studenten, das Freudengeheul diverser Pudeln ließ uns schwer zur Nachtruhe kommen. Nach kurzem Aufenthalte in Weimar, wo mich der Besuch des bescheidenen Schillerhauses mächtig ergriff und ich in der Hofbibliothek erfuhr, daß bei den Bauern der Umgegend noch viele Briefe Goethes zu finden sind, die er ihnen über landwirtschaftliche Fragen und Angelegenheiten schrieb, wanderten wir über Eisenach und Meiningen wieder aus Thüringen heraus und eilten nach kurzen Stationen in Nürnberg und München unseren lieben, schwervermißten Bergen entgegen. Über Schliersee und Tegernsee zogen wir in das bayrische Hochland ein und eine mehrtägige Fußtour an der Tiroler Grenze dehnte sich durch Vorarlberg bis Chur aus. Ein gemütliches Schweizer Fuhrwerk brachte uns in den folgenden acht Tagen über den Albulapaß, auf die Bernina, nach kurzer Rast in Pontresina und St. Moritz weiter durch das herrliche Engadin bis auf die großartige Finstermünzstraße, die unserem Schweizer Kutscher gewaltig imponierte. Von englischer Ungeniertheit bekam ich auf der Hoteltreppe in Pontresina einen Beweis. Zwei Männer saßen auf den Treppenstufen und warteten auf das Zeichen der Dinerglocke. Als ich die Treppe hinabstieg und die sich nicht vom Platze rührenden Herren aufmerksam machte, daß ich nicht vorbei könne, deuteten sie mir mit einer Geste an, ich möge einfach über sie hinübersteigen, was ich denn auch ruhig tat. Von Innsbruck aus gedachten wir unsere vom herrlichsten Wetter begünstigte Reise mit einem mehrtägigen Aufenthalte im lustigen Zillertal zu beschließen und mußten hier die entsetzliche Wasserkatastrophe, die Mitte August in einer Schreckensnacht das ganze Tal bis Fügen herab fast an den Bettelstab brachte, schaudernd miterleben. Am Abend des 14. August 1878 fuhren wir von Jenbach mit einem Landwägelchen ins „Tal der grünen Matten“, um nach starken

Reisemühen einige Tage des ruhigen Behagens zu genießen. Bei Kaltenbach kamen wir an den Ziller. Als ich meine Frau auf das ruhig dahinfließende Wasser aufmerksam machte, drehte sich unser Fuhrknecht um und meinte: „Mein lieber Herr, der Ziller — der ischt oftmal gar a wilder Bursch!“ Wir ahnten nicht, daß wir nur zu bald die elementare Wildheit dieses Gebirgswassers in noch nie vorher gesehener Art verspüren sollten. Bei dem mir bekannten Postmeister Strasser in Zell hatten wir gute Unterkunft gefunden. Am nächsten Morgen machten wir ein Fest der Schützengarde im nahen Hippach mit und nachmittags unternahmen wir über Mayrhofen einen Ausflug in den schönsten der vier Zillergründe, in den Zemmgrund. Kaum hatten wir den Karlssteg erreicht, als uns unheimlich schwarz sich zusammenballendes Gewölk zu eiliger Umkehr veranlaßte. Es kam das volle 48 Stunden währende Unwetter, das so viel Unglück im Gefolge haben sollte. Am 16. August früh verzichtete ich auf jede Besserung; trostlos schüttete es den Regen nieder. Der Horizont war in dichtes Schwarzgrau übergegangen; ein furchtbarer Wolkenbruch hauste über allen vier Talgründen. Mittags beobachteten wir bereits an den Archen (Schutzmauern) des hart am Ziller stehenden Posthauses, sowie an den Jochen der uralten Zellerbrücke ein merkliches Steigen der Flut. Die Leute stehen am Ufer, man spricht über „das große Wasser“, aber niemand denkt an größere Gefahr und ahnt im entferntesten die bevorstehenden Schrecknisse. In den Nachmittagsstunden erregt der immer tosender daherbrausende, schon Holzmassen mit sich führende, wildgewordene Fluß endlich doch bei den Bauern das Gefühl der Angst und als das Wasser bereits die Haustüren bespült, schreiten sie zu Vorsichtsmaßregeln. Fensterladen und Haustüren wurden festgenagelt, die Keller, in denen die Leute bald bis zur Brust im Wasser wateten, nach Möglichkeit ausgeräumt. Unser Posthaus war so ziemlich das festeste und sicherste Gebäude; es stand wohl knapp an der Brücke, war aber dem direkten Anprall der Wassermassen doch nicht ausgesetzt. Unter fortwährendem heftigen Regen wuchs von sechs Uhr abends ab bis Mitternacht der Ziller zu einem Strome, als dessen Bett die ganze Talsohle erschien. Die Sturmglocke wird geläutet und jetzt

beginnen die ernstesten Anstrengungen, vor dem verheerenden Element zu retten, was noch zu retten war. Man räumte Hausgeräte, trug das Kleinvieh auf die Böden, trieb Pferde und Kühe auf die nächsterreichbaren Anhöhen. Von dem rapiden Steigen der Flut kann man sich gar keinen Begriff machen. Eine unsere Wäsche besorgende Bäuerin, welche noch gemütlich durch das Wasser watend ins Posthaus kam, konnte nach einer halben Stunde das Haus nicht mehr verlassen. Mit größter Gefahr erreichte noch der Jenbacher Poststellwagen den Ort. Die Pferde standen im Nu bis zu den Fesseln im Wasser und als die Passagiere, zwei Bäuerinnen, auf dem Rücken der Knechte ins Haus getragen waren, schwang sich der Postillon auf das Sattelpferd und watete mit den Tieren auf gut Glück der Berglehne zu.

Das Brausen des Wassers, das Sturmgeläute, das Schreien und Rufen der Leute, die nicht mehr aus den Häusern heraus konnten und auf den Dächern standen, der tosende Kampf des Bäume mit sich führenden Ziller mit der großen Holzbrücke, die unter so heftigem Anprall ächzte und in den Jochen krachte, war fürchterlich. Zum Posthause führten acht mächtige Steinstufen; gegen acht Uhr standen nur mehr drei über dem Wasser. Wie überall herrschte natürlich auch bei uns im Posthause die größte Verwirrung. Während Wirtsleute, Knechte und Mägde noch alles Mögliche zu retten suchten, die vom Wasser umgeworfenen Poststellwägen anketteten und Vorräte des Hauses in Sicherheit brachten, hatten wir zum Handkuß gekommene Touristen vom Balkon des Hauses leider die Gelegenheit, das grauenhafte Schauspiel eines Hochwassers in den Alpen aus der Nähe zu betrachten. Soweit das Auge reichte, ein Wasserspiegel, begrenzt von Bergen. Der Ziller brauste bereits über die noch standhaltende Brücke; auf und vor derselben Holzblöcke, Stege, Bäume, Tore u. dgl. aufgetürmt. Aus den hochgelegenen Räumen der im Wasser stehenden Zeller Häuser wurden Laternen ausgehängt, mit brennenden Kienspänen geleuchtet und durch Deuten und Schreien verständigten sich zur Not die fassungslos gewordenen armen Bewohner. Gegen 11 Uhr nachts rann das Wasser bereits zu unserer Haustüre herein. Unsere Aufmerksamkeit galt jetzt vorzugsweise

der gerade unter uns liegenden Brücke, die noch immer standhielt, trotzdem man nur mehr das Geländer und das in ihrer Mitte sich erhebende Christuskreuz wahrnehmen konnte. Auch ihre Stunde sollte kommen! Gegen Mitternacht endlich barst die Brücke unter donnerndem Gekrach und Stück für Stück riß das wütende Wasser mit sich fort. Ein großes Scheunentor, das an sie anprallte, gab ihr den Gnadenstoß. Ein allseitiger Aufschrei der Leute hüben und drüben begleitete den Untergang der hundertjährigen Zillerbrücke. Auf den dahintreibenden Trümmern ragte unheimlich das unversehrt gebliebene Kreuz in die Nacht. Wie um einen alten verlorenen Freund weinten und wehklagten die armen Zeller; Weiber und Mägde warfen sich händeringend und jammernd in der Flur auf den Boden. Sie hatten mit ihrer alten „Brucken" einen stummen Zeugen ihrer Lust, ihres Schmerzes, ein Stück eigenen Lebens und ein Stück ihrer Geschichte verloren! Gegen zwei Uhr morgens sanken, gerade dem Posthause gegenüber, zwei Bauernhäuser, deren Grund vom Wasser vollständig unterwaschen war, ohne Geräusch, Menschen und Tiere unter sich begrabend, in den Wogen unter. Gegen die fünfte Morgenstunde hörte endlich der Regen auf — der Ziller hatte über sein gewöhnliches Niveau eine Höhe von zehn Schuh erreicht.

Wie bei den traurigsten Anlässen fast nie der Humor fehlt, so auch hier. Als ich die jammernde Postmeisterin wegen des großen Schadens bedauernd tröstete, äußerte sie ärgerlich: „Was nützen die ganzen Herrichtungen! Heuer haben wir den Keller sogar mit „literarischen Kalk" ausg'schmiert und jetzt hat der Ziller doch alles verwüst'!"

Trotz großer Ermüdung waren wir bis zum Anbruch des Tages wachgeblieben. Jetzt konnte man erst das grenzenlose Unglück übersehen, das diese Nacht über das Zillertal gebracht hatte. Noch bis spät in den Tag hinein führte das breiige, von Erde und Schlamm braungefärbte Wasser, das einen widerlichen Eindruck machte, Bäume, Mühlenräder, Tore, Zäune, Telegraphenstangen, Feldhütten, Betten, Kästen, Wiegen, Heubündel, tote Tiere auf seinem Rücken. Über zwanzig Menschenleben waren zugrunde gegangen. Schweren Herzens schieden wir von den so arg Heimgesuchten. Ich und meine Frau krochen

in Begleitung eines Knechtes, der uns führte und meine Gattin teilweise tragen mußte, aus dem Posthause auf einen anstoßenden Heustadl, wateten durch Schlamm und Morast über vernichtete Gärten und steinige Muhren auf die Bergseite, die wir erklommen, um an den Lehnen nach Fügen zu wandern, wo wir nach mehrstündigem, beschwerlichem Marsche als erste lebende Zeugen des Unglücks ankamen. Vor Fügen tritt der Ziller auf die tieferliegende rechte Talseite und hier ward auch wieder die unversehrte Poststraße sichtbar.

Nach kurzem Aufenthalt in Aussee, wo wir mit meinen Eltern zusammentrafen, fuhr meine Frau zu ihrer kranken Schwester ins Riesengebirge, während ich mich zu den Proben von „Preziosa" einfand, um als „Schloßvogt Pedro" bei der Eröffnung der Saison mitzuwirken.

Unter den obwaltenden Umständen wäre es hoch an der Zeit gewesen, nur auf das finanzielle Gedeihen des Stadttheaters bedacht zu sein, mittlerweile wurde Greifs Trauerspiel „Marino Falieri" einstudiert und auf Drängen des Vortragsmeisters kam Ende September „Iphigenie auf Tauris" zur Aufführung mit einer Kasseneinnahme von kaum 300 Gulden. Ein Gastspiel Auguste Wilbrandts und einige gehaltlose Schwänke brachten die Saison nicht vorwärts und erst die Augiersche Sensationsnovität „Haus Fourchambault", die Laube dadurch erhielt, daß er noch nachts die Annahme der Bedingungen telegraphierte, während Dingelstedt sich bis zum nächsten Morgen Zeit ließ, füllte, wenigstens für einige Zeit, unser Theater. Die Regisseure und maßgebende kritische Stimmen hatten Lobe für die Rolle des in Paris von Mr. Got gespielten Helden des Stückes empfohlen. Laube wies energisch auf den Liebhabercharakter der Rolle hin und gab dieselbe Dr. Bassermann, einem jüngeren Schauspieler, der sich zwar mit allen Ehren aus der Affäre zog, aber unter dem einmal vorgefaßten Glauben der Kritik und des Publikums zu leiden hatte. Das leidige Verhältnis Laubes zu seinem ersten Schauspieler war dadurch wieder gespannter geworden und Lobe, der bis dahin in den volkstümlichen Nachmittagsvorstellungen ohne Honorar mitgewirkt hatte, stellte zum Schaden des Theaters diese Tätigkeit ein. Den meisten Novitäten fehlte der Kassenerfolg. Anläßlich

der Aufführung eines Schauspieles von Brée befahl Laube, nachdem er den trostlosen Rapport des Kassiers eingesehen hatte, die Novität sofort abzusetzen. Der hievon unterrichtete Dichter stürzt mit den Worten in Laubes Bureau: „Um Gotteswillen, liebster Direktor — auf diese Art machen Sie ja mein Stück tot?!“ — „Trösten Sie sich,“ erwidert Laube, „ist bereits tot! Da — lesen Sie!“... und hält dem verblüfften Autor den Rapport unter die Nase.

Ende Dezember kam mein hochverehrter einstiger Lehrer und Freund aus der Gymnasialzeit Dr. Michael Walz an das akademische Gymnasium nach Wien; ich suchte ihn sofort auf und wir verlebten manchen Abend in freundlichen Erinnerungen.

Als der Schillerpreis an Wilbrandt, Anzengruber und Nissel verliehen ward, machte ich die Bekanntschaft des feinfühligen, leider stets kränkelnden Dichters der „Agnes von Meran“, mit dem ich bald wegen der Vorbereitungen zur Aufführung dieses Dramas in näheren angenehmen Verkehr treten sollte.

Auf Laubes Anraten benützte ich meinen Winterurlaub nicht zu Gastspielen, sondern zu Studienreisen nach Deutschland, um die größeren Hof- und Stadttheater, insbesondere aber die Berliner Bühnen kennen zu lernen. Ich wählte diesmal die Städte Berlin und Hamburg und kam dadurch einem Wunsche Laubes nach. der mich insgeheim beauftragte, mit dem Eigentümer des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters, dem Buchhändler und Eigentümer des „Kladderadatsch“ Hoffmann, in Verhandlungen wegen eines Gesamtgastspieles zu treten. In Hoffmanns reizendem Heim im Tiergartenviertel traf ich auch mit Direktor Ascher zusammen, der stets einige Zeit bei seinem Berliner Freunde zubrachte. Hoffmann stellte ziemlich hohe Bedingungen und da unser Direktionsrat jede Verantwortung für einen Gastspielzug nach Berlin ablehnte, ließ Laube nach den bei meiner Rückkehr gegebenen Aufklärungen die Idee fallen. In Berlin interessierte mich nebst den Sehenswürdigkeiten und dem lebhaften Treiben der deutschen Weltstadt selbstverständlich das Theaterleben. Allabendlich besuchte ich ein, oft mehrere Theater, machte die Bekanntschaft einer Reihe von hervorragenden Berliner Kollegen, von denen ich besonders die

Damen Frieb-Blumauer, Claar-Delia und die Herren Lebrun, Engels, Klein, Keppler, Kahle und Berndal erwähne und beschloß den späten Abend regelmäßig im Künstlerzimmer des vor kurzem dahingeschiedenen, allgemein bekannten Hofrestaurateurs Dressel. Nach meinem Dafürhalten taten die Berliner ihrer Hofbühne und dem Leiter derselben, dem Generalintendanten v. Hülsen, damals Unrecht, wenn sie behaupteten, ihre Privattheater würden künstlerisch vornehmer und besser geführt. Vielleicht mag das etwas engherzige, im alten Geleise sich bewegende Repertoire des Hofschauspielhauses zu dieser stark verbreiteten Meinung beigetragen haben, die künstlerischen Darbietungen, in erster Linie die schauspielerischen Einzelleistungen, schienen wohl keinen berechtigten Anlaß zu so strenger Kritik zu geben. In Hamburg besuchte ich meinen alten Kollegen Buchholz, der bei Pollini am Stadttheater die Schauspielregie führte, sowie die interessanten Proben des Theaterdirektors Cheri Maurice, der an seinem Thaliatheater ein mustergiltiges Lustspielensemble geschaffen hatte. Hier lernte ich eine der entzückendsten deutschen Schauspielerinnen Fräulein Klara Horn und den Komiker Emil Thomas kennen. Die großen Förderer unserer deutschen Bühnengenossenschaft Ludwig Barnay und Opernsänger Dr. Franz Krükl, sowie der liebenswürdige Kaufherr Schlüter, dessen Bekanntschaft ich in Marienbad gemacht hatte, gestalteten meinen Aufenthalt zu einem genußreichen. Ein großer Westindienfahrer wurde besichtigt und mehrfache Einladungen zu Austernfrühstücken mit auserlesenen Moselweinen ließen mich an dem üppigen Hamburger Leben bald Gefallen finden. In der unterhaltlichen Reisegesellschaft des alten Zirkusdirektors Renz kehrte ich vor den Weihnachtstagen nach Wien zurück.

Das für Laube und das Stadttheater unglücklichste Jahr 1879 brachte einige gute ältere Stücke wie „Prinz Friedrich", „Zopf und Schwert", „Ferreol", „Ein vornehmer Schwiegersohn" (le gendre de Monsieur Poirier) u. a., aber die Einnahmen sanken bei der Novitätenarmut, die über uns hereingebrochen war, derart, daß Laube ohne außerordentliche Zuschüsse über die nächsten Monate nicht hinwegkommen zu können erklärte. Zwistigkeiten zwischen Laube und Baron Schey, sowie

mit einzelnen Direktionsräten, die sich in die artistischen Angelegenheiten einmengen wollten, standen auf der Tagesordnung. Eine allseitig bemerkbare Aufregung und Verstimmung Laubes fand ihre baldige Erklärung in seiner schweren Erkrankung, die ihn über einen Monat von der Bühne fernhielt, sowie in dem unheilbaren Leiden, das über seine vortreffliche Frau Iduna hereinbrach. Mit einemmale war reichlich Krankheit, Unglück und Sorge in das Laubesche Haus eingezogen. Die Frage nach der Zukunft unseres Theaters trat lebhafter als je in den Vordergrund. Laube leitete vom Krankenzimmer sein Theater weiter; wir Regisseure mußten ihm täglich Rapport erstatten. „Der ganze Schwindel" — so nannte er sein schmerzhaftes Blasenleiden — machte ihn nervös und er begann des öfteren zu klagen. Todesgedanken quälten ihn und er sprach mit uns über verschiedene Todesarten. Äußerungen wie: „Ich gehe wahrscheinlich an dieser hundsföttischen Krankheit zugrunde," oder „wie lange wird's dauern und der „ausgezeichnete Mann" ist mit all seinen Fähigkeiten eine Speise der Würmer" — konnten wir oft hören. Einmal meinte er: „Am liebsten stürbe ich noch an einer Lungenentzündung" und dabei begann er uns ausführlich den nach seiner Meinung „angenehmen Tod", den diese Krankheit zumeist nach sich ziehe, zu schildern. Mitte Februar erschien Laube wieder im Theater — er war von seinem Leiden glücklich befreit worden. Während seiner Krankheit engagierte er den gerne wieder nach Wien kommenden, versöhnten Schauspieler Friedmann, sowie Albin Swoboda, welcher aber nur wenige Monate bei uns verblieb, um dann bis zu seinem vor kurzem erfolgten Tode dem Dresdner Hoftheater als humoristischer Vater tüchtige Dienste zu leisten.

Um jene Zeit bereitete mir ein treuherziger Landwirt aus Fischamend, der, wie er mir erzählte, ein eifriger Besucher unserer Nachmittagsvorstellungen war, eine originelle Anerkennung meiner Leistungen in volkstümlichen Rollen. Der praktisch denkende Theaterenthusiast erschien eines Tages in unserer Wohnung, hinter ihm ein Bursche, der auf einer appetitlich geschmückten Aufhackschüssel herrlichen Schweins- und Kalbsbraten, sowie eine stattliche Kollektion von Brat- und

Leberwürsten trug und mir als Zoll kunstsinniger Dankbarkeit überreichte.

In der Ende März abgehaltenen Generalversammlung der Gründer unseres Theaters trat Laube trotz der dringendsten Einsprachen seiner Regisseure mit dem Plan eines zweimonatlichen Gastspielzuges nach Budapest, Graz und Prag hervor und begründete in einer optimistischen Rede die Notwendigkeit, sowie die Vorteile dieses Unternehmens. Ohne Debatte gab man Laube die Bewilligung aber auch die Verantwortung für das verhängnisvolle Gastspiel, das, außer bei dem die Arrangements leitenden Vortragsmeister, bei niemandem Sympathie und Vertrauen fand. Schon vor der Generalversammlung hatte Laube durch Strakosch mit den in Frage kommenden Direktoren Fühlung genommen und so ungünstige Verträge abgeschlossen, daß er gezwungen war, beinahe den ganzen technischen Apparat, den notwendigen Dekorationen-, Möbel- und Requisitenfundus auf die Reise mitzunehmen. Für Budapest und Prag wurde Herr Strakosch, für Graz ich zum Quartiermeister ernannt. In den Mitte April fallenden Osterferialtagen unternahm ich mit meinen Kollegen Bassermann und Ranzenberg einen Ausflug nach Gutenstein. Auf der Heimfahrt hatte Ranzenberg meinen durch übermäßiges Laufen ermüdeten und mürrisch gewordenen Hund durch mehrmaliges Antasten gereizt, so daß dieser nach ihm schnappte und seine Wange ritzte. Zuerst wurde der kleine Vorfall gar nicht beachtet. Mit einemmale ward Ranzenberg einsilbig und still, wir sahen Tränen in seinen Augen. Wir entdeckten, daß unser nervöser Kollege, vielleicht durch die vor kurzem in Gutenstein erwähnte Geschichte von Raimunds Verwundung durch seinen Hund aufgeregt und befangen gemacht, sich plötzlich einbildete, mein Tier sei am Ende wutkrank. Mit vieler Mühe brachten wir den maßlos aufgeregten Künstler in meine Wohnung, ließen den Theaterarzt holen und hatten bis spät in die Nacht zu tun, um Ranzenberg halbwegs zu beruhigen. Am schlimmsten kam dabei mein Hund weg, der nach anstrengenden Fußtouren nicht begreifen konnte, warum er, anstatt Ruhe zu finden, fortwährend betrachtet wurde, über meinen Stock springen mußte und Wasser saufen sollte.

Bevor wir mit den Rüstungen zur großen Gastspielfahrt

begannen, errang ich in der letzten diesjährigen Novität, in Dumas' „natürlichem Sohn", mit der Hauptrolle des Notars Fressard großen Erfolg.

Zur Feier der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares fand eine Festaufführung des „Sommernachtstraumes" statt, der ein Prolog, gesprochen von Fräulein Schratt, voranging.

Wenige Tage vor unserer Abreise hatte ich Gelegenheit, aus der am Ring gelegenen Wohnung meiner Eltern den Makartschen Festzug anzusehen, eine großartige, sinnige Huldigung und Augenweide, wie ich Ähnliches wohl kaum mehr erleben dürfte. In besonderer Erinnerung blieben mir die Gruppen der bildenden Künste und der Hochgebirgsjagd. Der auf goldgesatteltem Pferde im Zuge mitreitende Schöpfer dieses lebendigen Kunstwerkes wurde von den Tausenden, die Straßen und Fenster besetzt hielten, mit endlosem Jubel begrüßt. Die Farbenpracht, der künstlerische Geschmack in Kostümen, Dekorierung der Wagen, die Gruppierung der lebenden Bilder — alles bekundete das Genie des Meisters.

Der zweite Theaterfeldzug nach Budapest, der volle vier Wochen dauerte, fand ungünstige Verhältnisse vor. Die nationalen Blätter schrieben heftig gegen die „abermalige deutsche Invasion" und selbst deutsch erscheinende Zeitungen wie der „Pester Lloyd" verhielten sich uns Wiener Künstlern gegenüber ziemlich reserviert, um es mit der Chauvinistenpartei nicht zu verderben.

Trotz günstigen Theaterwetters gab es keine ausverkauften Häuser und als Laube von dem vorwiegend ernsten Repertoire — schon das preußische Zankdrama „Prinz Friedrich" sprach am Eröffnungsabende wenig an — schwer abzubringen war, sanken die Einnahmen zu besorgniserregender Tiefe herab. Laube entwarf einen Plan, in Budapest und — Temesvar gleichzeitig zu spielen: nur die Schwierigkeiten, die sich der Sache entgegenstellten, verhinderten ihn, diese kühne und gewiß aussichtslose Idee auszuführen. Von Graz kamen zum Glück rechtzeitig energische Mahnbriefe maßgebender Persönlichkeiten, das viel zu ernste Repertoire durch ein mehr heiteres zu ersetzen. Diesmal fügte sich Laube den wohlgemeinten Ratschlägen und so kam es, daß wir in Graz mit einer sicheren Einnahme

von 8000 Gulden rechnen konnten. An Arbeit und Tätigkeit fehlte es mir in diesen Tagen nicht. Früh um acht Uhr Konferenzen mit dem Direktor, Proben und Vorstellungen, Besuche, Einladungen, Vorarbeiten für Graz und dazu die aus Leipzig einlaufenden Korrekturbogen meines ersten Buches: „Aus der Theaterwelt,“ die natürlich auch sofort erledigt werden mußten. Vor meiner Abreise nach Graz erhielt ich von unserem Präsidenten Baron Schey den Auftrag, auf meiner Durchreise in Wien ihm über den bisherigen Gang des Ensemblegastspieles zu berichten. Da ich nicht viel Angenehmes mitteilen konnte, erwog er den Abbruch der Gastspielfahrten, zu dem man sich leider nicht entschloß. Am letzten Mai um 10 Uhr nachts erwartete ich am Grazer Bahnhofe mit Arbeitern und Frachtwagen für den mitgeschleppten Fundus den Separatzug, der Laube und die Schauspieler in zwölfstündiger Fahrt von Ungarn hieher führte. Gleich am nächsten Morgen gab es eine anstrengende Probe und abends begann das Grazer Gastspiel, das in zehn Vorstellungen durchwegs gut besucht war. Befreundete Grazer Familien machten mir und meiner Frau den Aufenthalt so angenehm als möglich, heitere Landpartien wurden an spielfreien Tagen arrangiert und ließen mich für den Augenblick die trübe Zukunft, der unser Theater entgegenging, vergessen. Mitte Juni traf unsere Künstlergesellschaft in der letzten Station, in Prag, ein. Zu den ungünstigen Vertragsbedingungen, unter welchen wir hier spielen mußten, kam noch eine abnorme Hitze und die kostspielige Fahrt in die Provinz endete mit künstlerischen Ehren, aber mit einem so beträchtlichen Defizit, daß die Existenzfrage unseres Theaters empfindlich berührt wurde. Zur Kennzeichnung der Situation will ich nur erwähnen, daß bei der Eröffnungsvorstellung in Prag die Einnahme — 700 Gulden betrug. Meine Frau und ich benützten jede freie Stunde, um die interessante, an historischen Denkmälern und Bauten reiche böhmische Hauptstadt kennen zu lernen. Der herrliche Hradschin, die Paläste des Adels, die prächtigen Anlagen in Baumgarten, wo wir oft mit der Familie meines Prager Kollegen Sauer zusammenkamen, die aus dem 12. Jahrhundert stammende Synagoge und der alte originelle Judenfriedhof wurden von uns aufgesucht. Beim alten Petzold und

in der berühmten Kellerei Dr. Hellys verbrachte ich mit Kollegen und den Kunstkritikern Alfred Klaar, Dobisch und Bozdech vergnügte Stunden. Auf eine Empfehlung Rechbauers empfing mich Landesausschuß Dr. Schmeykal und es wurde die Frage einer eventuellen Übernahme der Direktion des deutschen Landestheaters durch mich in Erwägung gezogen. Bei einem Festbankett, das Laube zu Ehren im deutschen Kasino gegeben wurde, feierte der Prager Oberregisseur Roll in überaus launiger Rede auch die unermüdlichen Schauspieler des Wiener Stadttheaters, wobei auf die Wiener Vortragsmeisterei, die sich auch in der Provinz ziemlicher Antipathie erfreute, einige Hiebe abfielen.

Bitter enttäuscht und außerstande, seine unglückliche Gebarung zu vertreten, war Laube von Prag nach Karlsbad gereist und reichte von dort aus Gesundheitsrücksichten seine Demission ein, die vom Direktionsrate angenommen wurde. Auch Strakosch erhielt die erbetene Entlassung. So war Laube zum zweitenmale zurückgetreten und dem Direktionsrat fiel die schwierige Aufgabe zu, einen neuen Direktor zu finden, Stücke zu erwerben und für die Tilgung der angewachsenen Theaterschuld aufzukommen. Ermüdet von den argen zweimonatlichen Strapazen kam ich in Wien an und trotz der Ungewißheit unseres künftigen Schicksals trachtete ich so schnell als möglich dem Dunstkreise des Hauses auf der Seilerstätte zu entfliehen. Bei Baron Schey traf ich Direktor Pollini, mit dem ersterer wegen Übernahme des Stadttheaters verhandelte. Mir wurde das Versprechen abgenommen, mich, wenn es nötig wäre, auch in den Ferien dem Theater zur Verfügung zu stellen. Als ich das Palais unseres vielgeplagten Präsidenten verließ, begegnete mir auf der Treppe der Hauptkassier des Stadttheaters, der über die unglückliche Gastspieltour die aufklärendste Information erteilen konnte.

Als ob ich eine Ahnung von der mir drohenden Rückberufung gehabt hätte, machten wir unsere diesjährige Ferienreise mit einer nichts weniger als vorteilhaften Eilzugsgeschwindigkeit. Nach einer lang dauernden Donaufahrt bis Passau ging's über Regensburg nach Frankfurt, wo wir im großartigen Aktienhotel mit dem von Ems kommenden Matras zusammentrafen.

Goethes Vaterhaus, die Dannekersche Ariadne, der Römer, die Paulskirche, der Palmengarten und die Frankfurter „Judengass'“ mit dem Stammhause Rothschilds wurden im Fluge besichtigt und nach kurzem Aufenthalte im schönen Wiesbaden fuhren wir mit dem Wagen über Biberich an den Rhein. Von Rüdesheim aus bestiegen wir den Niederwald, auf dem man eben mit dem Bau des Germaniadenkmales begann. Das Modell der Schillingschen Kolossalstatue studierten wir eingehend in der Bauhütte. Die reizende Landschaft bis Koblenz, Burgen und Ruinen, rechts und links entzückend gelegene Städtchen, das rege Schiffahrtsleben des Rheins, während an beiden Ufern Schienenstränge das gesegnete Land durchziehen — all das unter heiterem Sonnenhimmel genossen, hinterließ meiner Frau und mir unvergeßliche Eindrücke. Nach kurzem Aufenthalte in Ems und Köln, wo wir den Dom besichtigten und Albin Swoboda trafen, der in einem Sommertheater Gastrollen gab, fuhren wir mit der Eisenbahn zurück nach Mannheim, einer Einladung meines Kollegen Dr. Bassermann, heute Intendant des dortigen Hof- und Nationaltheaters, folgend. Im Theater ergötzten wir uns an dem urwüchsigen Humor und Talent des Sängers und Schauspielers Ditt, eines Baßbuffos, wie ich bisher noch keinen gesehen hatte. Mit Bassermann und seinem liebenswürdigen Freunde Kuhn unternahmen wir Ausflüge nach Heidelberg, Baden-Baden, Straßburg und in den Schwarzwald. Nach kurzer Pause in der poetischen Waldeinsamkeit Allerheiligen zogen wir durch das „Himmelreich“ und „die Hölle“, Engpässe des südlichen Schwarzwaldes, durch welche 1768 für Marie Antoinettens Brautfahrt nach Frankreich eine Straße gebaut wurde, über die ehemalige Benediktinerabtei St. Blasien nach Basel. Am Genfersee erreichte uns ein Telegramm Baron Scheys, der mich für den 1. August nach Wien zu einer Sitzung behufs Konstituierung eines Regiekollegiums einlud. Alle weiteren Reisepläne mußten geändert werden, um in einer achttägigen Hetzjagd über den Simplon und die oberitalienischen Seen zur bestimmten Zeit daheim eintreffen zu können. Mit einem der Wagenkolosse der Genfer Diligencengesellschaft fuhren wir nach Chamounix, ritten auf die Flegère, wo ich von einem Maultierführer den schlimmen Nordwind als

vent du Bismarck bezeichnen hörte, dann über die tête noire nach Martigny und langten mit unterlegten Pferden in einem Tage über den Simplon, in Pallanza am Lago di maggiore an. Vormittag in Schnee, Nebel und Sturm, saßen wir abends in milder Nachtluft im Garten, das Abendessen einnehmend. Drei Tage widmeten wir dem Luganer- und Comosee und über Mailand und den Gardasee, auf dem wir zu guter Letzt noch einen zweistündigen heftigen Sturm mitmachten, erreichten wir am letzten Juli Zell am See, wo mich unser Präsident erwartete und mir, sowie dem zufällig anwesenden Leipziger Theaterdirektor Dr. Förster die Pläne unseres Direktionsrates mitteilte.

## VI.

In der kurzen Sommerfrist war Baron Schey mit mehreren Direktionskandidaten in resultatlose Verhandlungen getreten und da das Theater unter allen Umständen am 1. September 1879 wieder eröffnet werden mußte, wurden die finanziellen Angelegenheiten des Theaters nach Tunlichkeit geordnet und bis zur Ernennung eines Direktors ein Regiekollegium, bestehend aus den Schauspielern Friedmann, Lobe, Schönfeld und Tyrolt, mit der provisorischen Leitung des Institutes betraut.

Wohl niemand, am allerwenigsten wir selbst, gab sich der optimistischen Hoffnung hin, daß aus dieser vierköpfigen Direktion ein Definitivum herauswachsen könne.

Die zwingende Not trieb zu diesem letzten Aushülfsmittel, da eine abermalige Berufung Laubes auf den heftigsten Widerstand der Direktionsräte gestoßen wäre. Journalistik, Publikum und Schauspieler bringen derartigen Kollegialdirektionen mit Recht geringes Vertrauen entgegen. Mit Ausnahme zweier Novitäten minderen Ranges war für die kommende Saison so gut wie gar nichts vorbereitet, einige erste Mitglieder, durch frühere Verträge gebunden, verließen unser Ensemble. Unsere Aufgabe war also weder leicht noch beneidenswert.

Wenige Tage vor Beginn des Theaters trugen wir Frau

Iduna zu Grabe. Wer die hochherzige Gattin Laubes, dessen guter Engel mit ihr dahinschied, kannte, bewahrte dieser edlen, hülfreichen deutschen Frau die tiefste Verehrung.

Mit einer schwachen Novität, Nissels preisgekröntem Trauerspiel: „Agnes von Meran“ begannen wir, mit Halberfolgen, wie solche mit Rosens „Starke Mittel“ und Ernsts „Mit dem Strome“ erzielt wurden, setzten wir die Saison fort.

Wie es vorauszusehen war, fehlte im Regiekollegium gar bald die notwendige Einigkeit. Auseinandergehende Anschauungen und vor allem nicht gleichmäßig sich einsetzende Arbeitskräfte erschwerten die Führung des Theaters. Mitte November machte ich die persönliche Bekanntschaft des Dichters Björnson, dem zu Ehren wir auch „Das Fallissement“ aufs Repertoire setzten. Vierzehn Tage vor der für Ende Dezember einberufenen Gründerversammlung lud mich Baron Schey zu einer Besprechung und schlug mir vor, das Stadttheater für die nächsten drei Jahre zu pachten. Ich sollte ihm einen diesbezüglichen Vertragsentwurf für die Generalversammlung vorlegen, da er sich als Finanzkraft bei dem Unternehmen beteiligen wolle. Einerseits wußte ich bereits, daß man im geheimen schon wieder mit Laube, der sich trotz allem abermals nach dem Direktionsstuhl sehnte, Fühlung genommen, andererseits hatte ich gewichtige, heikle Personalfragen betreffende Gründe, die mich veranlaßten, den Antrag dankend abzulehnen. Zahlreiche Direktionsratssitzungen, denen auch wir Herren des Regiekollegiums beigezogen wurden, beschäftigten sich mit der materiellen Hebung unseres Theaters. Welch abenteuerliche Vorschläge da zutage traten, beweist der ganz ernst gemeinte Antrag eines Direktionsrates, auch in den Sommermonaten zu spielen und durch das Spannen feucht gemachter Plafondtücher den Zuschauerraum kühl zu erhalten.

Im „Lamm“ war Pollini angekommen, der mir als Regisseur und Schauspieler für seine Hamburger Bühnen einen glänzenden Antrag machte. Bei einer unserer Verhandlungen war Jauner anwesend, der mit uns u. a. auch eingehend die Stadttheaterfrage erörterte. Daß endlich ein energischer Schnitt ins Fleisch gemacht werden mußte, war unsere einstimmige Ansicht. Jauner war für die Verpachtung, Pollini für eine größere Subvention oder Verkauf des Theaters. Für die letztere

Idee suchten wir Baron Schey zu gewinnen, der sich einem eventuellen Kaufe durch einige Geldleute sympathisch gegenüberstellte.

Diesen Projekten und Plänen machte die Generalversammlung ein Ende, indem nach einer Rede, die Laube als Gründer hielt, mit überwiegender Majorität beschlossen wurde, das Stadttheater auf weitere drei Jahre mit 120.000 Gulden zu subventionieren und auf dem Konkurswege die Direktorsstelle zu besetzen. Diese Konkursausschreibung hatte, wie man es in Theaterkreisen vorhersagte, gar kein praktisches Resultat und außer Laube fand sich kein Direktor, der den Mut gehabt hätte, mitten in einer schlechten Saison, bei verhältnismäßig noch immer zu hohem Etat, das Frühjahr vor der Türe, das Theater weiterzuführen. Nach wochenlangem resultatlosen Zuwarten begannen neuerliche Verhandlungen mit Laube und Mitte Januar 1880 enthob mich nachfolgendes Dankschreiben einer unangenehmen, trotz Eifers und Mühen erfolglosen Tätigkeit. Die Zuschrift lautete: „Sehr geehrter Herr Doktor! Indem der Direktionsrat des Stadttheaters hiemit zu Ihrer Kenntnis bringt, daß er Herrn Dr. Heinrich Laube zum artistischen Direktor dieses Institutes ernannt hat und daß derselbe am 17. d. M. dieses Amt antreten wird, fühlt er sich angenehm verpflichtet, Ihnen für die Bereitwilligkeit, womit Sie seiner Einladung, dem provisorisch leitenden Regiekollegium beizutreten, gefolgt sind, sowie für die ersprießlichen Dienste, welche Sie als Mitglied dieser Körperschaft den Interessen des Stadttheaters geleistet haben, seine volle Anerkennung und seinen verbindlichsten Dank auszudrücken. Hochachtungsvoll der Direktionsrat der Gesellschaft des Wiener Stadttheaters. Schey. Dr. E. Suchanek.“

*

So war also Laube zum drittenmale unser Direktor geworden! Nach einer respektvollen Begrüßung durch die Schauspieler und einer eine gewisse Absichtlichkeit zur Schau tragenden Huldigung des fachtechnischen Personals betonte Laube in seiner

Antwort die ihm auferlegte Pflicht, von jetzt ab ernstlich das Wort Sparsamkeit auf seine Fahne schreiben zu müssen und bäte er alle Mitglieder, bei den bevorstehenden Vertragsabschlüssen in ihren Ansprüchen mäßig zu sein. Schon nach acht Tagen begannen für den wiederberufenen Chef Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, die ihn so mißmutig und nervös stimmten, daß er in einer Regiesitzung zu uns äußerte: „Seid froh, daß ihr draußen seid und mit dieser .......... Wirtschaft nichts mehr zu tun habt!" Julius Rosen war dem Theater untreu geworden und als Oberregisseur und Autor an das Theater an der Wien gezogen, Fräulein Frank erkrankte an einem schweren Lungenkatarrh, infolge dessen Wilbrandts „Kriemhild" auf lange Zeit zurückgelegt werden mußte, Fitgers „Hexe" und Molbechs „Ambrosius" brachten künstlerischen, aber keinen Kassenerfolg, Ende Februar erklärte Frau Schratt, für diese Saison sich von der Bühne zurückziehen zu müssen.

Ich hatte für mich und meine Frau eben mit Laube einen neuen dreijährigen Vertrag abgeschlossen, als sich anfangs April das Gerücht verbreitete, Baron Schey, der einer leidigen Personalfrage halber mit Laube abermalige Differenzen hatte, sei definitiv entschlossen, in der demnächst stattfindenden Generalversammlung das Präsidium für immer niederzulegen. Mit berechtigtem Bangen erwarteten wir alle den 16. April 1880, an welchem Schey seinen für das Stadttheater unheilvollen Entschluß ausführte. Laube war hiedurch am meisten betroffen. Verstimmt, gereizt und seinen voreiligen Wiedereintritt verwünschend, verlor Laube die Geduld und in einer leidenschaftlich erregten Rede, in der er Anklagen gegen die Gründer, den Direktionsrat, die Presse und das Publikum erhob, beantragte er — die sofortige Schließung des Theaters. Der Berichterstatter der „Presse" schrieb damals zutreffend: „Laube sah sich nach seiner Rede im Saale um, ob er nicht noch jemanden finde, den er noch schnell beleidigen könnte." Die Aufregung unter uns Mitgliedern war natürlich eine ungeheure. Kaum daß Laube die Direktion angetreten, stand also sein abermaliger Rücktritt bevor. Sein Vorgang fand allseitig scharfe Mißbilligung. Im Wege einer Schauspielerdeputation erbaten wir uns Aufklärung über sein überraschendes Verhalten, erhielten aber von ihm leider einen

unbefriedigenden, ausweichenden Bescheid. Unter diesen unsicheren Verhältnissen bestimmten Lobe und ich, die wir beide dem Pensionsfondkomitee angehörten, unsere Kollegen, eine Eingabe an den Direktionsrat mit der Bitte um Auflösung und statutengemäße Verteilung unseres Pensionsfonds, der eine Höhe von weit über 80.000 Gulden erreicht hatte, zu richten. Wir befürchteten die etwaige Verpachtung des Stadttheaters und da möglicherweise mit derselben ein Genrewechsel eintreten konnte, wäre das Verbleiben der bisherigen Künstler illusorisch geworden. Unsere Vermutung war nicht unrichtig, denn die Generalversammlung vom 14. Mai beschloß, das Wiener Stadttheater nicht mehr in eigener Regie zu führen. Unsere Verträge wurden mit Berufung auf den in unseren Kontrakten enthaltenen Passus: „wenn nachweislich die Einnahmen zur Deckung der Kosten nicht mehr hinreichen“ aufgelöst und für null und nichtig erklärt. In die Teilung des Pensionsfonds willigte der Direktionsrat nur unter der Bedingung, daß auch ihm ein Teilbetrag des Vermögens ausbezahlt werde. Am 22. Mai 1880 verhandelte und handelte Dr. Suchanek von drei Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts mit jedem einzelnen Pensionsberechtigten bezüglich seiner Ansprüche. Sechs Tage später erfolgte die Auszahlung an die Schauspieler. Am letzten Mai fand vor brechend vollem Hause die Schlußvorstellung statt.

So endete Laubes kürzeste und letzte Direktionsperiode. Er war vergrämt, leidend, geärgert, müde. Als ich mich zum letztenmal im Bureau einfand, um von ihm Abschied zu nehmen, meinte der in trüber Stimmung Befangene: „Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn ich nicht zurückgetreten wäre, aber es geht nicht mehr. Ich habe zu viele Feinde! Ich habe übrigens ein eigenes Talent, mir Feinde zu machen. Meine Mutter hat mir das schon vorausgesagt, wenn ich als zehnjähriger Bursch, unwirsch und eigensinnig, finstere Gesichter schnitt.“

Heinrich Laube verließ das Wiener Stadttheater, die Stätte seiner letzten Freuden und Sorgen, um es nie wieder zu betreten.

*

Ohne Direktor, ohne Engagement, mußten wir Mitglieder einen unfreiwilligen viermonatlichen Urlaub antreten. Mit den verschiedensten Pachtkandidaten begannen Unterhandlungen, die alle zu keinem Resultate führten. Im steirischen Bade Neuhaus die Kur gebrauchend, las ich jede Woche den Namen eines anderen Direktors, der unser Theater aus seinen Wirrnissen herausführen sollte. Erst anfangs Juli erfuhr ich in Tirol, daß mein Kollege Karl v. Bukovics mit seinem Schwager, dem Kaufmanne Eduard Theimer, den Pacht und die Leitung des Wiener Stadttheaters auf vier Jahre übernommen habe. In dem damals noch sehr bescheidenen, aber gemütlichen Pustertaler „Badele“ Weitlahnbrunn, wo wir mit befreundeten Familien sechs Jahre hindurch fast unsere ganze Ferialzeit verbrachten, erhielt ich, der ich bereits mit dem Dresdner Hoftheater in Engagementsverhandlungen eingetreten war, sowie meine Frau von Bukovics die liebenswürdige Einladung, doch im Stadttheater zu verbleiben und binnen zwei Tagen waren wir mit der neuen Direktion über unsere Bedingungen einig. Mit Behagen genossen wir nun nach den mannigfachen Aufregungen des letzten Jahres unsere liebgewordene Sommerfrische. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die aus der Stadt hinausziehen, um auf dem Lande, im Gebirge, in allem und jedem den städtischen Komfort, die üppigere Lebensweise wiederzufinden. Auf dem Lande soll man sich vereinfachen, geistig und physisch, man soll sich durch die Natur zur leider so oft vernachlässigten natürlichen Lebensweise zurückführen lassen und man wird an sich bald die erfreulichen Wirkungen einer solchen zeitweisen Enthaltsamkeit wahrnehmen können. Gleichgesinnte liebe Freunde wie Saxinger aus Linz, Netschek, Feldzeugmeister Pakenj, Hofrat Demelius aus Wien, Oberlandesgerichtspräsident v. Schmeidel aus Graz, Großhändler Rovelli aus Triest, in späteren Jahren Pauline Lucca und meine beiden Direktoren mit ihren Familien brachten unserem primitivsten aller „Kurorte“ gar bald den Ruf einer der behaglichsten kleineren Sommerfrischen Tirols. Der joviale alte Pfarrer von Sillian, der gerne „seine hochverehrteschten Badegäscht'“ bei einem „Viertele“ leben ließ, die Jägeroffiziere der nahen Grenzfeste Heimfels und durchreisende Bekannte waren gerngesehene Gäste in unserer

sonst ziemlich abgeschlossenen Feriengemeinde. Mit den Sekundärzügen der Südbahn, die der Pustertaler beharrlich „Sekretärzüge“ nennt, im Wagen oder zu Fuß unternahmen wir gemeinschaftliche Ausflüge in die herrlichen Täler von Prags, Innichen, Enneberg und Tauffers, bestiegen des öfteren den herrlichen Aussichtsberg „Helm“ (2430 *m*), wanderten in das venezianische Hochgebirge und in die italienische Dolomitenwelt, Touren, auf deren eine ich später ausführlich zu sprechen komme.

## VII.

Ende September 1880 wurde das Wiener Stadttheater mit Paul Lindaus Schauspiel: „Gräfin Lea“ eröffnet. Die neue Direktion verlegte sich vorwiegend auf die Pflege des modernen und heiteren Stückes — die Tragödie sollte nur als Gast erscheinen. Der ausgezeichnete Rechenmeister Herr Theimer, eine tüchtige administrative Kraft, wie sie Laube seinerzeit zu finden nicht das Glück hatte, sorgte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit für das materielle Gedeihen des Institutes. Die üppigen, vornehmeren Zeiten Laubes waren vorüber; durch die Verpachtung hatte der Direktionsrat das Theater selbst niedriger gestellt.

Was Laube sehnsüchtig, aber vergeblich erwartete, der Übertritt Friedrich Mitterwurzers an unser Theater, vollzog sich jetzt unter den neuen Herren. Wir gewannen an dem vom Burgtheater geschiedenen Künstler einen, wenn auch nicht akademisch, immer mit dem Buch in der Hand arbeitenden, aber ausgezeichneten, an originellen Ideen reichen Regisseur, sowie den langentbehrten ersten Konversationsschauspieler. Mit Mitterwurzer, mit dem ich seit meiner Grazer Universitätszeit bis zu seinem viel zu frühen Tode in freundschaftlicher Verbindung geblieben, kehrte das Glück im Stadttheater ein und als er, nicht bloß durch seine ihm allerdings innewohnende Ruhelosigkeit, sondern in erster Linie durch die seinen Plänen nicht entsprechenden artistischen und administrativen Einschränkungen der Pächter aus dem Theater hinausgeekelt war, begann man

seinen Verlust empfindlich zu fühlen. Mitterwurzer war sicherlich kein leicht zu behandelnder Künstler. Launisch und absonderlichen Wesens liebte er es zuweilen mit einer gewissen Verrücktheit zu kokettieren, die gleichsam als Entschuldigung für so manches Unverständliche in seinem Gehaben gelten sollte. Er war ein feinfühliger, vornehmer Schauspieler, entzückend im Scherz, den er stets bloß skizzierte und nie breittrat, interessant und originell in tragischen Aufgaben. Mitterwurzer war ein Strebender, kein Streber im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Was bei naturgemäßer und künstlerisch richtiger Entwickelung des stetig vorwärtstrachtenden Talentes unter normalen Verhältnissen in einem Jahrzehnt erreicht werden könnte, errang er im Fluge, im berechtigten Fluge des Genies. Die oft mit ekelerregender Frechheit eingeschlagenen Wege und Winkelzüge reklamebedürftiger Kunstkaufleute, denen der Verlust ihres Künstlerstolzes und ihrer Selbstachtung nichts bedeutet gegenüber dem zweifelhaften Gewinn oberflächlicher Lobhudelei, waren ihm fremd. Er spielte, wie jeder echte und ehrliche Künstler, nicht für das Publikum, nicht für die Kritik, nicht für den oder das, er spielte für sich, für sein künstlerisches Bewußtsein, weil es ihm Freude machte und Bedürfnis war, zur Befriedigung seines künstlerischen Gewissens. Er lebte nur im Theater; das große gesellschaftliche Leben, dieses „Schnittlauch sein auf allen Suppen", hatte für ihn keinen Reiz. Manchen überflüssigen Gegner schuf ihm allerdings seine leider geringe Selbstdisziplin, deren Mangel er selbst bedauernd eingestand. Ich erinnere mich seines Ausspruches: „Wie bewundere, wie beneide ich euch, die ihr jeden Abend gleichmäßig spielen könnt! Mit meinen Nerven bringe ich das kaum mehr fertig!" Jedenfalls gehörte Friedrich Mitterwurzer zu den begabtesten und genialsten deutschen Schauspielern unseres Jahrhunderts und als er, nach einem kurzen unglücklichen Direktionsversuche, nach zehnjährigen unermüdlichen, Geist und Körper anstrengenden Gastspielfahrten, zum drittenmale im Burgtheater einzog, war es ihm durch seine binnen kurzem hervorragende, ja dominierende künstlerische Stellung glücklicherweise vergönnt, so manche Kollegen, die mit herablassendem Wohlwollen stets nur von dem „talentierten Episodisten" gesprochen hatten, gründlich Lügen zu strafen.

Die Presse kam unserer neuen Direktion mit sichtlichem Wohlwollen entgegen. Wenige Tage nach der Eröffnungsvorstellung besuchte ich Laube, dessen Salon, seit er vom Schauplatz abgetreten, ziemlich schwach besucht wurde. Er sprach nur vom Stadttheater, von Mitterwurzer und den jetzt milden Kritiken. Man sah es dem matt und müde aussehenden Manne an, ihm fehlte die Theaterluft. Als er mich unter anderem fragte, ob ich es nicht bereue, die auch mir angebotene Direktion des Theaters nicht angenommen zu haben, konnte ich ihm mit ruhigem Gewissen „nein!“ antworten. Zu wiederholtenmalen trat an mich die verlockende Versuchung heran, in Wien, in Graz und, mit Mitterwurzer, in Berlin Theaterleiter zu werden. Jedesmal kam ich nach reiflicher Überlegung zu dem Entschlusse, dramatischer Künstler zu bleiben. Abgesehen davon, daß wir Schauspieler als Direktoren meist den Geschäftsmann in uns vermissen lassen und, unseren künstlerischen Ambitionen nachgebend, nur allzugerne bereit sind, große materielle Opfer zu bringen, kann bei den gegenwärtigen ungünstigen und nach verschiedenen Richtungen tristen Theaterzeiten der finanziell gut situierte Direktor in die prekäre Lage kommen, eine für den Besitzenden stets nachteilige Konkurrenz mit Direktionskollegen aufnehmen zu müssen, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit jenem Schmierenprinzipal haben, der auf die Bitte eines seiner Mitglieder um einen Gulden Vorschuß die charakteristische Antwort gab: „Wenn ich einen Gulden hätt', wär' ich nicht Theaterdirektor geworden!“

Mit einer Neuaufführung der „Journalisten“ errangen wir einen glänzenden Erfolg, der wohl in erster Linie der herrlichen Leistung Mitterwurzers als „Bolz“ zu verdanken war. Von allen Wiener Darstellern dieser Rolle erschien er mir stets als der beste, weil er der richtigste war. Er brachte vor allem den „alten Burschen“ zur Geltung und studentischer Bummelhumor wie gemüttiefe Wärme fanden in ihm einen unübertrefflichen Interpreten. Ich will nicht verschweigen, daß auch meine mehr den sentimentalen Zug hervorkehrende Darstellung des „Schmock“ bei Publikum und Kritik allgemeine Anerkennung fand.

Drei heitere Stücke: Blumenthals „Teufelsfelsen“, Halévys

„Kleine Mama“ und Augiers „Goldprobe“ brachten unserem Theater Glück, das auf Rechnung der vortrefflichen Darstellung und der wirksamen Inszenierung Mitterwurzers zu setzen war. Der Erfolg des deutschen Schwankes kam uns allen überraschend. Das tolle, aber seichte Stück hatte nach unserer Meinung einen gelinden Durchfall zu erwarten; nun gab's zu unserem freudigen Erstaunen zahlreiche volle Häuser. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir einer oft gehörten, ziemlich verbreiteten Ansicht entgegenzutreten, welche behauptet, Schauspieler hätten überhaupt selten ein richtiges Urteil über Stücke. Ich halte diesen Ausspruch für ungerecht und will ihn richtigstellen. Schauspieler täuschen sich mitunter über den Erfolg eines Stückes - und wer könnte einen solchen überhaupt voraussagen, wo Publikum und zuweilen auch die Kritik mit ihren Sympathien und Antipathien, Launen und Voreingenommenheiten unberechenbare Faktoren bilden, die für das Gelingen eines Theaterabends ebenso ausschlaggebend werden können, wie zu leise sprechende Darsteller, zu lange Zwischenakte, andauernde Unruhe im Zuschauerraum u. dgl. zufälliges mehr. Über den literarischen Wert eines Stückes wird sich ein gebildeter und objektiv urteilender Schauspieler nicht im Unklaren sein. Ich sehe auch gar nicht ein, warum gerade in unserem Berufe die Meinung der Sachverständigen von keinem Belang sein sollte.

Das Prinzip des täglich wechselnden Repertoirs wurde leider in dieser Zeit fallen gelassen und jede Novität blieb so lange auf dem Spielplane als die Einnahme die für den Tagesbedarf nothwendige Summe erreichte. Ich habe diese, heute allerdings fast an allen Privattheatern eingebürgerte Neuerung stets für schädlich gehalten, da durch sie der Verlust des eigentlichen Stammpublikums herbeigeführt wurde, das sich begreiflicherweise nicht so und so oft dieselbe Komödie ansehen will und daher gezwungen wird, auszubleiben. Auch für den Autor erwächst aus diesem Vorgange insoferne ein Nachteil, als sein Stück, einmal abgesetzt oder oft auch nur für einige Tage unterbrochen, als abgespielt betrachtet wird und zumeist für ewige Zeiten in das Theaterarchiv wandert. Der verderbliche Einfluß, den dieses gedankenlose Einerlei schließlich auf



Tyrolt als „Meineidbauer“.



die Schauspieler und ihre künstlerische Schulung nimmt, steht wohl außer aller Frage.

Lebhaft beteiligte ich mich an der Gründung der „Schlaraffia Vindobona", deren erster „Kanzler" ich wurde. Später wurde meine Zeit durch die wachsende Bühnentätigkeit derart in Anspruch genommen, daß ich mit lebhaftem Bedauern den mir liebgewordenen „Sippungen" unseres fröhlichen Geselligkeitsvereines fern bleiben mußte. Unsere wenigen freien Abende verbrachten wir zumeist bei meinen Eltern und den uns befreundeten Familien Hofrat Demelius und Hofrat Pfeiffer, bei Dr. Hiller, Oberlandesgerichtsrat Kubenigg, Baron Wallhofen u. a.

Zwischen unseren Direktoren und Mitterwurzer kam es, da letzterem, wie schon früher erwähnt, die allzu große Sparsamkeit der Pächter bei notwendigen Engagements und Neuanschaffungen verhaßt war, manchmal zu stürmischen, meist heiter verlaufenden Auftritten. Ende Januar 1881 war ich Zeuge einer solchen Knalleffektszene; mein Regiekollege war durch die Verweigerung eines neuen Bühnenteppiches in gelinde Raserei versetzt worden. Nachdem Mitterwurzer auf der Probe von der Entscheidung der Direktion Kenntnis erhalten, bekam er einen seiner komischen Wutanfälle, der damit begann, daß er, mit langen Schritten die Bühne messend, unaufhörlich nach der Di-rek-ti-on! rief und sein in Theaterkreisen allgemein bekanntes Schmähwort: „Das ist ja hier Te-mes-wa-a-ar!" ertönen ließ. Der Spektakel gelangte natürlich auch zu den Ohren der beiden Chefs, die in ihren Bureaux im zweiten Stock der Dinge warteten, die da kommen sollten. Mitterwurzer, empört, daß sich niemand von der Direktion blicken ließ, stürmt die Treppe hinan, reißt die Kanzleitüre auf und erwischt den Hektographen, den die Theaterdiener eben zum Abzug etlicher Zeitungsnotizen hergerichtet hatten. Ein Schwung — und der Hektograph zerplatzt unter heftigem Gekrach auf dem Fußboden. Die verblüfften Gesichter der Schreiber, die lichten Wände und der Boden des Zimmers zeigen die schwarzen Spuren der überallhin verspritzten Tinte. Als Begründung dieser Kraftübung ihres Regisseurs konnten die in ihren Kanzleien verbliebenen Herren Direktoren die von ihm selbst nicht so ernst genommenen Worte hören: „Wenn ich gehe, fällt das ganze Stadttheater auf den ...!"

— Lautlose Stille! – Mitterwurzer, durch die Wirkung seiner Hektographeneffekte beruhigt, betrachtet mit überlegenem Humor die beiden verschlossenen Direktionszimmertüren, hinter denen es totenstille blieb und sagt dann schmunzelnd zu dem ihn starr anblickenden Kanzleipersonal: „Nu wollen wir unten ruhig weiter probieren!“ Natürlich lockerten solche unbotmäßige Geschehnisse die sonst guten Beziehungen zwischen der Direktion und ihrem verdienstvollen ersten Beamten und es nahm niemanden wunder, als Mitterwurzer uns eines Tages erklärte, er übersiedle mit künftiger Saison in das Ringtheater, das eben von Jauner übernommen worden war. Ein Witzbold, die lebhaften Temperamentsmenschen Jauner und Mitterwurzer kennend, äußerte zu letzterem: „Gott schenke euch beiden die ewige Ruhe!“ Bereits im Frühjahr trat der ehemalige Theaterdirektor Strampfer als Nachfolger Mitterwurzers in unseren Verband, löste aber schon nach viermonatlicher Tätigkeit als Regisseur in gütlichem Wege seinen Vertrag und ich übernahm die Gesamtregie des Theaters. Als Mitterwurzer bei seiner Abschiedsvorstellung eine Rede hielt, in der er seiner bisherigen Direktion und dem Stadttheater überschwengliches Lob spendete, hörte man die berechtigte Frage aus dem Publikum: „Ja, warum geht er denn dann eigentlich fort?“

Des unglücklichen Feldherrn Benedek Tod weckte in mir die Erinnerung an den vom Schicksal Schwergeprüften, der, in Graz lebend und viel mit den dortigen Schauspielern verkehrend, auch mich des öfteren in seinen Verkehr gezogen hatte. Benedek rauchte mit Vorliebe Zweikreuzer-Zigarren, mit denen er uns öfter als uns lieb war, aufwartete.

Nachdem Bukovics und ich in den komischen Hauptrollen des Moserschen „Hypochonder“ Gelegenheit hatten, das Publikum durch einen vollen Monat zu unterhalten, unternahmen wir mit einzelnen Mitgliedern unseres Theaters vom 17. bis 30. Juni 1881 ein Gastspiel in Graz, während in Wien auf den Rat unseres Dramaturgen ein Kotzebue-Zyklus in Szene ging, der, wie ich voraussagte, den Schauspielern unnütze Arbeit, dem Theater geringen Gewinn bringen sollte.

Wie wir unsere Osterferien regelmäßig in dem mir immer lieber gewordenen stillen Waldnest Gutenstein zubrachten, ver-

lebten wir den größten Teil unseres Sommerurlaubes in Bad Weitlahnbrunn.

In dieser Zeit starb unser langjährige, verdienstvolle Präsident des Direktionsrates Friedrich Freiherr v. Schey, dem gewiß alle einstigen Angehörigen des Stadttheaters ein ehrendes Andenken bewahrt haben. Seine große Opferwilligkeit, seine unermüdliche Fürsorge für das Theater und dessen Pensionsfonds sollen diesem großmütigen Kunstfreunde und Gönner nie vergessen werden!

Mit dem jungen Besitzer unserer Sommerfrische Michel Jessacher unternahm ich eine mehrtägige Wagentour in das italienische Hochgebirge, bei welcher wir, irregeleitet durch eine Wegbezeichnung des Baedekerschen Reisebuches, in schlimme Lebensgefahr gerieten. Unsere Fahrt begann in Cortina um vier Uhr morgens. Bei vollem Mondlicht trabte unser „Schimmele“, ein tüchtiges Rassepferd, auf der herrlichen Ampezzanerstraße der italienischen Grenze zu. Die gewaltigen Bergriesen Antelao und Pelmo erglühten im Feuer der Sonne, als wir nach kurzer Rast im entzückend gelegenen Geburtsstädtchen Tizians, in Pieve di Cadore, scharf bergab gegen Perarollo fuhren, wo eben Italiens Königin den mit Triumphbogen und Fahnen geschmückten Ort verließ. Gegen zwei Uhr nachmittags kamen wir in Belluno an. Ich und mein Wirt, der brave Schimmel und mein treuer „Waldmeister“ hatten von der glühenden Mittagshitze tüchtig zu leiden gehabt und eine dreistündige Rast tat Menschen und Tieren wohl. Dann wurde unser Gaul nochmals eingespannt und im mäßigsten Hundetrab erreichten wir vor zehn Uhr nachts das stattliche Feltre. Wir hatten an diesem Tage 105 Kilometer zurückgelegt. Trotz des Lärmens ihre Waren ausrufender Feigenhändler, singender Soldaten und brüllender Maultiere schliefen wir bald vor Ermüdung ein und ahnten nicht im entferntesten, was uns der kommende Tag bescheren sollte. Um fünf Uhr früh brachen wir wieder auf, kamen durch das elende Dorf Fonzaso und wollten über Sorriva und Zorzoi in das Cismonetal hinab, über welche Orte, wie es im Reisehandbuch ausdrücklich zu lesen war, ein „Karrenweg“, an dem verfallenen Kastell Schener vorbei, führte. Einen Karrenweg, so dachten wir, können

wir mit unserem leichten Wägelchen befahren. Aber der „Karrenweg“ entpuppte sich bald als ein Saumweg für Maultiere und wir standen vor der bitteren Eventualität, entweder das ganze Val Sugana zu durchfahren und über Trient und Bozen heimzutrotteln oder es zu versuchen, mit Pferd und Wagen über den Saumweg zu kommen. Ein unkundiger oder boshafter Bauer in Sorriva ermutigte uns noch in unserem Glauben und so begannen wir gegen zehn Uhr vormittags eine halsbrecherische Fahrt, die uns dem Tode nahe brachte. Die heute durch das wilde Cismonetal nach Primiero führende herrliche Paßstraße war damals erst im Bau und das Getöse der Sprengungen, das Geschrei der Karrenführer drang zu unseren Ohren, als wir auf holprigem Bergweg oberwähnten, einsam gelegenen Alpendörfern zusteuerten. Staunend sahen uns die Einwohner nach, als wir getrosten Mutes durch die Ortschaften fuhren. Wir waren so unvorsichtig niemanden zu fragen und leider fand sich auch niemand bemüßigt, uns über die drohende Gefahr aufzuklären. Am Ende des letzten Ortes ging es bergab, das Sträßlein ward mit einemmale schmaler, das wilde Brausen des Cismone scholl zu uns herauf. Plötzlich steht unser Gefährt eingeklemmt zwischen einer Hausmauer und der Steinwand eines Weinberges; ein vorahnend banges Gefühl bemächtigt sich unser. Wir hoben den Wagen, der nur mit den rückwärtigen Rädern nicht durchkommen konnte, über die zum Glück nicht hohe Steinmauer und setzten unseren beschwerlich gewordenen Marsch fort.

Aus dieser Enge herausfahrend, stehen wir mit einemmale im lockeren Schutt einer mehrere hundert Meter abwärtsfallenden Kehre, an deren steiler Lehne der nun als Saumpfad sich fortsetzende Weg hinführte. Mein Begleiter hält das Pferd fest am Zügel, ich rückwärts den Wagen — so versuchten wir behutsam die Kehre anzufahren. Da — ein Bröckeln und Rieseln — eine unheimliche Bewegung des Sandbodens unter unseren Füßen — das Erdreich beginnt nachzugeben und der Wagen neigt sich dem Abgrund zu. In der Todesangst war ich in die Speichen des Rades gefallen und drückte es mit Leibeskräften in den Boden, während Jessacher das zitternde Tier mit fester Hand an die Kehrenwand riß, wo es, die Gefahr erkennend,

zum Glück ruhig stehen blieb. Eine einzige Bewegung und unser Absturz in die Tiefe war unausbleiblich. Als unsere fortwährenden Hilferufe im Dorfe gehört wurden, kamen Männer und Weiber herbeigeeilt, die uns vorerst aus der qualvollen Situation befreiten. Was aber nun? Umkehren konnten wir nicht, ausspannen durften wir nicht, da sonst der Wagen rettungslos verloren gewesen wäre. So begann nun mit Unterstützung der Dorfleute bedächtig, Schritt für Schritt, Jessacher das Tier am Zügel, wir anderen den bereits überhängenden Wagen schiebend, die grauenhafte Wanderung über den kaum 50 Meter langen Schuttkegel, zu der wir beinahe eine halbe Stunde brauchten. Endlich waren wir drüben! Der geröllführende Weg stieg abermals durch eine Schlucht zum Cismone hinab. Ein schmaler schwankender Steg führte ans jenseitige Ufer, wo in beiläufig einstöckiger Höhe an dem Unterbau der neuen Straße gearbeitet wurde. Dort hinauf mußten wir also. Mit Hilfe der Bauern, die ich für die ganze Expedition in Sold genommen, wurde nun der Übergang auf das linke Ufer des Bergstromes bewerkstelligt. Der Schimmel wurde ausgespannt und von mir über den altersschwachen Brückensteg getrieben, die Räder vom Wagen abgeschraubt und hinübergerollt, schließlich der Wagenkasten so auf den Steg gehoben, daß die Achsen auf dem Geländer auflagen und das Gefährte unter bedenklichem Ächzen und Schwanken der Brücke, auf deren Einsturz wir uns gefaßt machten, nun langsam vorwärts geschoben. Mit Winden und Seilen italienischer Arbeiter zog man das wieder zusammengestellte Fuhrwerk auf die Straße, wo wir alle, Menschen und Tiere, in einer Arbeiterkantine von den Mühen dieser halsbrecherischen Fahrt ausruhten und uns gütlich taten. Als dann am späten Nachmittage auf der unfertigen Straße unser Wägelchen der österreichischen Grenzwacht vor Primiero sichtbar wurde, erschrak der ahnungslos auf dem Schlagbaum sitzende Finanzwachoberaufseher derart, daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel. „Ja um Gottes willen, wo kommen Sie denn mit dem W a g e n her?“ war seine verblüffte Frage. Seit Menschengedenken war unser Wagen auf dieser Strecke das erste Gefährt! Im wildromantisch gelegenen österreichischen Grenzorte Primiero kamen wir mit dem Wirte in

einen für die Stimmung der Leute bezeichnenden Wortwechsel. Auf unser Ersuchen, uns einen „Viertel Tiroler“ zu bringen, gab er barsch zur Antwort: „Hier ise kaine Tiroller, hier ise nur italienische Wein!“ Als wir unserer Verwunderung Ausdruck gaben, in Tirol keinen Tiroler zu bekommen, bekamen wir mit verschärfter Stimme zu hören: „Hier ise nit Tirol, hier is Trentino!“ Zur späten Nachtstunde erreichten wir endlich das Hospiz San Martino di Castrozza, ein ehemaliges Kloster, heute ein fashionables Alpenhotel, ob seiner großartigen Lage am Fuße des Cimon della Palla, des österreichischen Matterhorns, von Freunden des Hochgebirgs lebhaft besucht. Über den Rollepaß kamen wir am nächsten Tage nach dem berühmten Standquartier von Naturforschern und Geologen, nach Predazzo, das auch Goethe und Humboldt mit ihrem Besuche beehrten. Auf bequemeren Bahnen rollten wir schließlich nach Bozen hinab.

Bei meiner Rückkehr nach Wien erfuhr ich durch Laube, daß mir das Burgtheater winke, indem Generalintendant Baron Hofmann mit ihm ausführlich über mein eventuelles Engagement gesprochen habe. Wenige Tage später wurde ich zu Sr. Excellenz berufen und gefragt, ob ich sofort in das Burgtheater eintreten könnte, was ich mit Hinweis auf meinen noch drei Jahre laufenden Vertrag mit der Direktion des Stadttheaters verneinen mußte. Die russischen Schlachtenbilder des genialen Malers Wereschtschagin, die Gastspiele des Sängerpaares Albert Niemann und Fräulein Marianne Brandt, sowie der französischen Kollegin Sarah Bernhardt, der Verkehr mit den Malern Alfred Zoff, George-Mayer, Huber und mit dem Kunstkritiker Emmerich Ranzoni gaben mir mannigfache, wertvolle künstlerische Anregung.

Nach geringwertigen Novitäten kam endlich wieder ein Treffer, das Pailleronsche Lustspiel: „Die Welt, in der man sich langweilt.“ Das vornehme Konversationsstück, das später im Burgtheater seinen richtigeren Platz fand, hatte außergewöhnlichen Erfolg und ließ auf eine Reihe voller Häuser schließen — als am 8. Dezember 1881 die furchtbare Katastrophe des Ringtheaterbrandes eintrat. Die Nachwirkungen dieses entsetzlichen Unglücksfalles, bei welchem Hunderte von Menschen ihr Leben einbüßten, waren bald in allen Theatern,

insbesondere aber in denen Wiens derartig fühlbar, daß die Direktoren Karl v. Bukovics, Tewele und Steiner sich ernstlich mit dem Gedanken trugen, die Saison abzuschließen, was jedoch die Behörde nicht gestattete. Am Begräbnistage der Ringtheateropfer blieben sämtliche Wiener Bühnen geschlossen; die Wiederholungen der Pailleronschen Komödie, die in der Theatergeschichte Wiens dadurch eine ominöse Bedeutung bekam, daß sie am Tage des Ringtheaterbrandes im Stadttheater, am Tage des Stadttheaterbrandes im Burgtheater aufgeführt wurde, fanden vor leeren Bänken statt. Öffentliche Sammlungen für die Hinterbliebenen der Verunglückten erzielten ein Millionenresultat. Auch im Stadttheater wurden zwei Wohltätigkeitsvorstellungen veranstaltet: „Ein Weib aus dem Volke" mit Friederike Bognar als Gast und „Der Verschwender" unter Mitwirkung der Damen Gallmeyer und Herzog, sowie Lobes, der von Frankfurt zu dieser Vorstellung nach Wien kam.

Eine Folge des Ringtheaterbrandes war der Erlaß einer strengeren Theaterordnung und strengerer Feuerwehrvorschriften für ganz Österreich-Ungarn, die in manchen Provinzstädten derartig übertrieben gehandhabt wurden, daß die künstlerische Arbeit auf dem Theater oft empfindlich geschädigt wurde und es fast den Anschein hatte, als wäre manche Bühne nur zum Schauplatz von Feuerwehrübungen vorhanden.

Mitterwurzer war mit Beginn des Jahres 1882 wieder in das Stadttheater zurückgekehrt und von da ab teilten wir beide uns in die Aufgaben der Regie. Bezeichnend für die allgemein herrschende Aufregung und Furcht war es, daß man es für zweckdienlich hielt, die im dritten Akte der „Journalisten" vorkommende Branderzählung des Bolz — zu streichen.

Wenn auch im Bühnenleben für gewöhnlich der Satz gilt: Beim Theater gibt es keine Freundschaft und keine Feindschaft! — so bewahrheitete sich bei dem abermaligen Eintreten Mitterwurzers in unseren Verband doch der Ausspruch Rankes: „Das ist in menschlichen Dingen immer ein Irrtum, wenn man meint, nach geschehenem Unrecht ein altes gutes Verhältnis wieder herstellen zu können." Das alte gute Verhältnis zwischen Mitterwurzer und der Direktion kam nicht mehr zustande und binnen Jahresfrist war es bei uns ein offenes

Geheimnis, daß Franz v. Schönthan als Oberregisseur ins Wiener Stadttheater einziehen sollte.

Zwei Novitäten, ein harmloses Lustspiel von Lubliner: „Der Jourfix“ und das Ohnetsche Drama „Sergius Panin“ brachten mir glänzende schauspielerische Aufgaben und insbesondere das erstgenannte Stück, in welchem ich mit der Rolle des ungarischen Edelmannes Imre v. Botosányi besonderes Glück hatte, erlebte in kurzer Zeit sechzig Aufführungen. Bukovics arrangierte mit diesem Zugstück sogar ein Gastspiel in Budapest und Preßburg und ich errang in den ungarischen Städten insoferne einen größeren, für mich schmeichelhaften Erfolg, als die mir in Zeitungen und Briefen angedrohten Theaterskandale ausblieben und mein harmloser aber waschechter „Botosányi“ Freund und Feind gefangen nahm. Die Erzherzoge Karl Ludwig, Ludwig Viktor, Graf Andrássy, Tisza, Apponyi, meine Kollegen am Nationaltheater beglückwünschten mich zu der gelungenen ungarischen Type. Während unserer Gastspielfahrt in Ungarn feierte Mitterwurzer als „Coupeau“ in Zolas dramatisiertem Roman „Der Totschläger“ (l'assommoir) einen großen schauspielerischen Triumph. Kritik und Publikum nahmen das starke Boulevardstück nicht besonders günstig auf und mit Recht bedauerte man damals, die dramatische Kunst zur Darstellung derartig häßlicher Lebenserscheinungen, die mehr Interesse für die Besucher einer Klinik haben dürften, mißbraucht zu sehen. In der gegenwärtigen Zeit, wo Wiener Theaterdirektoren und Dramaturgen eine konsequente, unbegreifliche Schwärmerei für hohle und grasse dramatische Schundware an den Tag legen und ohne Skrupel ihr Theater zum spektakulösen Tummelplatz der Entrüstung des Publikums erniedrigen, würde das an sich harmlose französische Schnapsvolksstück weniger Aufsehen und geringeren Ärger hervorrufen.

Die Aufführung des Ohnetschen Schauspieles bekam dadurch erhöhte Bedeutung, daß die genialste und größte Lokalkomikerin Wiens, Josefine Gallmeyer, vielleicht durch die Schauspielerfolge ihrer Kollegin Geistinger ermuntert, in diesem Stücke mit der ernsten Mutterrolle der Bäckersfrau Devarennes ihren Übertritt in das Schauspiel vollziehen wollte. Dieser Versuch mißlang vollständig — und Frau Gallmeyer selbst kam

bereits auf den Proben zu der richtigen Einsicht, daß es zweierlei sei, als Parodistin tragische Szenen zu kopieren und tragische Szenen mit ehrlichem Ernste spielen. So einfach und natürlich ihre Sprache im Lokalstück gewesen, so hohl und pathetisch erschien sie im ungewohnten Rahmen des Dramas. Als Regisseur der Vorstellung gab ich mir alle erdenkliche Mühe, meiner verehrten Kollegin mit Rat und Tat beizustehen — umsonst! Das Nichtbeherrschen der hochdeutschen Sprache wirkte lähmend und vernichtend auf ihre ganze Leistung. Schließlich gingen wir beide zu Laube, dem sie die Rolle vorspielte und der ihr in seiner kurzangebundenen Art den richtigen, aber undurchführbaren kühnen Rat gab, sie möge, da sich ihr Talent und ihre Sprache ohne eigentliche Schulung entwickelt habe, die Rolle der Bäckersfrau — wienerisch sprechen; nur so wäre noch ein Erfolg möglich. Vor der Generalprobe war Frau Gallmeyer geneigt, von dem zweifelhaften Versuche abzustehen, aber sogenannte gute Freunde, die im verständnislosen Glauben an die Genialität der Künstlerin ein Mißlingen ihrer Aufgabe sich gar nicht denken konnten, überredeten sie, das Wagnis dennoch zu unternehmen, das, wie vorauszusehen war, mit einer Schlappe endete. Durch zehn Abende kämpfte Frau Gallmeyer, die in der tragischen Szene mit Mitterwurzer (Sergius) und mir (Cayrol) jedesmal — genau bei derselben Stelle — die unfreiwillige Heiterkeit des Publikums erregte, mit bewunderungswerter Todesverachtung auf dem von vorneherein verlorenen Posten. Nach einigen Tagen beschrieb die Künstlerin im Feuilleton des „Tagblattes" ihr tragisches Experiment und erfreute mich vor ihrem Scheiden mit folgenden liebenswürdigen Zeilen: „Mein verehrtester Kollege! Nehmen Sie meinen innigsten, herzlichsten Dank entgegen, lieber Dr. Tyrolt! Sie gaben sich ja so viel Mühe mit mir alten Komödiantin und ich habe Ihnen so wenig Ehre gemacht! Vielleicht wird's ein anderesmal besser gehen. Für nächste Saison gehe ich nach Amerika — erst Geld, später Ehre! — Nach dem Benehmen der Direktion des Stadttheaters scheint es, daß man nicht wieder auf mich reflektiert und ich bin zu stolz, um mich anzubieten. Es wird schon noch die Zeit kommen, wo ich zu brauchen bin. Nicht wahr, Sie haben die Güte, mir die bewußten

Bücher zu notieren, welche ich zum Studium der deutschen Sprache benötige? Indem ich Ihnen also nochmals für alles mir erwiesene Gute bestens danke, grüße ich Sie und Ihre Gattin auf das herzlichste und bitte Sie, auch ferner Ihr Wohlwollen zu erhalten Ihrer Sie hochverehrenden Josefine Gallmeyer." Die gewünschten Hilfsbücher habe ich geschickt, aber in Amerika vergaß meine heitere Kollegin, zu ihrem Glücke, sehr bald ihre tragische Verirrung und ein Brief aus Chicago enthält bereits die Anzeige vernünftiger Umkehr zu ihrem sieghaft beherrschten Kunstgebiete der Komik. Sie schrieb mir: „Erschrecken Sie nicht — ich bitte nicht um Ihre Protektion, wieder als dramatischkomische Mutter im Wiener Stadttheater meinen künstlerischen Geist aushauchen zu dürfen! — Gott behüte Sie, die Direktion, das Publikum und mich davor! Nein. Diese Zeilen sollen Ihnen nur ein kleiner Beweis dafür sein, daß ich nie vergessen werde, wie lieb Sie gegen mich waren! .... Wissen Sie was Neues? Ich nehme Unterricht bei einem der höchsten norddeutschesten Regisseure, infolge dessen ich in den Anzengruber Dialektrollen Furore mache ... Sagen Sie Ihrem Herrn -- so schön! jetzt fallt mir sein Name nicht ein — Ihrem Herrn Inspizienten, daß es auch hier schöne jüdische Polen gibt!" Die Gallmeyer hatte ihr Genre und ihren Humor wiedergefunden!

Ende April trat ich einen dreiwöchentlichen Urlaub an, den ich abermals zu einer Theaterstädtereise in Deutschland benützte. Mit Leipzig beginnend, wo ich Verwandte meiner Frau besuchte, hatte ich daselbst u. a. mehrmalige Unterredungen mit Dr. Förster, der sich lebhaft für eine etwaige Pachtung des Wiener Stadttheaters zu interessieren schien, aber bei seiner Gattin, die von dem „Palais royal"-Repertoire unserer Bühne für ihren Gatten nichts erhoffte, starkem Widerspruch begegnete. In Weimar traf ich meinen aus der Grazer Zeit mir liebwerten Kollegen Guido Lehmann. Hier genoß ich ein Bild kleinen Hoftheaterlebens. Lehmann und Savits, der jetzige Oberregisseur des Münchner Hoftheaters, wohnten im Hause des 60-jährigen Komikers Hettstedt, der noch immer den „verwunschenen Prinzen" spielte, da die anhänglichen Weimaraner diese Naturburschenrolle von niemand anderem sehen

wollten. Die beiden Kollegen, sowie der liebenswürdige Kammersänger v. Milde, ein seit 30 Jahren in Weimar lebender Wiener, begleiteten mich auf meinen Spaziergängen im historischen Schloßpark und machten mich auf all die reizenden Häuschen und Plätze aufmerksam, die durch Goethe, Karl August, Frau v. Stein u. s. w. Bedeutung gewonnen haben.

Die Sehenswürdigkeiten der interessanten Weimarer Hofbibliothek lernte ich diesmal eingehender kennen, da Hofrat Demelius in Wien mir eine Empfehlung an seinen Freund Köhler mitgab, der an Stelle des irrsinnig gewordenen Direktors und Goetheschriftstellers Schöll vor kurzem zum Bibliotheksvorstand ernannt worden war. Mit dem Dichter Julius Grosse fuhren wir nach Tiefurt und abends sah ich im Hoftheater eine Aufführung von „Meeres und der Liebe Wellen", die mir durch einen komischen Zwischenfall in Erinnerung geblieben ist. Das Publikum hörte andächtig die Dichtung Grillparzers an, Liszt saß in einer Loge und las aus dem Buche mit. Plötzlich, während des dritten Aktes, entsteht im rückwärtigen Parterre, wo sich die Plätze der unbeschäftigten Hofschauspieler befinden, eine Unruhe. Ein nichts weniger als schmeichelhaftes kritisches Kraftwort wird hörbar und gleich darauf eine Türe zugeschlagen! Als ich mich beim Logenschließer nach der Ursache dieser Störung erkundigte, bekam ich die gemütliche Antwort: „Ach das war Lehfeld; dem hat's wieder einmal nicht gefallen und da hat er das Weite gesucht!" Im Gasthofe kam ich nach der Vorstellung mit diesem in der Theaterwelt durch seine Absonderlichkeiten und Kraftaussprüche vielbekannten pensionierten Heldenspieler zusammen; der alte Herr unterhielt uns mit seinen köstlichen Schnurren bis spät in die Nacht. Sein interessanter Kopf erinnerte mich an Mitterwurzer, von dem ich ihm nicht genug erzählen konnte und für den er lebhaftes Interesse zeigte. In Kassel teilte ich meine kurze Zeit zwischen Hoftheater und dem nahen Wilhelmshöhe. Wie an den meisten deutschen Hoftheatern ehemalige Offiziere die Intendantenposten einnehmen, so auch hier und da der damalige Intendant ursprünglich in der Artilleriewaffe gedient hatte, meinten boshafte Kasseler: „ihr Theater sei jetzt unter der Kanone!" Auf dem Wege über Göttingen nach Hannover machte ich die Bekanntschaft eines

Grafen Sch., eines warmen Anhängers des hannoverschen Königshauses, der mir ein Bild der zerrütteten damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Heimat entwarf: wie durch die leidige Politik befreundete Familien zu Feinden wurden, Brüder sich nicht mehr kannten, Väter sich von ihren Söhnen lossagten. Der eingefleischte Welfe war nie in Berlin und wollte es auch gar nie kennen lernen. Ähnliche Anhänger einer entschwundenen Zeit traf ich übrigens auch später noch in München und Stuttgart. In Hannover suchte ich vor allem die Eltern meines armen Freundes Glitz auf und wir verlebten mehrere Stunden in der Erinnerung des früh Verlorenen. Durch eine herrliche Lindenallee fuhr ich nach dem Lieblingsschloß der Könige von Hannover, Herrenhausen, wo ich von Dienern herumgeführt wurde, die sich, als sie hörten, ich komme aus Wien, lebhaft und voll Teilnahme nach ihrer alten Königsfamilie erkundigten. Im Hoftheater traf ich einen jungen Landsmann, den Bassisten von Reichenberg, den ich bald darauf in der Wiener Hofoper begrüßen konnte, meine ehemaligen Wiener Kollegen Fräulein Wewerka, den Charakterspieler Holthaus und Sänger Nollet. Den Schluß meiner Reise machten wieder Hamburg und Berlin. Auf der Station Ülzen hatte ich die traurige Gelegenheit, den Jammer und das Elend eines großen Auswandererzuges kennen zu lernen. Da man die armen Leute nicht in die Wartesäle hineinließ, kauerten sie auf ihren armseligen Bündeln im Freien, ihre Weiterbeförderung geduldig abwartend. Auf dem Hamburger Bahnhofe erwartete mich bereits ein liebenswürdiger Cicerone, mein ehemaliger Stadttheaterkollege Alfons Waldemar. Direktor Cheri Maurice nahm mich freundlich auf und lud mich ein, seine Proben zu besuchen, die mich lebhaft interessierten. In seinem Bureau, das für den fanatischen Theatermann Salon, Rauch-, Speise- und Arbeitszimmer zu sein schien, erzählte er mir viel über Hamburger Theaterverhältnisse, sprach über den guten Einfluß französischer Stücke auf deutsche Konversationsschauspieler, über das neue Berliner „Deutsche Theater" und erkundigte sich eingehend nach mehreren Wiener Darstellern.

Laube und Maurice waren jedenfalls die glücklichsten und verständigsten Talentförderer des deutschen Theaters. Das

Thaliatheater Maurices war eine Lustspielbühne allerersten Ranges, in seinen Künstlern war Zug und Leben, das von Maurice, der das Tempo der Szenen oft mit der Uhr in der Hand bestimmte, stets wacherhalten wurde. Vorzügliche Einzelkräfte wie die prächtigen komischen Darsteller Hungar, Baum, Mittel und Formes bildeten mit Klara Horn ein mustergültiges Ensemble. Im Hamburger Hafen besichtigte ich die aus Amerika angelangte stattliche „Cymbria“, die später ein so schreckliches Ende nehmen sollte. Mit ihr war meine Wiener Kollegin Frau Schratt von ihrem überseeischen Gastspiel heimgekehrt und im Austernkeller feierten wir bei Charles Neale unser zufälliges, frohes Wiedersehen. Ein kleiner Dialog am Nebentische erregte meine Aufmerksamkeit. Da saßen ein preußischer Junker und ein gemütlicher Hamburger Kaufherr, der anläßlich des Bußtages vom „ehemaligen Königreich Hannover“ sprach. Von seinem adeligen Tischgenossen scharf mit der Bemerkung: „Sie wollen wohl sagen „Provinz Hannover,“ korrigiert, erwiderte der Hamburger: „Nee! — Ich sage „ehemaliges Königreich Hannover“! Und warum? Weil mir det lieber is!“

Mit deutschen Reichtagsabgeordneten, die mich mit der eben brennenden Tabakmonopolfrage unterhielten, verließ ich die lebensheitere Elbestadt und blieb bis zum Schlusse meines Urlaubes in dem mir lieb gewordenen Berlin.

Die Münchener Gärtnertorgesellschaft spielte im Wallnertheater und ich ergötzte mich an der herzigen Spielweise Fräulein Schönchens. In Gesellschaft des Wieners Dr. Philippovich, der hier staatswissenschaftlichen Studien oblag, besuchte ich mehreremale das Hofschauspiel, wo uns die vortrefflichen Leistungen Herrn Vollmers und der Frau Frieb-Blumauer, der einstigen Lehrerin meiner Frau, entzückten. In seiner Inkognitologe saß der alte Kaiser Wilhelm und nickte lächelnd seiner Lieblingsschauspielerin zu. Die alte „Frieb“ war eine Schauspielerin voll Urwüchsigkeit und drastischer Komik. Während ihre berühmte Wiener Fachkollegin Frau Haizinger mehr durch feinen Humor glänzte, wirkte die Berlinerin durch ihre scharfe, lapidare Charakteristik. Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater gastierten die Meininger. Seit drei Wochen führten sie ununterbrochen die Wallensteintrilogie vor ausver-

kauften Häusern auf. Ich war diesmal von ihrer künstlerischen Darbietung minder entzückt. Das herrliche Lagerbild, wie es vor unseren Augen entrollt wurde, war ja gewiß sehenswert, aber in erster Linie will man doch das Schillersche Gedicht hören, was mir, abgesehen von der unverständlichen Sprechweise der Darsteller des „Wachtmeisters“ und des „Kapuziners“, durch den heillosen Spektakel unmöglich gemacht wurde, den vorüberziehende Fouragewagen, überflüssige Trompetersignale, Pferdegetrampel, Kindergeschrei und dergleichen naturalistische Ausstattungsmätzchen verursachten.

An einem Sonntagmorgen unternahm ich in Gesellschaft mehrerer Berliner Freunde einen Ausflug nach Potsdam, das, gleich Berlin, im Fahnenschmuck prangte. Dem Sohne des damaligen deutschen Kronprinzen, dem jetzigen Kaiser Wilhelm II., war der erste Sohn geboren worden. Ein Kaiser und drei Kronprinzen als Nachfolger -- Hohenzollernglück! Mit unserem Zuge fuhr auch der alte Kaiser nach Potsdam, um seinen ersten Urenkel zu begrüßen. Als ich am letzten Abende meines Berliner Aufenthaltes ziemlich spät über die Kurfürstenbrücke schritt, deuteten zahlreiche Passanten nach einem Lichtschein, der aus einem Gemache des damals nicht bewohnten alten Schlosses drang. Ein Wachposten wurde aufmerksam gemacht und aus dem Reden und Munkeln der Leute ersah ich, daß die Geisterspukgeschichte vom alten Berliner Königsschlosse noch immer im Fleisch und Blute des Volkes lebt.

## VIII.

Die Schlußmonate des Jahres 1882 brachten für mich hervorragende schöne Aufgaben in den Novitäten „Schwabenstreich“, „Unsere Frauen“, „Kompagnon“, „Mein Leopold“, insbesondere aber in dem Erckmann-Chatrianschen poetischen Schauspiel: „Die Rantzau,“ in dem ich als Schulmeister Florentius das Glück hatte, den Vergleich mit dem gleichzeitig in derselben Rolle in Wien gastierenden französischen Schauspieler Coquelin mit Ehren zu bestehen. In einer ausführlichen

Feuilletonkritik über unsere beiderseitige Darstellung des elsäßischen Schulmeisters schrieb der bekannte Wiener Kunstkritiker R. Valdek: „. . . . Der Dorfschullehrer Florence ist ein weiches, friedfertiges, liebevolles und hilfreiches Gemüt, das einem engen Dasein eine Menge kleiner Freuden abzugewinnen weiß und mit demütiger Genügsamkeit durch zwanzig Jahre zu dem Besitz des Dictionnaire von Jussieu wie zu einem unerreichbaren hohen Sterne aufschaut, sehnsüchtig, hoffnungslos und doch mit stiller Heiterkeit. So nahe Herr Coquelin auch dem innersten Kern gekommen ist: ganz erfaßt und dargestellt hat er ihn doch nicht. Es fehlte ihm der heimliche Sonnenglanz, der aus diesem Gemüte hervorstrahlt. Herrn Coquelin interessierten und reizten nebensächliche Züge stärker, z. B. der so harmlose häusliche Krieg des Schullehrers mit seiner Frau, wo er die Ungeduld des Florence zu stark markierte; überall hob er die komische Wendung mit Absichtlichkeit hervor, statt sie sich naiv aus der Situation entwickeln zu lassen. Es ist der Augenblick, wo Florence den lang ersehnten Dictionnaire als Geburtstagsgeschenk erhält. Der Traum langer Jahre wird ihm plötzlich erfüllt; was er nur zu wünschen, nicht zu hoffen wagte, er hat, er besitzt es wirklich und wahrhaftig. Welchen Eindruck muß dieses Ereignis auf den einfachen Mann machen! Wie schwer muß er den Weg aus dem Land der Träume in das der Wirklichkeit finden! Wie aufgeregt und gelähmt zugleich muß er sich fühlen! Von alledem gab Herr Coquelin nur eine schwache Probe; sein Florence faßte sich schnell und ging resolut auf das Buch zu; ihm war es nur ein Buch, kein wunderbarer Bote aus dem Feenreiche. In dieser Szene wie in dem Erfassen des Grundtones der Rolle war Herr Tyrolt ohne Zweifel weitaus der Bessere. Sein Florence hatte den nicht zu trübenden Seelenfrieden bei allem natürlichen Eingehen auf das Getriebe des Tages; vor dem Buche stand er eine Weile sprachlos da, wie versteinert von seligem Entzücken, dann näherte er sich ihm langsam, zögernd, wagte kaum, es zu berühren, streichelte es zärtlich, entzog es sogar seiner Tochter, als wäre ihre Handhabung desselben eine Profanation.

So muß diese Szene gespielt werden, wenn der Schatz von Gemüt, der in ihr liegt, gehoben werden soll. Charakteristisch

war auch schon der Unterschied, wie Herr Coquelin und Herr Tyrolt zum erstenmale das Ideal ihrer Sehnsucht erwähnen. Herr Coquelin nennt den Titel mit monotoner, akademischer Feierlichkeit; Herr Tyrolt mit Ehrfurcht, mit Weihe. Folgerichtig waren beide; aber Herrn Tyrolts Prämisse war die richtigere, die allein richtige. Das eigentliche Seelische — das hat uns sein Florence gezeigt — ist nicht Herrn Coquelins Stärke."

Wir Wiener Schauspieler benützten jeden dienstfreien Abend, um unseren berühmten französischen Kollegen zu sehen; seine keck-grandiose Darstellung des „Mascarille" in Molières „Precieuses ridicules" bleibt mir unvergeßlich. Coquelin besuchte auch eine Vorstellung der „Rantzau" im Stadttheater, bei einer späteren Gelegenheit „Die Kreuzelschreiber". Er kam auf die Bühne und wir sprachen über „Die Rantzau" und „le gendre de Monsieur Poirier", sowie über unsere verschiedenen Auffassungen der Hauptrollen. Coquelin meinte, er spiele in „Rantzau" eben einen französischen, ich einen deutschen Schulmeister.

Ende Oktober erhielt ich eine Einladung in das Bureau des Burgtheaterdirektors Adolf Wilbrandt. Engagementsverhandlungen begannen, die zu dem Resultate führten, daß ich vom September 1884 ab unkündbar auf vier Jahre dem Burgtheater verpflichtet wurde. Am 23. November 1882, gerade an meinem 32. Geburtstage, unterzeichnete ich zur Freude meiner Eltern den diesbezüglichen Vertrag. Alle Wiener Journale besprachen in liebenswürdigster Weise meinen Übertritt zur Hofbühne. Mein Direktor war der erste Gratulant. Auch Mitterwurzer wünschte mir herzlich Glück und äußerte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe eine eigentümliche Scheu, ins Burgtheater zurückzukehren! Und doch muß es geschehen — es muß!" rief er plötzlich mit zorniger Heftigkeit, die ich wohl verstand.

In Laubes Salon war es nach und nach sehr still geworden. Autoren und Schauspieler fanden selten mehr den Weg zu dem fortwährend kränkelnden Alten und seine liebevolle Pflegetochter Fräulein Haas, die jetzt seinem Hause vorstand, hatte Mühe, den nervös gewordenen Greis, dem mit dem Theater der Lebenszweck verloren gegangen war, bei guter Laune zu erhalten. Zu wiederholtenmalen traf ich jetzt bei ihm

die liebenswürdige ehemalige Hofschauspielerin Boßler, heute Frau Baronin Bruck, und den Dichter v. Weilen, der, als Direktor der Schauspielschule am Wiener Konservatorium, mir eine Professur an diesem Institute in Aussicht stellte.

Mit Freund Bukovics fuhr ich Ende des Jahres zur feierlichen Eröffnung des neuen Brünner Schauspielhauses, das allseitige Anerkennung fand. Ich befürchte nur, daß bei diesen allzugroßen und reich ausgestatteten Theaterbauten, wie solche jetzt in den meisten unserer größeren Provinzstädte entstehen, durch einen bedeutend erhöhten Tagesetat das materielle Gedeihen dieser Bühnen leicht in Frage gestellt werden kann.

Eine interessante theatralische Neuerung lernte ich in der „Asphaleiabühne“ kennen, die in Wien von ihrem Schöpfer demonstriert wurde. Der Maschinist ließ vor uns den ganzen Apparat arbeiten. Überraschend exakt ging das Heben und Senken des Podiums vor sich; Dekorationen und stabile Kulissenwände wurden durch Versetzstücke und wandelnde Horizonte ersetzt. Ob man sich je bequemen wird, unsere althergebrachte bewährte Theatereinrichtung umzugestalten? Vorläufig ist die Asphaleiabühne eine Sache der Zukunft geblieben.

Einer freundlichen Einladung des mich von meiner Knabenzeit her kennenden Preßburger Domstadtpfarrers, Bischofs Heiller folgend, spielte ich zu Gunsten armer Schulkinder meinen Schulmeister Florentius. Nach der Vorstellung gab es im Refektorium des Preßburger Stadtpfarrhofes ein gemütliches Souper, bei dem mir die Überraschung zuteil wurde, in einigen der Kapläne Bischof Heillers alte Schulkameraden zu finden, zu denen sich noch liebe Freunde wie Professor Helmar und Bürgermeister Taller gesellten. An diesem heiteren Abende in Gesellschaft liebenswürdiger ungarischer Priester verriet mir mein hochverehrter Gönner Heiller — er war ein berühmter Kanzelredner —, daß er als Prediger und Sprecher seine erfolgreichsten rhetorischen Studien im — Burgtheater gemacht und insbesondere Anschütz — „ein Komödiant kann einen Pfarrer lehren“ — viel Einfluß auf ihn genommen.

Eine längere Gastspielreise nach Graz, Linz, Salzburg, Innsbruck, Triest, Klagenfurt und Brünn trat ich im Winter 1883 an. Überall machten mir liebe Bekannte den Aufenthalt

so angenehm als möglich. In Graz lernte ich im gastlichen Hause Baron Conrads, Baron und Baronin Münch, den Leibarzt des belgischen Königs Dr. Köppel, sowie Universitätsprofessor Wolf kennen, in Klagenfurt verlebte ich die meisten freien Stunden in der Familie Rothauer, in Innsbruck begrüßten mich Verwandte, in Linz mein lieber alter Weitlahnbrunner Kamerad kaiserlicher Rat Saxinger, in Brünn die alten Freunde aus meiner Provinztheaterzeit.

Mit dem berühmten amerikanischen Tragöden Edwin Booth hatte unsere Direktion ein Gastspiel abgeschlossen, das unseren Mitgliedern dadurch große Plage und Anstrengung verursachte, daß unser zumeist nur mehr aus Lustspielkräften bestehendes Personal deutsch, der Gast englisch sprach, was auf das Zusammenspiel sehr erschwerend wirkte. Außerdem kam Mr. Booth, für den ein genau abgerichteter Ersatzmann in den ersten Proben alles feststellte, nur zu der letzten persönlich. Der amerikanische Künstler war eine ideale, schmächtige Erscheinung, ein hochinteressanter Kopf mit träumerischen, seelenvollen Augen, im Wesen ernst, still, fast schwermütig. Seine Mimik, auf die er nächst dem Worte großes Gewicht legte, war ausdrucksvoll und vielsagend! Booth begann mit dem „Hamlet", den ich nicht sehen konnte, da ich im Militärkasino, welches zum erstenmale durch den Besuch des Kaisers ausgezeichnet wurde, einen Vortrag zu halten hatte. Publikum und Kritik kamen anfangs dem Gaste nicht besonders freundlich entgegen und da auch der Kassenerfolg ausblieb, glaubten wir schon, das Gastspiel werde im Sande verlaufen oder abgebrochen werden. Mit einem Schlage änderte sich die Situation. Als „Lear" bot Booth eine derartig großartige Leistung, daß ausverkaufte Häuser bald an der Tagesordnung waren und das traurig begonnene Gastspiel verlängert werden mußte. Edwin Booth als „Lear" erscheint mir heute als ein unvergeßliches Wunderwerk edelster Schauspielkunst. Seine leisen Andeutungen kindischer Altersschwäche, die mit freudiger Hast vorgenommene Landverteilung als Symptom seiner baldigen Verrücktheit, das erschütternde Mienenspiel in den Szenen mit dem Narren, seine Wahnsinnsszene, das Erkennen Glosters, sein markdurchdringendes Wehklagen an der Leiche Kordelias bildeten die Perlen seiner gottbegna-

deten Leistung und die andächtige Zuhörerschaft weinte über den stillen Heimgang dieses „Lear". Baumeister machte die zutreffende Bemerkung: „Der beweist uns, daß man auch ohne Organ den Lear spielen kann!" Ohne Reklame und türkische Trommeln hatte Booth vor leeren Bänken und kritischen Zweiflern sein Gastspiel begonnen, als siegender Triumphator beschloß er es. Am letzten Abende bereitete ihm das Wiener Publikum stürmische Ovationen. Nach der Vorstellung überreichten wir Schauspieler des Stadttheaters dem großen, uns allen ins Herz gewachsenen Kollegen einen silbernen Kranz. In unsere Hochrufe mengten sich die des im Zuschauerraum verbliebenen Publikums, der eiserne Vorhang mußte nochmals in die Höhe und Booth konnte seinen Dank und seine Freude, in Wien gefallen zu haben, vor seinen Verehrern auf und vor der Bühne ausdrücken. Der Spruch, den er mir in mein Gedenkbuch geschrieben und sein Bild, das er mit freundlichen Worten geschmückt, bleiben mir teure Reliquien des nach wenigen Jahren dahingeschiedenen gigantischen Künstlers.

Als Kuriosum erwähne ich hier einen blinden Feuerlärm, der am 18. Mai 1883 während der Vorstellung des Schwankes: „Rezept gegen Hausfreunde" im Wiener Stadttheater entstand. Durch die fehlerhafte Manipulation mit einer Notlaterne war Rauch entstanden und Brandgeruch wurde verspürt. Das Spiel mußte unterbrochen werden und es verging geraume Zeit, bis das aufgeregte Publikum sich beruhigen ließ. Man hat dieses Vorkommnis später vielfach als warnendes Vorzeichen angesehen, denn genau nach einem Jahre, fast auf den Tag zutreffend, brach der unheilvolle Brand aus, der das Wiener Stadttheater einäscherte.

Zu Beginn meiner dreimonatlichen Sommerferien gastierte ich in den böhmischen Bädern, wo ich viel mit Dr. Förster, Ferdinand Hiller, meinem Hamburger Bekannten Schlüter und meinem Landsmanne Hofkapellmeister Sucher verkehrte, besuchte dann mit meiner Frau für längere Zeit mein liebes Heimatsstädtchen Rottenmann und trat anfangs September mit dem Lustspieldichter Triesch eine vergnügte Reise nach Venedig und Verona an. Von Riva aus nahmen wir den Heimweg durch das herrliche Sarcatal. In Trient trennten wir uns, da

ich den Rest der freien Tage in München, Leipzig, Berlin und Dresden verleben wollte. In München machte ich die angenehme Bekanntschaft meiner ausgezeichneten Fachkollegen Herz und Häusser, die ich in mehreren ihrer Glanzrollen zu bewundern Gelegenheit hatte. Interessante Erscheinungen waren für mich in Leipzig die Messe und die großen originellen Kinderaufzüge anläßlich des Jahrmarktes von Taucha, einem kleinen Dorfe in der Nähe der sächsischen Handelsgroßstadt. Zumeist in lustiger Gesellschaft meiner Kollegen Thomas, Alexander, Oberländer und Albin Swoboda, mit dem ich einen Ausflug in die sächsische Schweiz unternahm, flogen die Berliner und Dresdener Tage nur allzuschnell dahin.

In Wien eingetroffen, hörte ich, daß der Direktionsrat das Wiener Stadttheater Herrn Karl v. Bukovics allein auf weitere sechs Jahre in Pacht gegeben habe. Seinen Schwager und bisherigen Kompagnon Herrn Eduard Theimer schien diese Pachtverleihung einigermaßen überrascht zu haben und schon nach einem Monate zog sich diese verdienstvolle Administrationskraft gänzlich zurück, anderen Persönlichkeiten Platz machend, die in der zweiten Pachtperiode eine führende Rolle spielen sollten.

Bei Laube hörte ich eines Tages den bekannten Oratoriensänger Friedländer aus London. Er war an Laube empfohlen und sang uns mit seiner wuchtigen, herrlichen Baßstimme einen Beethovenschen Kirchensang, „Die Grenadiere,“ Schubertsche und englische Lieder, zum Schluß mit großartiger Wirkung „Du alte Burschenherrlichkeit“ vor. Der junge Künstler, ein Schüler Garcias, bereitete uns dankbaren Zuhörern einen auserlesenen Genuß.

Nachdem es für die kommende Saison 1883/84 wieder einmal an zugkräftigen Novitäten mangelte, schlug ich Bukovics vor, einen Anzengruber-Zyklus zu veranstalten, der auch seine volle Schuldigkeit tat. Am 6. November 1883 eröffnete der „Pfarrer von Kirchfeld“ die Reihe der von mir inszenierten Anzengruberschen Bauernkomödien, in denen es mir vergönnt war, alle führenden Hauptrollen darzustellen. „Der Meineidbauer,“ in welchem Mitterwurzer mit der wenig dankbaren Rolle des „Franz“ eine glänzende Leistung bot und insbesondere

das duftige Bauernlustspiel „Der G'wissenswurm" erzielten die nachhaltigsten materiellen Erfolge. „Kreuzelschreiber" und die weniger bekannte Bauernposse „Der Doppelselbstmord" schlossen den 74 Anzengruber=Abende umfassenden Reigen. Unmittelbar vor Schluß dieser Aufführungen ehrte mich der dankbare Dichter mit folgenden Zeilen: „Verehrter Freund! Es ist mir lieb, Ihnen Dank sagen zu können für die Freude, die Sie mir durch die kräftige, lebenswahre Darstellung der Gestalten meiner Stücke bereitet, für die stille Genugtuung, die dadurch mir, dem Dichter, wurde; Lebensvolles wirkt wieder Leben erweckend, es ist Ihr Verdienst, — wenn es überhaupt als solches anzusehen ist —, wenn ich wieder zur Feder greife, um dramatisch tätig zu sein. Unbestritten ist es aber ein solches, so wie Sie mit der ganzen Hingebung und künstlerischen Kraft zu schaffen, in einer Zeit, wo die Hingabe an künstlerische Zwecke ebenso selten zu werden beginnt, wie die einst allein maßgebende, so herrliche Früchte gezeitigt habende Anschauung: daß die Kunst Selbstzweck sei und sein müsse. Sie bleiben ihr getreu! Es grüßt Sie Ihr achtungsvoll ergebener L. Anzengruber."

Bildhauer Pentl schuf mit einer Statuette, mich als Meineidbauer darstellend, ein in der Ausstellung vielbelobtes Bildwerk. Da Bukovics in den Anzengruber=Abenden nicht beschäftigt war, sollten einige Nestroy=Stücke herausgesucht werden, in denen auch er mitwirken konnte. Im „Zerrissenen" ernteten wir beide in den komischen Hauptrollen lebhaften Beifall. Ich gestehe offen, daß ich mich bei aller Anerkennung des gewaltigen satirischen Witzes und Talentes Nestroys schon seit jungen Jahren nicht zu dessen unbedingten Verehrern zählte. Während Raimund und Anzengruber als veredelnd wirkende Volksdichter in allen deutschen Ländern, für alle Zeiten wahr und wirksam bleiben werden, scheint mir Nestroy, dessen Possen zumeist mit dem seinerzeitigen absolutistischen Regiment innig verwachsen sind, immer mehr und mehr aus den Spielplänen deutscher und selbst österreichischer Theater zu verschwinden.

Wie der zukünftige Oberregisseur des Stadttheaters in dieser Zeit auf die Talentsuche ausging, öffnete auch das Burgtheater seine Pforten einer talentvollen Konservatoristin, Agathe

Barsescu, die als jugendliche Heldin den kühnen Sprung von der Schule ins erste deutsche Schauspielhaus unternahm.

Die allzu optimistische Prophezeiung eines maßgebenden Kritikers, in ihr sei „das Glück des Burgtheaters“ gefunden worden, schädigte aufs empfindlichste die begabte Anfängerin, deren erst in der Entwicklung befindliches Talent natürlich mit den durch obigen Ausspruch übertrieben hochgespannten Erwartungen und künstlerischen Prätensionen des Publikums nicht Schritt halten konnte.

Von den Darbietungen der wieder in Wien erschienenen Meininger entzückte mich besonders die mit bewundernswertem, raffinierten Geschick inszenierte „Ahnfrau“. Der mehr gedämpfte Ton der Bewohner des Unglückshauses, das jeweilige verblüffende Erscheinen der Ahnfrau, das wimmernde Geächze der Türen und Fenster, der wehklagende Wind, das unheimliche Flackern der Lichter beim Erscheinen des Geistes, die Szene im Gruftgewölbe, das Sterben Borotins — alle diese feinausgeklügelten Wirkungen einer in derartigen Dingen genialen Regiekunst wirkten auf mich in hohem Grade anregend.

In „Papas Frau“ und der „Kohlenhändlerin“ bewunderte ich die französische Soubrette Madame Judic, die, eine beispiellose Technik und ein köstliches Temperament entwickelnd, fast nur mit ihren Augen spielte und eine Decenz im Schlüpfrigen bewies, die ich bisher noch bei keiner ihrer deutschen Rivalinnen bemerken konnte.

Am 1. Februar 1884 erfuhr ich die plötzliche schwere Erkrankung der Gallmeyer, der die Ärmste nach wenigen Tagen erlag. Arge Verbitterung war in der letzten Zeit in das einst so lustige Herz eingezogen und nur so begreift man das sonderbare Testament, das die sich zurückgesetzt fühlende Künstlerin hinterlassen hat, nach welchem sie sich jede Begleitung zum Grabe, jeden Kranz, jede Blume verbat: „Vier Männer sollen den einfachen Sarg tragen und niemand soll wissen, wo der arme Hund ‚Pepi‘ begraben liegt.“ Ihren letzten Brief erhielt ich zwei Monate vorher aus Graz, wo sie mit großem Erfolge in Anzengruber-Komödien aufgetreten war. Auf einen Bericht Freund Roseggers über ihre glänzende Darstellung der „Horlacherlies“ schrieb sie mir: „Ach, wie gern möcht' ich nur einmal

in Wien diese Rolle spielen; ich tät's im Notfall ohne Honorar!" Ich teilte ihren Wunsch der Direktion mit und fand die Erledigung desselben nach dem Tode der Künstlerin in einem von der „Neuen Freien Presse" veröffentlichten Briefe der Gallmeyer an Rosegger, worin sie mitteilt, daß sie Direktor Bukovics angetragen habe, unentgeltlich im Anzengruber-Zyklus mitzuwirken und keine günstige Antwort erhalten habe.

Mitterwurzer war mit dem Besitzer des Mehadiabades Herrn Tatarczy in das Karltheater eingezogen und Herr Franz v. Schönthan übernahm anfangs März 1884 die Oberregie unserer Bühne. Nachdem ich noch in der Deputation des Wiener Stadttheaters an Altmeister La Roches Leichenbegängnis teilgenommen, begann ich eine mehrwöchentliche Gastspieltour, von der ich erst Mitte April heimkehrte. Betrübend war meine Erfahrung, daß gerade in den Alpenländern Anzengruber das kleinste Publikum findet; nun gar in Tirol, wo man überhaupt auf der Bühne nur den Bauer gelten läßt, der dem einheimischen gleicht. Ich hörte in Innsbruck von gebildeten Leuten, daß Anzengruber die Bauern nicht kenne und daß z. B. sein Meineidbauer eine unwahre Figur sei. Daß Anzengruber in seinen Bauern in erster Linie die Menschen charakterisieren wollte, schien bei solchen Urteilen nicht ins Gewicht zu fallen. Ein Innsbrucker Kritiker stellte dem „Meineidbauer" als echtes Volksstück „Mein Leopold" gegenüber!!! Dem alten Tiroler Dichter und Professor Pichler verdanke ich manche interessante Stunde, die er auf kleinen Spaziergängen vor dem Theaterbeginn mit mir plaudernd verbrachte. Als ich nach der letzten Gastvorstellung in Innsbruck beim Statthalter Baron Widmann zum Tee geladen war, empfing mich seine Gattin, eine geborene Skene, und die bereits versammelten Gäste mit hellem Gelächter. Der alte Kammerdiener, der im Vorsaal nur flüchtig mein glattrasiertes Gesicht und den langen Oberrock gesehen, hatte mich den Herrschaften als: „Seine Hochwürden der Herr Pfarrer von Hall!" angemeldet.

Am 1. Mai 1884 betrat ich als „Hauderer" in Anzengrubers „Doppelselbstmord" zum letztenmale die Bühne des Wiener Stadttheaters — fünfzehn Tage später ward das schöne Haus ein Raub der Flammen!

Ich hatte mich nach Tisch eben auf den Divan gelegt, um die Rolle des „Meineidbauer“, den ich abends zu spielen hatte, zu überlesen, als unser Stubenmädchen beiläufig nach halb drei Uhr meldete, unser Lichthof — wir wohnten im Graf Traunschen Hause dicht neben unserem Theater — sei voll Rauch. Leider vermuteten wir bei dieser sich schon öfter wiederholenden Erscheinung andere Ursachen und erst um vier Uhr erfuhren wir durch Feuersignale von dem uns hart betreffenden Unglück. Im Stadttheater brannte es seit zwei Stunden und niemand im Hause, selbst nicht der diensthabende Feuerwächter, hatte davon eine Ahnung. Bald herrschte auf der Seilerstätte betäubender Lärm. Die Dampfspritzen rumorten, Hornsignale ertönten und zahllose Feuerspritzen kamen herangerasselt. Wassermangel machte sich fühlbar und die Löschmeister rauften sich beinahe um jeden Wasserwagen. Nachdem ich meine Frau und meine Dienstleute mit unseren Wertsachen in der Wohnung meiner am Kolowratring hausenden Eltern untergebracht hatte — unsere an das brennende Haus anstoßenden Zimmer waren bereits voll Rauch, da alle Fensterscheiben infolge der enormen Hitze zersprungen waren — eilte ich ins Theater, auf die Bühne und sah mit Direktor Bukovics durch das Guckloch des noch standhaltenden eisernen Vorhanges in das greuliche Flammenmeer, das im Zuschauerraume wütete. Nach sechs Uhr abends barst der eiserne Vorhang, der Kronleuchter stürzte mit einem Teil der Decke unter fürchterlichem Getöse nieder und das Feuer drang in den ihm reichliche Nahrung bietenden Bühnenraum ein. Aus den Garderoben warfen wir Schauspieler unsere Kleider, Perrücken u. dgl. auf die Straße, wobei viele Sachen abhanden kamen. Als ich um ein Uhr nachts mit meiner Frau in unsere Wohnung zurückkehrte, betrachteten wir tränenden Auges die Ruine unserer lieben Berufsstätte, eines der schönsten Wiener Schauspielhäuser.

Durch die Brandkatastrophe war die überwiegende Mehrzahl des gesamten Personals über Nacht brotlos geworden und da die Direktion die finanzielle Garantie einiger Ensemblegastspiele, die uns angeboten wurden, nicht übernehmen wollte, berief ich eine Versammlung aller Stadttheaterangehörigen im Saale des Hotels zur „ungarischen Krone“. Ein Hilfskomitee

wurde gewählt, das, nachdem sich kein anderer hilfebringender Weg zeigte, notgedrungen beschloß, die öffentliche Wohltätigkeit anzurufen. Wir gingen zu Laube, der, noch tief ergriffen von dem Schicksale „seines“ Theaters, sich sofort bereit erklärte, einen Aufruf zu verfassen, unter den er, als erster Bittender, seinen Namen setzte. So ging das einst im Scherz gefallene Wort Baron Scheys: „Laube geht für das Stadttheater, wenn es sein muß, betteln!“ in traurige Erfüllung. Für uns Komiteemitglieder gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Audienzen beim Ministerpräsidenten Taaffe, beim Statthalter Possinger, beim Polizeipräsidium, beim Bürgermeister Uhl wechselten ab mit Mitgliederversammlungen und Berichterstattungsbesuchen bei den Journalen, die sich lebhaft für unsere Hilfsaktion eingesetzt hatten. Schon nach Verlauf einer Woche konnten an das notleidende Personal — mehrere Schauspieler und Schauspielerinnen verzichteten von vorneherein auf die ihnen zufallenden Beträge — über 20.000 Gulden verteilt werden. Der mildherzige Sinn der kunst- und künstlerfreundlichen Wiener hatte sich neuerdings glänzend bewährt. Der Kaiser spendete den Betrag von 1500 Gulden.

Von einer Versammlung der Gründer wurde der Wiederaufbau des Wiener Stadttheaters ernstlich in Erwägung gezogen und Laube war, obgleich durch seine fortschreitende Krankheit zumeist ans Zimmer gefesselt, dennoch gekommen, um persönlich, mit schwacher Stimme, aber warmen beredten Worten für den Wiederaufbau des Hauses einzutreten. Da die Behörden denselben rücksichtslos verweigerten, riet Laube energisch zu einem Neubau. So blieb der alte kranke Theaterkämpe bis zur letzten Stunde der eifrigste, leider vereinzelt gebliebene Verfechter der Idee vom neuen Stadttheater!

Ende Juni 1884 benachrichtigte mich Regierungsrat v. Weilen von meiner Anstellung als Professor an der Schauspielschule des Wiener Konservatoriums und nach einem zweiwöchentlichen Gastspiele in Karlsbad und Marienbad konnte ich Mitte Juli meine Sommerfrische aufsuchen.

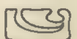
Am 2. August 1884 erhielt ich in Weitlahnbrunn die Schreckensnachricht von dem Hinscheiden Heinrich Laubes. Mit dem Nachteilzuge fuhr ich nach Wien, um meinem unvergeßlichen

Direktor, Förderer und Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Im Trauerhause begrüßte ich Laubes Stiefsohn, den Kieler Professor Dr. Hänel, und Laubes Brüder, die in ihrem Äußeren lebhaft an den Verstorbenen erinnerten. Auch der Präsident der „Concordia“ v. Weilen war anwesend; die Herren befanden sich in sichtlicher Verlegenheit, das Programm der Leichenfeier endgültig festzustellen, da bis zur Stunde nichts von einer offiziellen Beteiligung des Burgtheaters verlautete. Nachmittags drei Uhr bewegte sich der imposante Leichenzug, an welchem außer den Verwandten des Verblichenen Bürgermeister-Stellvertreter Dr. Prix, zahlreiche Vertreter der „Concordia“, die Schriftsteller Anzengruber, Nordmann, Alfred Klaar, Mauthner, Reichsratsabgeordnete, fremde Theaterdirektoren, viele Schauspieler und Deputationen mehrerer Studentenverbindungen teilnahmen, durch die von Tausenden von Menschen besetzten Gassen zur evangelischen Kirche, wo Pfarrer Kanka eine ergreifende Rede hielt. Nachdem der Wiener Männergesangsverein Goethes „Wanderers Nachtlied“ gesungen, nahm der Zug seinen Weg zum protestantischen Friedhofe. In dichten Scharen umstanden wir und das trauernde Wiener Publikum die offene Grabstätte Laubes. Vom einstigen Wiener Stadttheater, dessen Mitglieder in alle Winde zerstreut worden waren, hatten sich mit dem Präsidenten Dr. Suchanek, mehrere Direktionsräte, Baron Stephan Schey, die Damen Schratt, Frank, Charles-Leitenberger, Schäffel, die Herren Ranzenberg, Kober, Dr. Tyrolt, sowie viele Leute des technischen Personales eingefunden. Weilen hielt die tiefempfundene und tief wirkende Trauerrede, in der die bitteren Worte: „Was du als Direktor des Burgtheaters geleistet, Berufenere sollten es an dieser Stelle aussprechen...“ allseitige und wohlberechtigte Zustimmung fanden. In der feierlichen Stille, die nach Weilens Nachruf herrschte, trat plötzlich ein den Wienern fremder Mann an den Grabhügel — der Direktor des Berliner Hofschauspieles Herr Deetz, den Herr v. Hülsen, der Generalintendant der preußischen Hoftheater, in seiner stets vornehmen und edelmännischen Denkungsart in Würdigung der großen Verdienste Laubes um das deutsche Theater zum Begräbnisse seines langjährigen und heftigen Gegners gesandt hatte.

Mächtigen, verblüffenden und beschämenden Eindruck machten dessen Worte: „Als Abgesandter und Vertreter meines hohen Chefs, im Namen aller Künstlergenossenschaften der preußischen Theater, zwar ohne Mandat, aber gewiß nach dem Herzensschlage aller deutschen Schauspieler und der gesamten Theaterwelt wage ich es, dir, unvergeßlicher Heinrich Laube, die letzte Ehre auf deinem letzten Wege zu erweisen. Als Zeichen unserer Verehrung und in Anerkennung deiner hohen Verdienste um die dramatische Kunst sende ich den Lorbeer dir in die stille Gruft!“

Freundschaft und Feindschaft begegneten sich noch in dieser letzten Stunde — und so ward Heinrich Laube begraben! Das Burgtheater fehlte, mit Ausnahme der in Wien anwesenden Herren Arnsburg und Bayer, vollständig. Der Groll gegen Laube, dem das österreichische Hoftheater eine lange Periode höchster Blüte verdankte, war stärker als das Gefühl, dem großen Dramaturgen, wenigstens nach seinem Tode, pflichtschuldig zu danken und sein Verdienst anzuerkennen. Man begnügte sich mit Kränzen und Kondolenzdepeschen! Schwer gekränkten Herzens schieden Familienglieder und Freunde von der Ruhestätte des Meisters. Der tiefen und gerechten Entrüstung, die damals über das unbegreifliche Verhalten des Burgtheaters im ganzen Wiener Publikum herrschte, gab ein hervorragender Publizist in nachfolgendem Aufsatze — „Neues Wiener Tagblatt“ vom 4. August 1884 — gebührenden Ausdruck: „Vor allem das eine, das Eklatanteste, was sich allen aufdrängte, woran kein Auge vorbei, worüber keine Zunge stumm bleiben konnte, was sogar dem Trauerredner am Grabe ein scharfes Wort abnötigte: Das Burgtheater war offiziell gar nicht und die Hofschauspielerschaft nur durch die Herren Arnsburg und Bayer vertreten. Natürlich, wie konnte auch Laube in seiner gewohnten rücksichtslosen Manier noch die letzte Rücksichtslosigkeit begehen und gerade während der Burgtheaterferien sterben, um den Herrschaften ihren Urlaub zu verderben! Ein wahres Glück, daß er nicht mehr ihr Direktor war und daß sie es deshalb gar nicht nötig hatten, sich den Feriengenuß von ihm verderben zu lassen; eine offizielle Pflicht, den Sommeraufenthalt zu unterbrechen und nach Wien zum

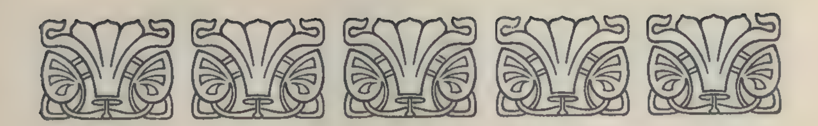
Leichenbegängnis zu kommen, war nicht vorhanden und freiwillig brauchten sie es nicht zu tun und taten es auch nicht. Sie alle, die großgewordenen Herren und Damen, welche er, als sie noch klein, gar klein waren, mit fürsorglicher Hand ins Burgtheater hineinführte und die er mit starker Hand vorwärts und vorwärts brachte, sie alle haben nicht die Opferfreudigkeit in sich gefunden, nicht den Drang dankbaren Erinnerns, um dreimal vierundzwanzig Stunden auf die Reise von den Sommerfrischen hieher und zurück zu verwenden. Das Burgtheater fehlte und die allgemeine Empfindung darüber war eine so übereinstimmende, eine so gewaltsam sich hervordrängende, daß der Präsident der „Concordia" Regierungsrat Weilen sich nicht enthalten konnte, in seiner, mit dem Gedanken und dem Empfinden den inhaltsvollen Anlaß wirklich umspannenden Rede eine Andeutung des Tadels über dieses Fernbleiben sowohl des Leiters, wie der Mitglieder des Burgtheaters einfließen zu lassen. Die empfindlichste und tatsächlichste Kritik aber, die noch vielfach von sich reden machen wird, wurde dadurch gegeben, daß der Direktor des Berliner Hofschauspielhauses Herr Deetz, welcher hiehergesandt worden war, einen Kranz am Grabe niederzulegen, sich veranlaßt sah, da eben niemand anderer vorhanden war, dem Verstorbenen im Namen des ganzen deutschen Theaters den Scheidegruß ins Grab nachzurufen. Von Berlin also mußte der Grabredner kommen, um auf einem Wiener Friedhofe dem Neuschöpfer des Wiener Burgtheaters die letzte Ehre zu erweisen!"



# Am Burgtheater

1884—1889.





## I.

Als ich im November 1882 Laube den Abschluß meines Vertrages mit dem Burgtheater mitteilte, freute er sich wohl über meine Berufung und wünschte mir Glück, verhehlte mir aber andererseits auch nicht die Bedenken, die er für meine künftige Berufstätigkeit hatte. „Nach meiner Ansicht," meinte er, „kommen Sie viel zu früh ins Burgtheater! Baumeister, Gabillon, insbesondere Meixner und Schöne wirken noch in voller Kraft und ich sehe für Sie keinen eigentlichen Wirkungskreis. Es wird sich also darum handeln, ob die gegenwärtige Direktion den Willen und die Macht hat, Sie gut und günstig hinauszustellen! Jedenfalls wappnen Sie sich mit Geduld! Geduld brauchen Sie, eine menschliche Tugend, die ich Ihnen, soweit ich Sie kenne, leider nicht zusprechen kann. Ausharren müssen Sie, ausharren — so lange es nur geht, denn schließlich ist es ja doch das Burgtheater! Geht es gar nicht, fühlen Sie sich wirklich unzufrieden und unglücklich — dann wandern Sie! Der richtige Theatermensch darf sich nicht auf eine Bühne steifen!" Eingedenk dieser wohl zu beherzigenden Worte meines unvergeßlichen Meisters betrat ich im September 1884 mit Ehrfurcht, Freude, Hoffnung und Beklommenheit das ehrwürdige Schauspielhaus am Michaelerplatz. Wenn man, wie ich, seit früher Jugend und später in der Studienzeit fortwährend unter dem unbezwinglichen Drange zum Schauspiel mit wahrem Heißhunger Bühnengeschichte, Künstlerbiographien, dramaturgische Schriften, mit einem Wort eine ganze mit dem Theater

zusammenhängende Literatur verschlungen hatte, wenn man nach Überwindung so mancher Hindernisse sich der Schauspielkunst widmen durfte, mit offenem Aug' und Ohr das Theater und seine Leute kennen lernte und nach 14-jähriger ernster Arbeit in das Burgtheater berufen wurde, war es wohl etwas Selbstverständliches, daß ich, nicht mehr im glücklichen Besitze der sorglosen Ruhe des Neulings, mir über meine künftige Stellung im neuen Hause unter neuen Personen Gedanken machte, auf die zurückzukommen ich mir im Laufe dieses Abschnittes noch erlauben werde.

Direktor Adolf Wilbrandt, der mich engagiert hatte, war mir wohlgesinnt; gütig und wohlwollend erwies er sich mir in allen Phasen meiner vierjährigen Burgtheaterangehörigkeit. Er hatte den besten ehrlichen Willen, mich zu fördern. Wenn es freilich in den meisten Fällen nur beim Willen blieb, lag die Schuld in den Verhältnissen, da im damaligen Burgtheater mit Machtfaktoren gerechnet werden mußte, die sich neben und über dem Direktor des öfteren geltend zu machen wußten. Daß Wilbrandt dies selbst erkannte, bewiesen mir die liebenswürdigen Zeilen, die der vornehme, stets aufrichtige Chef anläßlich seines Scheidens vom Burgtheater in mein Gedenkbuch schrieb: „Lieber Tyrolt, möchte Ihr e r st e r Burgtheaterdirektor nicht Ihr b e st e r gewesen sein! Jedenfalls meinte er es Ihnen gut. Wien, Ende Juni 1887. Adolf Wilbrandt, von nun an dramatischer (und anderer) Dichter."

Mein ehemaliger Direktor von Bukovics, der nach dem Brande des Wiener Stadttheaters ebenfalls für die Hofbühne engagiert worden war, und ich machten zu Beginn der Saison die üblichen Antrittsbesuche bei allen Mitgliedern des Burgtheaters und wurden von der überwiegenden Mehrzahl derselben in liebenswürdiger Weise aufgenommen und bewillkommt. Daß bei manchem die „kalte Höflichkeit" an Stelle freundlichen Entgegenkommens trat, konnten wir voraussehen und wußten es mit ruhigem Gleichmut zu tragen.

Wenn damals der Doyen der Burgtheaterkomiker in einem Schreiben an den maßgebenden Kritiker eines tonangebenden Blattes sich über die Höhe meiner Bezüge beklagte und darin eine Kränkung seiner künstlerischen Ehre erblickte, konnte ich



Tyrolt als Dr. Crusius in „Großstadtluft“.



die vielleicht gerechte Entrüstung des berühmten und hochverdienten Charakterkomikers mitfühlen, aber er hätte es doch begreiflich und verzeihlich finden müssen, wenn ich, der ich weder durch Protektion, noch „infolge höheren Auftrages" in das Burgtheater berufen wurde, zum mindesten den gleichen Gehalt beanspruchte, den ich seit Jahren als Mitglied des Wiener Stadttheaters bezogen hatte.

Auch auf den Proben kam man mir allseitig in freundlichster Weise entgegen und wenn, wie dies ja im Bühnenleben vorkommt, ein etwas boshaft veranlagter Kollege dem Neuling seine noch unbedeutende Stellung durch höhnende Bemerkungen vor Augen führen wollte — wie es der Darsteller des Obersten in den „Journalisten" tat, der auf meine Anfrage, ob ich, statt aus der Seitentüre, aus der Mitte auftreten dürfe, mir die Antwort gab: „Aber bitte! Kommen Sie woher Sie wollen — meinethalben aus der Versenkung!" — dann fiel nach dem Rezept Bauernfelds:

„Schlägt einer dich aufs Maul,
So sei nicht faul,
Gib's ihm zurück
Stück für Stück!"

auf so unziemliche Auslassungen meinerseits gewiß der gebührende Gegenhieb.

Als Antrittsrollen waren mir der Schmock in den „Journalisten" und Poirier in Augiers „vornehmen Schwiegersohn" bestimmt worden. Mit beiden Darstellungen hatte ich das Glück, sowohl vor dem Publikum, wie vor der Kunstkritik mit allen Ehren zu bestehen und meine Burgtheaterfähigkeit wurde mit Ausnahme einer einzigen Stimme, die Herrn Ludwig Speidels, allseitig anerkannt. Mit begründeter Absicht, zur Charakterisierung damaliger Verhältnisse, zugleich als Bekräftigung meiner Behauptung erlaube ich mir nachfolgend einzelne Auszüge aus den damaligen kritischen Berichten anzuführen.

„Von den beiden Komikern, welche das Burgtheater nach dem Brande des Stadttheaters für sich gewonnen, hat gestern Herr Tyrolt als erster seinen Einzug gehalten. Er debutierte als Schmock in den „Journalisten" und sagen wir es gleich,

mit ganz entschiedenem Erfolge. Dieser Erfolg muß um so höher angeschlagen werden, als der bisherige Darsteller der Rolle, Herr Meixner, den Schmock bekanntlich zu seinen besten Leistungen zählt. Dieser — scharf, bissig und boshaft, stiehlt die verräterischen Notizen aus dem Papierkorbe seiner Redaktion aus Rache, um seinem Chef zu schaden, der ihm alle Aufsätze zusammenstreicht und nur die Brillanten stehen läßt. Jener, Tyrolt, nimmt den Schmock als den armen, aber gutmütigen Teufel, welcher durch einen unglückseligen Zufall in die Literatur geworfen wurde und sterbensfroh ist, aus derselben wieder hinausgeschmissen zu werden. Auch dieser Schmock stiehlt die Papierschnitzel, aber nur um zu nützen, weil er nicht will, daß der Oberst von schlechten Kerlen hintergangen werde. Darin liegt zunächst die Verschiedenheit der Auffassung der beiden Künstler und daß das Publikum mit der letzterwähnten sich auch einverstanden erklärte, besonders da Spiel und Maske des Darstellers derselben ganz vorzüglich zustatten kam, bewies der stürmische Applaus und der dreimalige Hervorruf des Debutanten, womit das bis an den Giebel gefüllte Haus sein Votum abgab."

(**Fremdenblatt, 10. September 1884.**)

„Man sieht jetzt im Burgtheater vor lauter Komikern das Lustspiel nicht. Mit Herrn Tyrolt, der gestern seine Antrittsrolle spielte, verfügt die Hofbühne über die stattliche Reihe von sieben Komikern, die keinen Spaß verstehen, wenn es sich um die Besetzung von einschlägigen Rollen handelt. Da wird der Meixner zur Hyäne und verspeist den Tyrolt mit Haut und Schminke. Die Herren Baumeister und Schöne reißen Herrn Bukovics mitten auseinander und der kleine, sanfte Thimig vergreift sich in einem unerklärlichen Anfalle von Eifersucht an Herrn Gabillon. Und so jagt ein Komiker den anderen. Schüchtern und ängstlich klopfte Herr Tyrolt an die Türe des Burgtheaters .... wir hätten ihm zuflüstern mögen: Seien Sie gewichtig, Schmock! Reden Sie Brillanten, Schmock! Und Schmock tat gewichtig und Schmock redete Brillanten. Wie mit einem Schlage war Herr Tyrolt zu seinem Vorteile verändert. Er faßte sich ein Herz und spielte mit einem so aufrichtigen Gefühle der Zerknirschung und einer so überzeugenden Innerlichkeit

des Tones, daß er damit den Befähigungsnachweis für das Burgtheater auf der Stelle erbrachte.“ (Julius Bauer.)

„Es war ein glücklicher Gedanke, Herrn Tyrolt vor dem Publikum des Burgtheaters zuerst als Schmock in den „Journalisten“ auftreten zu lassen. Die leichten Umrisse, mit denen er diese Rolle zeichnet und die diskrete Färbung, die er ihr gibt, stimmen so gut zu dem Tone, der auf dieser Bühne noch immer üblich ist, daß Herr Tyrolt sofort als zum Hause gehörig erschien. Er wurde nach seiner letzten Szene stürmisch hervorgerufen.“ (Rudolf Valdek.)

„Dr. Tyrolt feierte heute unter großen Ehren sein erstes Auftreten im Burgtheater. Das Publikum würdigte das Bestreben des Künstlers, auf der neuen Wirkungsstätte sich mehr durch feine Charakterzeichnung als durch drastische Komik auszuzeichnen. Und die im Burgtheater ungewohnte Färbung, welche er dem Schmock gab, die lyrische Wehmut des verfehlten Berufes, trug dazu bei, die Leistung neuartig und interessant erscheinen zu lassen. Warum doch will man im Burgtheater die alte gute Sitte des Alternierens der Künstler nicht wieder einführen? Und wo will man hin mit allen Komikern, ohne zu alternieren?“ (Deutsche Zeitung.)

„Nach Meixners für Wien typisch gewordener Leistung, den Schmock im Burgtheater zu spielen, ist ein Wagnis, ihn noch dazu als erste Debutrolle zu spielen, ein Doppelwagnis. Herr Tyrolt hatte allerdings schon im Stadttheater vorgearbeitet; er hatte da den Schmock weder in einer Meixner-Kopie, noch gesuchter Originalität, sondern ungesucht einfach und mit dem richtigen Tone verschüchterter Zaghaftigkeit und drollig mitleiderregenden Emporbegehrens aus der eigenen Seelenniedrigkeit heraus gegeben. Er hatte damit großen Erfolg gehabt und gestern erwies es sich, daß dies kein lokaler Seilerstätte-Erfolg gewesen, denn er wiederholte sich auch im Burgtheater. Die künstlerische Diskretion seines Spieles tat auch hier ihre Wirkung. Jedenfalls konnte sich Herr Tyrolt keine schmeichelhaftere Begeisterung von Seite des Burgtheaterpublikums wünschen.“ (Neues Wiener Tagblatt.)

„Eine sehr beifällige Aufnahme fand das erste Debut des Herrn Tyrolt. Dem Künstler hat es nicht geschadet, daß die erste Rolle eine so bescheidene war und daß sie bisher an der „Burg“ von Meixner so vortrefflich gespielt wurde. Gleich am ersten Abende hat es sich gezeigt, daß dieser Schauspieler in das Burgtheater gehört. Herr Tyrolt ist einer der bedeutendsten Charakteristiker, den die deutsche Bühne gegenwärtig besitzt; darüber waren die, welche seine Tätigkeit am Stadttheater aufmerksamer verfolgt hatten, wohl nicht mehr im Zweifel. Die diskrete Weise, die diesen Schauspieler in Behandlung seiner Rollen so sehr auszeichnet, gerade sie gehört so ganz und gar in den Rahmen des Burgtheaters.“ (Emil Bürde.)

„Poirier („vornehmer Schwiegersohn“) wurde von Herrn Tyrolt gegeben, dessen zweite Antsrittrolle er bildete und der mit ihr zum zweitenmale den Beweis lieferte, daß der Boden des Burgtheaters nicht zu glatt ist für ihn. Er hat den schlauen Spießbürger, der, wenn es not tut, auch sehr derb und entschieden auftreten kann, mit großer Schärfe gegeben, ohne ihn zu überladen.“ (Hugo Baldek.)

„Herr Tyrolt spielte den Poirier als zweite Antrittsrolle und wurde vom Publikum sehr warm anerkannt. In der Tat war seine Arbeit voll guter Elemente, der schlaue, engherzige, hausbackene und doch stellenweise tüchtig empfindende Spießbürger wurde von ihm sprechend und mit einer gewissen Säuberlichkeit gezeichnet; kein Zuviel, kein Zugrob war darin.“ (Fremdenblatt.)

„Herr Dr. Tyrolt feierte als Poirier, mit und ohne Claque, berechtigte Triumphe; die ausgezeichnete Kraft der Charakteristik, welche ihm gestattet, je nach Bedarf und Wesenheit heiter oder ernst genommen zu werden, bildete den Hauptvorzug seiner Leistung.“ (J. Mamroth.)

„... Die Tendenz spielte also gestern gar keine Rolle, um so mehr die Darstellung, an deren Spitze Herr Tyrolt als Poirier stand. Es war das seine zweite Antrittsrolle als neu-

engagiertes Mitglied und wir wollen sofort hinzufügen, daß er auch hiemit vollen Anklang beim Publikum fand. Mit diskreter Komik, in feinen charakteristischen Zügen zeichnet er den zwischen Geschäft und Gefühl hin- und herschwankenden Vater, die große Szene mit dem Schwiegersohne brachte er leidenschaftlich bewegt zur Geltung und viele kleine Züge in seiner Darstellung waren von frappierender Wirkung." (Neues Wiener Tagblatt.)

„Beschäftigt man diesen Schauspieler gut, so wird jedermann erkennen, daß ihn seine Vorzüge gerade für das Burgtheater besonders geeignet machen. Herr Tyrolt spricht immer mit lebendiger Wahrheit. Er bringt in überraschender Weise die Akzente des Lebens, setzt die Rede, fein schattierend, deutlich auseinander, sein Tonfall ist immer natürlich, die Modulation seiner Stimme vollzieht sich immer auf ungezwungene natürliche Weise, er beherrscht vollständig die Übergänge der verschiedenen Stimmregister. Und, was das Wichtigste ist, seine Rede kommt nie aus dem Gedächtnis, sie scheint improvisiert, von der ihn beherrschenden augenblicklichen Empfindung eingegeben. Mit der Rede steht die Geste, der Ausdruck des Gesichtes, die Haltung, der Gang in Übereinstimmung. Die Charakteristik der Rolle ist bei ihm konsequent. Diese schauspielerischen Tugenden, sie zeigten sich alle in seinem Poirier."

(Emil Bürde, 11. Oktober 1884.)

Herr Ludwig Speidel, welcher bei meinem ersten Debut nicht anwesend war und dessen Stellvertreter in der „Neuen Freien Presse" konstatierte, daß „der begabte Künstler nach der entscheidenden großen Szene im letzten Akte einen unbestrittenen großen Erfolg hatte", schrieb über meine zweite Antrittsrolle: „Den Poirier gab Herr Tyrolt vor dem Premierenpublikum allerdings mit äußerem Erfolge, aber in der Sache höchst mittelmäßig. Wie aus weiter Ferne schien er zu kommen und als Fremder in ein fremdes Haus einzutreten. Keine Spur von künstlerischem Behagen lag in seiner Darstellung, Ton, Aussprache, Geberde, alles war spröde, kalt, weder Heiterkeit noch Mitgefühl erweckend. Schade, daß sich um diese geistreich

entworfene Charakterfigur nicht eine ältere Kraft des Burgtheaters angenommen."

Obgleich die persönliche Meinung des Kritikers nicht immer als Ausfluß der öffentlichen Meinung anzusehen ist, habe ich es stets bedauert, wenn das kritische Urteil bei Schauspielern taube Ohren fand, ich habe es stets bedauert, wenn ich Kollegen traf, die, verbittert oder durch die schwer zu umgehende Verschiedenheit, ja mitunter kontradiktorische Gegensätzlichkeit der Kritik unwillig gemacht, zu dem Entschlusse kamen, überhaupt keine Rezensionen zu lesen. Ich meine, der Schauspieler soll alles lesen, was über ihn geschrieben wird, Lobendes und Tadelndes, Wohlwollendes und Boshaftes, Doktrinäres und Unreifes, Parteiliches und Unparteiliches. Nur dann bekommt er im Laufe der Zeit ein sicheres objektives Urteil über seine Leistungen, über sein Kunstvermögen, über sich selbst und über -- andere. Kritische Meinungsäußerungen literarischer Hanswürste, professionsmäßiger Revolverpatrone und geschmackloser Witzbolde, die ihre Referate ausschließlich zur Ablagerungsstätte brutaler, persönlich verletzender Späße benützten, waren mir allerdings stets gleichgültig. Aus meiner Geringschätzung einer derartigen Sorte Kritik habe ich nie einen Hehl gemacht. Daß ich mir dadurch manchen Feind schuf, wußte ich, aber es war mir stets ein angenehmes Bewußtsein, derlei Leute nicht zu meinen kritischen Freunden zählen zu müssen.

Mit Freude ergreife ich hier die Gelegenheit, speziell der Wiener Kunstkritik — ich rede selbstverständlich nur von der ernsten, persönlich und sachlich vornehmen — unter deren Augen ich von der Pike auf diente, aufrichtigen Dank zu sagen. Sie hat mich durch ihre Teilnahme an meinen bescheidenen Leistungen, durch aufmunterndes Lob, durch belehrenden Tadel im Laufe der Jahre auf den Weg geführt, auf dem ich das geworden bin, was ich mir gewesen zu sein schmeichle, ein Schauspieler guter Wiener Schulung. Einen eigentlichen, allerdings beharrlichen und heftigen Gegner meiner schauspielerischen Darbietungen fand ich während meines Burgtheaterengagements in Ludwig Speidel, dessem lebhaften Tadel meine Leistungen auch dann ausgesetzt waren, wenn seine Kollegen in der Kunstkritik diese

mit lobender Anerkennung auszeichneten. Als die Generalintendanz und die Direktion des Burgtheaters Ende Mai 1887 mit mir einen weiteren sechsjährigen Vertrag abschlossen und ich wenige Wochen später durch die Gnade des Kaisers das Dekret als k. k. Hofschauspieler erhielt, nahmen Speidels übelwollende Urteile über meine Tätigkeit mit offen ausgesprochenem Ärger Formen an, die nach meiner — und nicht allein nur meiner — Meinung mit der Würde eines so angesehenen Kritikers sich schwer vereinen ließen. Ob mich Herr Speidel überhaupt für talentlos hielt oder mich nur nicht würdig erachtete, im Rahmen des Burgtheaters zu erscheinen, weiß ich nicht, da ich nicht die Ehre habe, ihn persönlich zu kennen.

Nach Absolvierung meiner Antrittsrollen kam eine Monate lang dauernde Pause, die nur durch die Zuteilung zweier kleiner Rollen, die des tragischen Heldenvaters Morcar in Wildenbruchs Trauerspiel „Harold" und des Intrigantliebhabers Riehle in Lindaus Schauspiel „Frau Susanne" unterbrochen wurde. Die wochenlange Untätigkeit wirkte auf mich, den vom Stadttheater her durch überreiche Beschäftigung Verwöhnten, peinigend und mein Tagebuch aus jener tatenlosen Zeit gibt den leider vergeblichen Klagen darüber beredten Ausdruck. Der Abstand zwischen einst und jetzt war eben zu groß. Während ich noch vor Jahresfrist in einem Monate zumeist an 22 bis 28 Abenden die Bühne betrat, reduzierte sich mein Auftreten im Burgtheater innerhalb des ersten halben Jahres auf folgende Ziffern: September 1-mal, Oktober 4-mal, November 2-mal, Dezember 4-mal, Januar 2-mal, Februar 3-mal u. s. w.

Die Sorgen und Langeweile dieser unfreiwilligen Winterferien vertrieben mir die noch ungelesenen Schätze meiner Bücherei, der bekannte Schüler Rahls, Porträtmaler George-Mayer, nahm manche Stunde für mein Bild in Anspruch und meine beginnende Lehrtätigkeit an der Schauspielschule des Wiener Konservatoriums, der ich mich mit Eifer und Liebe hingab, half mir über die bittere Anfangszeit meines Burgtheaterengagements halbwegs hinüber. Talentierte Schüler und Schülerinnen, wie Herr Giampietro, mein späterer Kollege am deutschen Volkstheater, Fräulein Bleibtreu, heute Frau Römpler-Bleibtreu am Burgtheater, Fräulein Hermine Reichenbach, Herr

Montor, derzeit Regisseur und Charakterdarsteller am neuen Hamburger Schauspielhause u. a. m., erfreuten und ermunterten mit ihrem Fleiße und sichtlichen Fortschritten den noch jungen Lehrer. Bald hatte sich zwischen mir und meinen Schülern ein freundschaftlich warmer Verkehr hergestellt, der unsere gemeinsame Arbeitszeit lange überdauern sollte.

Für meine Lehrkollegen Baumeister und Kraftel, die vom Repertoire des Burgtheaters etwas mehr in Anspruch genommen waren als sich, mußte ich oft supplierend einspringen und so lebte ich bald nur für die mich lebhaft beschäftigende Schauspielschule. Nach wenigen Monaten hatte sich die Zahl meiner Privatschüler verdoppelt. Mit aufrichtiger Freude gedenke ich des Ende Juni 1885 im Silbersaale des Musikvereinsgebäudes abgehaltenen Abschiedsfestes meiner in das praktische Theaterleben eintretenden Konservatoristen, bei dem mich herzliche Ovationen und liebevolles Entgegenkommen überzeugten, daß ich den scheidenden Kunstjüngern als Lehrer und Freund wert geworden war.

Die Frage der Existenzberechtigung dramatischer Bildungsanstalten ist lange entschieden. Ich brauche diesfalls nur an Lessings Ausspruch zu erinnern: „Jede Kunst muß eine Schule haben, jede Kunst muß schon in der frühesten Jugend durch gute Grundsätze vorbereitet und geleitet werden.“ Die Gegner dramatischer Unterrichtsanstalten — und zu diesen zählen leider bei uns noch immer zahlreiche Schauspieler selbst — sagen: die erste und einzige Bedingung für den dramatischen Künstler heißt Talent. Kann Talent durch eine Methode, durch Studium erworben werden? Nein. Wozu also dramatischer Unterricht? Diese Behauptung ist leichtfertig und unrichtig. Der Zweck des dramatischen Unterrichtes besteht ja nicht darin, Talente zu erzeugen, sondern das immer vorauszusetzende Talent auszubilden und zu kräftigen. Ich habe es stets bedauert, wenn sich junge Leute zu einer Zeit der Bühne widmeten, in welcher es für sie viel geratener gewesen wäre, fleißig hinter der Schulbank zu sitzen. Bedarf die Kunst der Menschendarstellung denn nicht am dringendsten gebildete, in allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Erfahrung unterrichtete Jünger? Freilich, einen sogenannten dramatischen Unterricht, der nur

im planlosen Eintrichtern von Rollen besteht, die dann in handwerksmäßiger Manier auf irgendeinem zweifelhaften Übungstheater, das oft in den Händen niedrigster Spekulation liegt, an den Mann gebracht werden — einen solchen Unterricht halte ich allerdings auch für überflüssig und schädlich. Mit Energie und rücksichtsloser Strenge sollten die staatlichen Aufsichtsorgane im Vereine mit vornehmen und ernsten Theaterleitern auftreten gegen gewisse Brutstätten der Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit, in denen ein dramatisches Vagabundentum emporwuchert, ein Theaterproletariat, dem gegenüber mancher herumziehende Komödiant der „Schmiere“ noch hoch zu halten ist.

Der Unterricht vieler dramatischer „Professoren“, die die Künstler nach dem Dutzend schaffen, besteht meist nur im Rolleneinstudieren. Und wenn dieser alleinige Unterricht wenigstens mit Berücksichtigung der Individualität des Schülers erteilt würde! Diese Mühe macht man sich in den seltensten Fällen. Das simple Einpauken der Rollen hat eben seine zweifachen Annehmlichkeiten: den nach dramatischer Kost heißhungrigen Schülern ist das Üben und Lernen der Rollen natürlich eine viel angenehmere Beschäftigung als die überflüssig scheinende Plage mit dem albernen theoretischen Kram von Sprechunterricht, Vorträgen aus Logik und praktischer Psychologie, Kenntnis der heimischen und fremden Literatur, Weltgeschichte, Sprachen, Völkerkunde u. s. w., den Lehrern hingegen wird oftmals durch das Überspringen dieser theoretischen Vorträge ein ihnen selbst unbekanntes Studium und manche Verlegenheit erspart.

In dieser ersten Burgtheaterzeit begann ich auch mit den Vorarbeiten zu meinem Buche über das Wiener Stadttheater, das im Jahre 1888 bei Karl Konegen in Wien erschien.

Der fast tagtägliche Besuch der Schauspielerloge verschaffte mir so manchen großen Genuß und Einblick in das gediegene Künstlerensemble des Burgtheaters. Neueinstudiert sah ich Mitte November den „Erbförster“ mit Baumeister. Erschüttert kam ich heim, die Wirkung eines gewaltigen Theaterabends war mächtig über mich gekommen, das Gefühl neidlosen Stolzes durchzog meine Brust. Baumeister als Erbförster bleibt die unvergeßliche Erinnerung dieses Abends. Diese Einfachheit, Herzinnigkeit, dieses tiefe Gemüt! Wie wunderbar klang es,

wenn er auf seinen geliebten Wald zu reden kam oder wenn er nach Andreas' stillem Geständnis die ergreifenden Worte vor sich hin sprach: „Ich hab's nie getan!“ Und nun erst der stille, ergreifende Schluß der Tragödie, dargestellt von diesem elementaren deutschen Schauspieler, dessen gewaltiges Können eigentlich erst in den Jahren seines reiferen Mannesalters voll und allgemein anerkannt wurde.

Bernhard Baumeister ist das urwüchsigste Talent, seines schlichten menschlichen und künstlerischen Wesens halber der beliebteste Künstler des Burgtheaters. Gemüt und goldener Humor zieren als echte Perlen sein gottbegnadetes Talent. Ohne ein Meister der Rede zu sein, spricht er klar, einfach und wahr wie wenige seiner Kollegen. Er arbeitet aus dem Vollen seiner überquellenden Natur, mit aller Kraft, mit seinem Herzblut, und gibt daher mehr als er als Schauspieler hergeben sollte. Sein „Richter von Zalamea“, sein „Erbförster“, sein „Götz“ sind seit Dezennien die glänzendsten Darbietungen des Burgtheaters. Am meisten ziert seine Leistungen sein Naturell: seine Individualität muß mit der Individualität des darzustellenden Charakters harmonieren — dann schafft Baumeister Großes. Er ist ein abgesagter Feind aller wie immer Namen habenden Reklame. Er spricht nicht vom „Hochhalten der Fahne des Burgtheaters“, er gehört keiner Clique an, er hält keine Claque, läuft nicht zu Rezensenten und Mustergastspielen, bewirbt sich nicht um Ehren und Auszeichnungen, er lebt und dient schlicht und recht seiner Kunst und tut damit den Besten genug. Gerade dieser künstlerisch vornehme, nie mit dem Virtuosentum liebäugelnde Zug Baumeisters hat ihm die Liebe und Verehrung aller Berufsgenossen erworben und in *diesem* Sinne gilt er uns Schauspielern als echter und erster Vertreter wahren Künstlertums im Burgtheater.

Vorträge bei den „Literaturfreunden“, in der „Concordia“, sowie bei verschiedenen geselligen Vereinen, Gastspiele in den Provinzhauptstädten, wozu mir Direktor Wilbrandt gerne die Urlaube bewilligte, ließen mich zeitweise vergessen, daß ich am Burgtheater engagiert sei.

Freunden und Bekannten, ja selbst mir persönlich fremden Leuten aus dem Publikum hatte ich auf Bällen und in Gesell-

schaften so oft Rede zu stehen über meine mehr als geringe Beschäftigung, daß ich es bald vorzog, geselligen Umgang zu fliehen, wodurch ich mich meinen quälenden Gedanken und Grübeleien erst recht gefangen gab. Auf dem weißen Kreuzball drückten mir die Erzherzoge Karl Ludwig und Ludwig Viktor ihr lebhaftes Bedauern aus, mich jetzt so wenig spielen zu sehen. „Jetzt haben Sie doch schon genug gewartet," meinte Erzherzog Ludwig Viktor.

Nachdem ich durch freiwillige Abgabe seitens Baumeisters die Rolle des „Illo" in der Wallenstein-Trilogie erhalten hatte, bekam ich wenigstens für einige Tage wieder die Bühne zu sehen, die ich seit Wochen nicht betreten hatte.

Anfangs März wurde bei mir im Auftrage des Berliner Generalintendanten Exzellenz v. Hülsen durch den Theateragenten v. Selar vertraulich angefragt, ob ich geneigt wäre, den Posten eines artistischen Leiters am Berliner Schauspielhause anzunehmen. Ich kam dadurch für einen Augenblick in ernstliche Versuchung, meine schauspielerische Laufbahn zu schließen und den für mich ehrenvollen Posten anzunehmen.

Ein mündliches Gesuch um Beurlaubung auf ein Jahr mit Einstellung meiner Bezüge wurde von Direktor Wilbrandt mit liebenswürdigen Trostesworten abgeschlagen.

Die diesmalige Osterferialwoche verbrachten ich und meine Frau in Gesellschaft des jovialen Burgtheaterarztes Dr. Much und seiner urwienerischen Ehehälfte in dem damals noch stillbehaglichen Abbazia. Wir machten mit den gleichzeitig anwesenden Gästen Dr. Billroth, Hofrat Hanslik, Dr. Späth, Dr. Benedikt, dem kaiserlichen Leibarzte Dr. Bielka und dem mir aus Tirol bekannten touristischen Schriftsteller Noe Ausflüge zu Wasser und zu Land. Mit einem kurzen Besuche Triests schloß unsere kleine Reise.

Sonnenthal war von seiner Amerikafahrt heimgekehrt und nun kam „Der Hüttenbesitzer" auf den Spielplan; mit diesem endlich eine größere Fachrolle in einer Novität! Ich ahnte damals wohl nicht, daß mein künstlerisches Wirken in den nächsten zwei Jahren sich vorwiegend auf die etlichen fünfzig Wiederholungen dieser Boulevardkomödie beschränken sollte. Gegen Schluß der Saison gab es für mich infolge

Erkrankung Herrn Schönes etwas mehr zu tun und ich mußte in einzelnen Repertoirestücken seine Rollen — oft nur mit einer Probe — übernehmen. Nach einem vierabendlichen Gastspiele am tilo dramatico in Triest, das mir meine dortigen Bekannten, Großhändler Rovelli, Frau Oblasser und Chormeister Heller durch die liebenswürdigste Gastfreundschaft verschönten, überraschte mich Direktor Wilbrandt mit der freudigen Nachricht, er gedenke mit Frau Schratt und mir zunächst im Opernhause, dann im Burgtheater Raimunds „Verschwender“ aufzuführen. Wir spielten nämlich die letzten vierzehn Tage der Saison im Opernhause. Diese Gelegenheit wurde nun benützt, das Raimundsche Zaubermärchen auf der Opernbühne fertig zu stellen und wir errangen mit der ersten Aufführung daselbst am 18. Juni 1885 einen schönen, vollen Sieg. Meine jugendlichen Freunde aus dem Konservatorium überraschten mich in meiner Garderobe mit einem Riesenkranz als Ausdruck ihrer mitfühlenden Freude und Dankbarkeit.

Das trostloseste Jahr meiner Theaterlaufbahn hatte so wenigstens mit einem Lichtblicke geendet.

Die erste Hälfte meiner nur zu leicht verdienten Sommerferien verlebte ich mit meiner Frau im herrlichen Hochgebiete Tirols, im Ötztal. Längeren Aufenthalt nahmen wir in dem hochgelegenen Umhausen, wo wir in dem altbekannten Bauernwirtshause der Familie Marberger den historischen Sinn dieser Leute kennen und schätzen lernten. In zweihundertjährigen Wohnstuben fanden wir da alte, charakteristische Einrichtungsgegenstände, prächtige Wandtäfelungen, venetianische Glasleuchter, Erker mit alten Glasmalereien u. dgl. Von Sölden aus, wo der das Venter- und Gurglertal scheidende Nöderkogel wie ein Wachtposten vor den Eingängen zur Gletscherwelt des Ötztales steht, unternahmen wir eine für uns bald verhängnisvoll gewordene Überschreitung des Hochjoches. Zwei Touristen hatten sich uns angeschlossen und am 11. Juli 1885 wanderte unsere kleine Karawane mit zwei Maultieren, auf dem einen ritt meine Frau, das andere trug unser Gepäck, aus dem einsamen Zwieselstein der Eiswelt entgegen. Durch die wilde Schlucht des Kühtrein auf oft in schwindelnder Höhe führenden Steigen gelangten wir nach mehrstündigem Marsche zu dem

schon lange sichtbaren Kirchlein Heiligenkreuz, das in einer Höhe von 1640 Metern in großartiger Umgebung für die ziemlich zerstreut liegenden Gehöfte den eigentlichen Sammelpunkt des Verkehrs bildet.

Abgeschlossen von der Welt, meilenweit entfernt von den Hauptorten des Tales führt der in diese wilde Bergeinsamkeit versetzte Priester ein gar eigentümliches, schweres Dasein. Der uns freundlich empfangende geistliche Herr, ein junger kräftiger Tiroler, der bereits sieben Jahre da heroben Winter und Sommer hauste, wußte uns gar mancherlei Interessantes aus seinem einsamen Bergleben zu erzählen. Die Dienstjahre der in diesen höchstgelegenen Pfarreien von Gurgl, Vent und Heiligenkreuz stationierten Seelsorger werden gleich Kriegsjahren doppelt gerechnet. Der Kurat ist da zugleich Wirt und so gestaltet sich wenigstens der kurze, kaum drei Monate währende Sommer für ihn abwechslungsreich, da er in dieser Zeit vom Getriebe der Außenwelt mehr zu hören bekommt, als seine in den unteren Tälern im Pfarrhof abgeschlossen lebenden Amtsgenossen. Als wir in das Pfarrwirtshaus eintraten, empfahlen sich eben drei Herren, die übers Hochjoch herübergekommen waren und nun ihren Weg fortsetzten, ein protestantischer Pastor und ein Gerichtsrat aus Kassel, der dritte ein Gymnasiallehrer aus Dresden. Sie hatten beim Kuraten genächtigt und am traulichen Abende beim guten „Tiroler“ gab's gewiß viel hin und her zu erzählen, was auf beiden Seiten lebhaftes Interesse findet. Der Verkehr in diesen abgelegensten Hochtälern ist wegen der schönen Übergänge nach Meran im Sommer nichts weniger als gering; dafür spricht wohl die heitere Tatsache, daß im Venter Kuratenhaus oft an einem Tage mehr als 150 Flaschen Bier konsumiert werden. Ganz erstaunt war ich, als mir bei Tisch unser geistlicher Wirt mancherlei vom Burgtheater zu erzählen wußte. Frau Wolter, Sonnenthal und Baumeister waren ihm bekannte Namen; ein Burgtheaterkollege, der vor zwei Jahren hier Rast machte, hatte ihm Ausführliches über das Wiener Kunstinstitut mitgeteilt. Speziell die Ötztaler Kuraten sind tüchtige Bergsteiger und eifrige Förderer der Hochtouristik, wie insbesondere der Venter Kurat Senn es war, der sich nach dieser Richtung große Verdienste erwarb; sie

besitzen alpine Bibliotheken, ausgezeichnete Karten und Schriften, sowie wertvolle touristische Hilfsmittel. Im neun Monate dauernden Winter blüht ihnen freilich kein beneidenswertes Los. Eingesperrt in freier Gegend! Kein Weg, daher auch kein Verkehr mit der Welt; nur wenn die Ache einfriert, gibt es halbwegs eine schwierige Kommunikationsstraße auf dem gefrorenen Bach. Die Verproviantierung geschieht daher schon im Frühherbst. Wird jemand schwer krank, dann heißt es, wie Rosegger in seinem „Sterben im Walde“ sagt: „Er legt sich nieder zum Sterben!“ Tote werden, wenn sie nicht gleich beerdigt werden können, im Schnee geborgen. Auf meine Frage, womit sich die Herren die endlosen Winterabende vertreiben, erzählte mir der Kurat, er lerne in jedem Winter eine Sprache. Originell ist seine Versorgung mit Zeitungslektüre. Vor Beginn des Winters bekommt er einen vollen Jahrgang des „Vaterlandes“ und liest nun jeden Tag die auf denselben Tag des vergangenen Jahres fallende Nummer. Er erfährt also alle Nachrichten gerade um ein Jahr später, hat aber doch, wie er launig meinte, täglich seine Zeitung. Gegenseitige Besuche der immerhin mehrere Wegstunden voneinander entfernt hausenden Geistlichen sind im Winter und Frühjahr nur sehr selten durchführbar, da die Lawinengänge auf Wochen hinaus die einzelnen Rotten vollständig absperren.

Nachdem wir uns herzlich von dem jungen Heiligenkreuzer Einsiedler verabschiedet hatten, ging es weiter dem um 200 Meter höher gelegenen Alpendorfe Vent zu, wo uns der vor dem Pfarrhause auslugende heitere Kaplan Herr Fortunatus Gritsch mit seinem berühmten „Juchetzer“ empfing. Viel Spaß gab's, als ich beim Verlassen des Hauses Herrn Fortunatus einen neuartigen Zigarrenabzwicker zum Geschenk machte, mit dem er anfänglich absolut nichts anzufangen wußte. Es war bereits drei Uhr nachmittags geworden, als wir verspätet von Vent gegen das Hochjoch aufbrachen. Ein heftiger Föhn hatte schwarzes Gewölk hergetrieben und graue Regenschleier umkreisten die Spitzen der Schneeriesen. Unter scharfem Rieselregen stiegen wir zu den düsteren Rofenerhöfen hinauf, die einst Friedrich mit der leeren Tasche zum Schlupfwinkel dienten und heute die Behausung des bekannten Bergführers Klotz bilden:

der letzte menschliche Wohnplatz vor der nun beginnenden Stein- und Eiswelt. Das Wetter hatte sich glücklicherweise etwas gebessert und auf einem schier endlosen Saumwege durch das öde Rofenertal strebten wir über wildtosende Bäche, an jähen Abgründen vorüber zum Hochjochhospiz hinan. Einen überwältigenden Eindruck macht der Obervernagtgletscher, ein Eisfeld von meilenweiter Ausdehnung.

In der Höhe von 2429 Metern erreichten wir das „Kreuzbödele“, wo eine armselige Bretterhütte als wenig einladendes Hospiz sich uns präsentierte. Trotz Abratens der Wirtin, der Maultiertreiber und vor allem unseres Führers, der allerdings seine guten Gründe hatte, uns nicht mehr in so später Stunde — es war fünf Uhr geworden — übers Joch zu führen, entschlossen wir uns, den Paßübergang sofort zu machen. Unter den ungünstigsten Schneeverhältnissen — gegen Abend taut er auf und man durchwatet ihn, tief einsinkend, schwerer als am Vormittage, wo er noch hart und gefroren ist — ging's im steilen Anstieg der Übergangshöhe zu. Zu früh stimmten wir alle fröhlichen Gesang an, der nur zu bald verstummen sollte. Der Himmel hatte sich ausgeheitert und nur leichte Windwolken fegten über die schneeigen Kuppen. Prachtvolle Blicke auf die weißen Berggipfel, auf die Gletscher des Rofenertales, auf die herrliche Wildspitze lohnten unsere mühevolle Wanderung. Eine gute halbe Stunde hatten wir das uns seltene Panorama bewundert, hatten mit Schaudern Blicke in die zahllosen Eislöcher und Spalten getan, die endlos tief das grünweiße Gletschereis durchziehen, als unser Führer, der, wie es sich herausstellte, den Jochübergang nur ungenau kannte, uns gestand, wir wären vom rechten Wege abgekommen und in eine Sackgasse von Spalten und Rissen geraten. Die Höhe der Schneelage hatte so zugenommen, daß Menschen und Tiere, oft bis zum Leib einsinkend, wie Schneepflüge arbeiten mußten. Die Maultiere waren, nachdem sie unvorsichtig geführt, einigemale in Eisspalten eingebrochen waren, widerhaarig geworden und wir hatten jetzt erst mit unseren Stöcken jede Spalte vom Schnee frei und sichtbar zu machen, da sonst die einmal erschreckten Tiere, den Gehorsam verweigernd, nicht mehr vorwärts zu bringen gewesen wären. Unter solchen Hindernissen erreichten

wir endlich nach beschwerlichem, vorsichtigem Marsche das 2900 Meter hohe Joch. Oben banden wir die Maultiere zusammen, die Führer nahmen meine Frau unter die Arme und wateten mit der bereits stark Ermüdeten Schritt für Schritt durch die Schneemassen. Heulender Wind und dicht aufsteigender Nebel zwang uns alle, die äußersten Kräfte anzuspannen und so erreichten wir, das abfallende Joch durchquerend, schweißtriefend und abgehetzt gerade noch bei einbrechender Dunkelheit den geröllreichen, aber schneefreien Abstieg nach Kurzras, dem obersten Gehöfte des Schnalsertales. Am anderen Morgen — es war ein friedlicher, stiller Sonntag — marschierten wir, von den Erlebnissen des vergangenen Tages plaudernd, über „Unsere liebe Frau" und Neuratteis ins Etschtal hinaus, von Naturns dem heißen Meran entgegen.

Zum letztenmale hatte sich unsere langjährige Sommergesellschaft im lieben Weitlahnbrunn eingefunden und nach dem Besuche des gelungenen Innsbrucker Schützenfestes, an dem 18.000 Schützen teilnahmen, verlebten wir in Girardis heiterer Gesellschaft in der steirischen Heimat die letzten Urlaubstage.

Bei meinem Eintreffen in Wien erhielt ich die traurige Kunde von dem Ableben des ältesten Bruders meines Vaters, des Onkels Franz, des gemütlich-heiteren Begleiters meiner Jugendzeit, sowie von der schweren Erkrankung meines lieben ehemaligen Regiekollegen am Stadttheater, Herrn Schönfelds.

Das Novitätenprogramm war für drei Monate festgestellt und ließ für mich so viel wie gar nichts erhoffen. Mein Unmut spiegelt sich in einem Tagebuchblatt vom 6. September 1885, das ich zur Charakterisierung meiner Stimmung hier mitteile: „Ich wollte, ich könnte den ganzen Krempel mit einemmale hinschmeißen — so ekelhaft ist mir diese Faulenzerei mit k. k. Wartegebühr. Ich gehe ja zugrund! Ertrag's wer will — ich nicht. Ich will mich ja, weiß Gott, nicht an den Rollen anderer sattfressen, aber verhungern sollen sie mich nicht lassen. Eh ich verhungere, schrei' ich und lauf' davon!" Wie man sieht, keine Spur von der friedlichen, frommen Geduld, die mir Laube empfahl.

Wochen waren vergangen und weder eine Probe noch eine Vorstellung, nur eine Leseprobe von Doczis „Letzte Liebe",

worin ich einen richtigen „Brunnenvergifter", den als Mensch und Rolle bösen Kanzler Bubek, agieren sollte, fiel für mich ab. Erst die gleichzeitigen Erkrankungen der Herren Baumeister, Hartmann und Schöne ergaben für mich stärkere Beschäftigung, freilich weniger in Novitäten, als in älteren Repertoirestücken, in denen ich als schneller und sicherer Ersatzmann einspringen zu dürfen das Vergnügen hatte.

Am 18. Oktober 1885 erklang zum erstenmale das Hobellied im — Burgtheater! Nach fünfzig Jahren ging Raimunds sehnlichster Wunsch endlich in Erfüllung. Das Haus war bis zum Giebel gefüllt und der Kaiser, die Erzherzoge, sowie zahlreiche Hofgesellschaft wohnten der theatergeschichtlich interessanten Vorstellung bei. Wenn ich mir auch selbstverständlich nicht das geringste Verdienst anrechnen darf, durch meine Fähigkeit, Volkscharaktere darzustellen, etwa dazu beigetragen zu haben, daß „Der Verschwender" auf dem Burgtheater aufgeführt werden konnte, erfüllt es mich als ehrlichen Raimund-Verehrer doch mit stolzer Freude, der erste „Valentin" am Burgtheater gewesen zu sein. Während Raimunds Dichtungen schon seit erdenklichen Zeiten auf allen deutschen Hofbühnen Einlaß gefunden haben, war es am Wiener Burgtheater dem Norddeutschen Wilbrandt vorbehalten, sich dieses Verdienst zu erwerben. Bei manchen Theaterherrschaften gab es darob vornehmes Nasenrümpfen und Persönlichkeiten, welche gegen die Aufführung alltäglichster Schwankware nicht das geringste einzuwenden hatten, ja den „Hüttenbesitzer" als „feines vornehmes Salonstück" priesen, erschraken über die harmlosen Derbheiten Raimunds und kurze Zeit darauf über die kernige Sprache Anzengrubers. Eine merkwürdige, jedenfalls charakteristische Tatsache bleibt es, daß die eigentlichen Bedenken nicht etwa bei Raimund in dem schwächeren Teil der hochdeutsch geschriebenen poetischen Phrasen, bei Anzengruber in der Tendenz gesucht wurden, sondern in dem Dialekt. An der österreichischen Hofbühne, auf welcher in zahlreichen Stücken der sächsische, schwäbische, Berliner u. s. w. Dialekt anstandslos Platz gefunden, schien der einheimische österreichische Dialekt als minderwertig angesehen zu werden. Heute ist das glücklicherweise anders und Raimunds „Verschwender", sowie einzelne Werke des gewaltigsten österreichischen

Dramatikers Anzengruber gehören seit Jahren zu den Repertoire-stücken des Burgtheaters.

An Stelle unseres verstorbenen Generalintendanten Baron Hofmann, dem ich für sein mir oft bewiesenes Wohlwollen dankbare Erinnerung bewahre, trat der Geheimrat Freiherr von Bezecny, der Gouverneur der Österreichischen Bodenkredit-anstalt.

Durch die Liebenswürdigkeit des Regierungsrates Dr. Glossy erhielt ich zu meinem Geburtstage eine wertvolle Reliquie, mehrere Kopfhaare Raimunds aus dem Medaillon seiner Freundin Antonie Wagner. Anläßlich eines Dankbesuches, den ich dem Herausgeber der Werke Raimunds machte, zeigte er mir das mit unendlichem Fleiße gesammelte Material zu einer ausführlichen Biographie unseres Volksdichters. Neu und interessant war mir die Mitteilung, daß Raimund nachweisbar als armer Mann gestorben sei und sich vielleicht auch seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse halber den Tod gab. Raimund, für seine Person genau und sparsam im Geldausgeben, hatte für den verschuldeten Vater seiner Freundin einen hohen Betrag gezahlt und sich auf diese Weise seiner Mittel entblößt. Aus mehreren noch unveröffentlichten Briefen entnahm ich, daß Raimund auf Nestroy nichts weniger als gut zu sprechen war. Dr. Glossy zeigte mir u. a. eine Büste Raimunds, ferner ein seltenes Bild, auf welchem Raimund, Schuster, einer der bedeutendsten Schauspieler damaliger Zeit, Strauß, Lanner und der berüchtigte Graf Jarosinsky, im Kaffeehause sitzend, dargestellt sind; Dr. Glossy teilte mir auch mit, daß nach des Chronisten Wimmer eigenem Geständnis die Gedenktafel für Raimund in Wien nicht am Geburts-, sondern am Nachbarhause angebracht worden sei. Über dem Schreibtische des Bibliothekvorstandes der Stadt Wien hing in bescheidener Größe der letzte Kranz Raimunds, heute in meinem Besitze. Mit pietätvoller Wehmut betrachtete ich die Schädeldecke Raimunds, an der die Verwundungsstellen genau zu erkennen waren. Ich hatte eine unvergeßliche Stunde im Bannkreis Raimundscher Reliquien verlebt.

Zu Beginn des Jahres 1886 schwirrten im Burgtheater Gerüchte von der Direktionsmüdigkeit Wilbrandts herum und

als bald darauf unser Chef einen zweimonatlichen Urlaub antrat, prophezeiten die Alleswisser seinen baldigen Abgang.

In dem französischen Schauspiel „Denise“ hatte ich wieder einmal Gelegenheit, Frau Gabillon, die mir von jeher als eine der vollendetsten Schauspielerinnen des Burgtheaters galt, in einer ihrer Glanzrollen als Frau von Thauzette zu bewundern. Diese vornehme Künstlerin schuf stets aus dem Ganzen. Ihre Leistungen waren mit den erprobten Waffen ihres Geistes und ihrer großen Bühnenerfahrung stets einheitlich durchgeführt und siegreich stand sie da in dankbaren und undankbaren Aufgaben. Über eine feine Gestalt und große Distinktion verfügend, lag ihre Stärke in einer nuancenreich ausgebildeten Darstellung, in einer geschulten Mimik und in einer trefflich und scharf pointierenden Redeweise. Sie fand nicht nur, sie erfand in ihren Rollen und es war gewiß nicht das Schlechtere, was sie auf diese Weise zutage förderte. Ihr Können war von einem durchdringenden, scharfen Kunstverstande geschliffen wie der feinste Brillant. Anfangs Februar konnte ich zu Gunsten des Maria Theresien-Hospitals im Karltheater meine Lieblingsrolle, den Botosány im „Jourfix“ spielen und der lebhafte Beifall des Publikums erinnerte mich an die entschwundene schöne Stadttheaterzeit.

Bei einer Mitte März abgehaltenen Konservatoriumsprüfung wurde ich der Fürstin Metternich vorgestellt, die mir in schmeichelhafter Weise ihr Bedauern aussprach, mich jetzt so selten auf der Bühne zu sehen. An diesem Abende machte ich auch die Bekanntschaft des genialen Komponisten Bruckner, der freundliche alte Herr blieb mir stets ein Musterbild echt künstlerischer Bescheidenheit.

Zwei glänzende Anträge, einer von Direktor Neumann in Prag, der mich für zehn Jahre als artistischen Leiter seines Schauspiels und als Charakterkomiker engagieren wollte, und ein neuerlicher Antrag von Pollini in Hamburg, ließen mich bei fortwährendem Hin- und Hererwägen lange Zeit nicht zur Ruhe kommen.

Eine erkleckliche Zahl von Burgtheaterjubiläen, die mit dem großartigen Ehrenabende der Tragödin Frau Wolter ihren vorläufigen Abschluß fanden, zogen an mir vorüber. Mit den

beiden Sommermonaten kam infolge von Erkrankungen, Urlauben, Badereisen einzelner Kollegen auch diesmal manche Rolle ins Haus geflogen, und mein Theaterkontrollbuch beweist mir, daß ich in dem heißen Monat Juni stets einer der meistbeschäftigten Hofschauspieler war.

Die Gemeinde Gutenstein, die den fünfzigsten Todestag Ferdinand Raimunds nicht ohne Feierlichkeit vorübergehen lassen wollte, lud mich ein, das Arrangement einer Raimundfeier zu übernehmen und ich begann sofort alle hiezu nötigen Schritte einzuleiten. Auf meine Einladung kamen dann zu den Pfingstfeiertagen Anzengruber, Dr. Glossy und Dr. Bettelheim zu einer Komiteesitzung nach Gutenstein, in welcher das Programm des Festtages erwogen und festgestellt wurde.

Der zurückgekehrte Direktor, dem ich von den Anträgen Neumanns und Pollinis Kenntnis gab, riet mir, vor den Ferien keinen voreiligen Entschluß zu fassen und vertröstete mich in seiner liebenswürdigen, milden Weise auf neue Rollen, die der kommende Winter bringen sollte. Ein zweites rollenarmes Theaterjahr war vorüber!

Ich hatte in dem mir liebgewordenen, reizend gelegenen Waldnest Gutenstein von jetzt ab ständigen Sommeraufenthalt genommen und zu diesem Behufe für eine Reihe von Jahren das gräflich Hoyossche Verwalterhaus gepachtet. Unter den Gutensteiner Villenbesitzern und Sommergästen fand ich bald neue liebe Freunde, wie den Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Johannes Krückl, seinen Bruder, den Generaldirektor der Tabakregie Hofrat Dr. Josef Krückl, meinen lach- und lebelustigen Freund Trebesiner, heute noch Notar und eifrig treuer Tarokkollege in Gutenstein, Sektionschef Baron Kolbensteiner, Hofrat Hampe und die Doktoren Frühwald und Lick. Ausgiebige Märsche in Gutensteins abwechslungsreicher Umgebung im Sommer, heitere, von unserem jovialen Kapo Dr. Johannes im Winter in Wien arrangierte „Gutensteinerabende“ ließen mich oft die Misere meines Burgtheaterengagements vergessen.

Am 8. September 1886, am fünfzigsten Todestage Ferdinand Raimunds, fand am Grabe des Dichters eine würdige Gedächtnisfeier statt. Tausende von Menschen, zahlreiche Landleute der Umgebung, viele Gäste aus Wien hatten

den Friedhof besetzt oder hatten sich auf den Anhöhen, die den Gottesacker einrahmen, gelagert. Anzengruber sprach einen selbstverfaßten, warm empfundenen poetischen Nachruf, hierauf sang der Wiener Männergesangverein unter Kremsers Leitung zwei stimmungsvolle Chöre, schließlich rezitierte ich Raimunds schönstes Gedicht: „An Gutenstein!“ Als ich die letzten Zeilen, die bekanntlich seinen Wunsch ausdrücken, dereinst hier begraben zu werden:

„Und schließt die Kunst mich einst aus ihrem Tempel aus,
Verbirg mein graues Haupt in deinem grünen Haus!
Dann mag sich meine Lebenssonne neigen,
Dann will ich in dein kühles Brautbett steigen;
In deinem Schoß ruh' mein Gebein,
Mein Grabmal sei in Gutenstein.“

gesprochen, erklang im pianissimo der Sänger als Schlußwort der Feier das wehmütige Lied aus dem „Alpenkönig“: „So leb' denn wohl, du stilles Haus . . .“ Kein Auge blieb trocken und die pietätvolle Huldigung, den Manen unseres edelsten Volksdichters dargebracht, übte auf jung und alt mächtigen Eindruck. Alle Wiener Theater, mit Ausnahme des k. k. Hofburgtheaters, hatten Deputationen und Blumenschmuck gesendet, die Münchner Hofbühne, das Mannheimer Hof- und Nationaltheater, die Bühnen von Hamburg, Breslau, Graz, Prag u. s. w. sowie die Frauen Gutensteins spendeten herrliche Kränze. Die Stadt Wien, der Journalisten- und Schriftstellerverein Concordia hatten ihre Vertreter geschickt. Viele Wiener Schauspieler und Sänger waren zur Feier hinausgekommen. Nach gemeinsamem Mahle wurden die fremden Deputationen und Gäste von der gegenwärtigen Besitzerin der Raimund-Villa Frau Wasserburger eingeladen, der Enthüllung einer Gedenktafel im Parke beizuwohnen. Zum Schluß will ich einer rührend heiteren Episode gedenken, die sich am Bahnhofe beim Empfang des Wiener Männergesangvereines abspielte. Ich hatte unserem Gemeindevorstand, einem schlichten einfachen Manne, nahegelegt, einige Begrüßungsworte an die Gäste zu richten. Als nun Dr. Olschbauer und Chormeister Kremser mit den Sängern ausgestiegen waren, ging Bäckermeister May auf sie zu und sprach die

naivherzlichen Worte: „Es freut uns sehr, daß Sie auch unsern Herrn von Raimund besuchen kommen!“

## II.

Zu Beginn der Saison 1886/87 hatte die Zahl meiner Privatschüler abermals zugenommen und da sich durch die andauernde Krankheit Baumeisters auch meine Beschäftigung am Burgtheater hob, sah ich mich gezwungen, meine Lehrstelle am Konservatorium, die mir viel Freude und Erfolg gebracht hatte, zurückzulegen. Ein in hochherzigen Worten abgefaßtes Dankschreiben der Direktion der Gesellschaft der Musikfreunde entließ mich aus dem mir liebgewordenen Amte.

Am 25. November 1886 verlor ich in dem vornehmen Dichter und Menschen Dr. Leopold Kompert einen ehrlichen Freund und Gönner. Im Hause Dr. Hebras verbrachte ich um diese Zeit manchen vergnügten Abend in der angenehmen Gesellschaft des heiteren Hausherrnpaares sowie des früh dahingeschiedenen Bildhauers Tilgner.

Meine künstlerische Beschäftigung am Burgtheater war allerdings stärker geworden, aber ich kam immer mehr zu der für mich betrübenden Einsicht, daß mir insbesondere gute Rollen meiner eigentlichen Fachsphäre vorenthalten blieben. Als daher Anfangs Dezember in „Kabale und Liebe“ die meiner Individualität zusagende Rolle des Musikus Miller, die ich schon unter Laube mit vielem Glück gespielt, infolge der Krankheit Baumeisters neu zu besetzen war, Herrn Lewinsky, mir aber dessen bisherige Rolle, der Sekretär Wurm, zugeteilt wurde, bat ich Direktor Wilbrandt um eine Unterredung, bei welcher ich in gebührender Weise meinen Standpunkt dahin feststellte, daß ich weder aus Utilitäts- noch anderen Gründen den Rollenkreis, in welchem ich mich seit 16 Jahren mit ziemlichem Glück erprobt, aufzugeben gedenke und eher bereit wäre, aus dem Burgtheater zu scheiden. Bald darauf wurde mir die Rolle des Wurm abgenommen und nach mehrfachen Verhandlungen über meine künftige Beschäftigung kam es, da auch der Generalintendant,

wie mir Direktor Wilbrandt in schmeichelhafter Weise mitteilte, für meine dauernde Festhaltung am Burgtheater war, zu Beginn des Jahres 1887 zu einem weiteren Vertragsabschlusse, der mich bis August 1894 dem Burgtheater verpflichtete. Gleichzeitig wurde mir die Verleihung des Dekretes in baldige Aussicht gestellt.

Ende Dezember ging „Ödipus“, in sorgsamster Weise vorbereitet, in Szene; in dieser erhebenden Aufführung erntete mein leider frühverstorbener Kollege Emmerich Robert für die herrliche Darstellung der Titelrolle einen seiner wohlverdienten Triumphe.

Mit ihm, der am 28. Mai 1899 starb, verlor das Burgtheater einen edlen, vornehmen Künstler. Ohne die großen Mittel anderer Heldenspieler erzielte er doch mächtige rhetorische Erfolge, da er sein Organ mit großer Sicherheit beherrschte. Mit eisernem Fleiß, den er auch undankbaren, von vornherein verlorenen Aufgaben widmete, verband er hervorragendes Pflichtgefühl und ehrliche Achtung vor seiner Kunst bildete einen seiner schönsten Vorzüge.

Wir in Wien lebenden Steiermärker gründeten zur Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute den Verein der deutschen Steirer, dem ich als Ausschußmitglied durch eine Reihe von Jahren mit meinem lieben Landsmanne Grasberger angehörte.

In den ersten Monaten des Jahres 1887 trat zum erstenmale die Idee von der Errichtung des deutschen Volkstheaters in Wien, als eines Ersatzes für die verloren gegangene Bühne auf der Seilerstätte, vor die Öffentlichkeit. Im Verkehr mit Anzengruber, von Schönthan, Baurat Fellner und Kollegen Nötel hörte ich stets von den Aussichten und Fortschritten der neuen Theaterunternehmung. In der Generalintendanz der Hoftheater wurde gleichzeitig das Projekt eines zweiten Hofschauspielhauses, wie München und Dresden solche besitzen, eifrig besprochen, bald aber fallen gelassen, weil man in Burgtheaterkreisen, wahrscheinlich das traurige Schicksal des Stadttheaters noch vor Augen, an ein Gedeihen des zu gründenden Volkstheaters nicht glaubte und sich der Hoffnung hingab, nach ein oder zwei Jahren das Haus im Weghuberpark übernehmen zu können. Das Vertrauen zu neuen Theatergründungen war

nach den schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre selbst in Bühnenkreisen ein sehr geringes.

Unmittelbar nach dem Festtage des fünfundzwanzigjährigen Burgtheaterjubiläums der großen Tragödin Wolter verkündeten die Journale den ernstlichen Entschluß Wilbrandts, von der Direktion des Burgtheaters zurückzutreten. Die unvermutete Nachricht brachte, wie dies stets bei so wichtigen Personalveränderungen einzutreten pflegt, nicht geringe Aufregung in die Künstlergemeinde des Burgtheaters und alle möglichen und unmöglichen Direktionskandidaturen tauchten auf und verschwanden. Ende Mai kam Dr. Förster nach Wien und, wie man richtig vermutete, trat die Generalintendanz mit dem Berufensten aller Bewerber in ernste Verhandlungen. Gegen Schluß der Saison spielte ich die Rolle des alten Fourchambault, die ich schon im Stadttheater kreiert hatte, in Augiers interessantem Schauspiel: „Haus Fourchambault," das im Burgtheater trotz einer fast allseitig anerkannten glänzenden Darstellung lange nicht den vollen Erfolg hatte, den es einst auf der Seilerstätte gefunden. Während meine Leistung in sämtlichen damals erschienenen Kunstkritiken sich des einstimmigen Beifalls erfreuen durfte und, um nur eine derselben zu erwähnen, Ludwig Ganghofer im „Neuen Wiener Tagblatt" über mich schrieb: „Tyrolts Fourchambault war eine doppelt willkommene Erquickung. Über diese staunenswerte Natürlichkeit des Spiels, diese herzliche Wärme der Sprache, diese schlichte Wahrheit der ganzen Zeichnung könnte man lange Spalten schreiben; und doch erschöpft sich das ganze Lob in einem einzigen Worte: das war ein Mensch von Fleisch und Blut, mit Herz und Leben. Wir betrachten es als das beste Verdienst dieser Neuaufführung, daß sie einem so trefflichen Künstler, wie Herrn Tyrolt, wieder einmal Gelegenheit gegeben hat, Zeugnis abzulegen von seinem reichen Können" — wurden Generalintendanz, Direktion und meine Wenigkeit von meinem kritischen Gegner in der „Neuen Freien Presse" mit den Worten zurechtgewiesen: „Man streiche vom Theaterzettel den ersten Namen, den uns ein unerforschlicher Ratschluß der leitenden Mächte leider auf weitere zehn Jahre geschenkt hat, so wird man die übrigen Namen so ziemlich mit Lob herunterlesen

können.“ Bei solchen Gegensätzen und beinahe humoristisch wirkenden Widersprüchen kritischer Meinungen dürfte man es eigentlich den Schauspielern kaum verübeln, wenn sie mitunter der Glaubhaftigkeit und dem Ernste ihrer Beurteiler gelinden Zweifel entgegenbringen.

Wenige Wochen später erhielt ich durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers das Dekret, laut welchem ich zum k. k. Hofschauspieler ernannt wurde. Am 27. Juni hatte ich die Ehre, mich bei Sr. Majestät in einer Einzelaudienz für die mir zuteil gewordene Auszeichnung zu bedanken. Nachdem der Monarch sich in anerkennendster Weise über meinen Moulinet im „Hüttenbesitzer“, den er oft gesehen, geäußert hatte, drückte er seine Freude aus, mich jetzt doch öfter auf der Bühne zu finden und mit einer leutseligen Erkundigung über Gutenstein wurde ich entlassen. Auch beim Obersthofmeister, dem Fürsten Hohenlohe, sowie bei dem Generalintendanten Baron Bezecny wurde ich freundlich empfangen. Während ersterer nur bedauerte, mich jetzt nicht mehr als Ungar im „Jourfix“ sehen zu können, sprach der letztere die mich ehrende Hoffnung aus, mich nun wohl für immer dem Burgtheater erhalten zu haben.

Am vorletzten Junitage verabschiedete sich Adolf Wilbrandt als Direktor von seinen ihn hochverehrenden Künstlern des Burgtheaters. Wie mancher seiner Vorgänger, war er aus literarischen Kreisen ins Burgtheater gekommen. Laube und Dingelstedt hatten in kürzerer Zeit das erworben, was allein den Theaterdirektor zum selbständigen, gegen alle Einflüsse und Einflüsterungen gewappneten, unnahbaren Herrscher macht, die genaue Kenntnis der Bühne, der Schauspieler und der Regiekunde. Wilbrandt war nach meiner unmaßgeblichen Meinung eher ein feinfühliger Dramaturg, als ein vorzüglicher Regisseur. Eine Dichtung verstehen und eine solche lebendig machen, wirksam auf die Bühne stellen, ist zweierlei. Feinfühlige dramaturgisch-ästhetische Bemerkungen machen, philologische Aufklärungen geben, Stücke einrichten, Übersetzungen liefern — das alles erschöpft noch nicht den Begriff der Regie. Dazu gehören noch selbständige, erfolgreiche Inszenierung dramatischer Werke, Schauspielererziehung, Pflege eines vielseitigen Repertoires. Wilbrandt war eine vornehm denkende, liebenswürdige,

milde, geistig stolze und eigenwillige Dichternatur. Er war ein Verehrer der Klassiker und welcher Gebildete wäre das nicht? Aber ein Theaterdirektor kann z. B. ein Schätzer Goethes sein und würde, falls er dessen Stücke innerhalb einer Woche mehreremale auf den Spielplan setzte, doch Gefahr laufen, seinen Lieblingsdichter vor schwachen Häusern gespielt zu sehen. Kein Theaterpublikum, auch das Publikum des Burgtheaters nicht ausgenommen, verträgt alle Tage Bratenkost, es will mitunter auch — dramatisches Rindfleisch!

Am 14. August 1887 trugen wir unter großer Beteiligung des Publikums eine der sympathischesten jungen Künstlerinnen des Burgtheaters, Fräulein Josefine Wessely, zu Grabe. Voll Anmut und Grazie, warmer, seelenvoller Töne fähig, edel und schön im Wesen, gehörte sie zu den vielversprechenden Talenten der deutschen Bühne. So glücklich und sorgenlos ihre Bühnenlaufbahn begann, so traurig endete sie. Josefine Wessely hatte in der Direktion und in dem tonangebenden Kritiker des Burgtheaters, wenn auch nicht offene Feinde, so doch keinesfalls fördernde Freunde gefunden.

Adolf Ritter v. Sonnenthal, der formvollendetste, vielseitigste Künstler, der gesellschaftlich vornehmste Repräsentant des Burgtheaters, hatte, wie schon öfters bei direktionslosen Intervallen die provisorische Führung des Institutes übernommen. Sonnenthal erfreut sich nicht nur als Künstler und einflußreicher Oberregisseur, sondern auch als Mensch aller Sympathien. Er ist der Pflichteifrigste des ganzen Burgtheaters, was um so höher anzurechnen ist, als gerade er infolge der Bevorzugung, die ihm von allen Seiten zuteil wird, am leichtesten in dieser Hinsicht sündigen könnte. Er ist stolz auf das Burgtheater und gibt diesem Stolze Ausdruck; er ist strenge gegen sich, wohlwollend gegen andere. Sonnenthal hat von der Pike auf gedient; seinen jungen Kollegen steht er gerne hilfebereit zur Seite — ein charakteristischer Zug dieses liebenswürdigen Schauspielers, der sich stets bestrebte, seine Ideale schön und rein zu bewahren.

Zum Besten der Schröderstiftung wurde im Opernhause Anzengrubers neuestes Drama „Stahl und Stein“ aufgeführt. Frau Schratt, Herr Lewinsky und ich waren im Besitze der führenden Rollen. Stück und Darstellung erfuhren günstige,

aber auch widersprechende Urteile; während auf der einen Seite von einer „flachen Boulevardgeschichte“ gesprochen wurde, bezeichnete man andererseits den letzten Akt als „das Gewaltigste, das seit Jahren im Tragischen erschienen“.

Meine guten Vorsätze, ein „demütiges, stillzufriedenes Mitglied des Burgtheaters“ zu werden, wie ich sie in meinem Tagebuche bei einer Sylvesterbetrachtung 1887 ausgesprochen finde, wo ich in ruhigen, resignierenden Worten von der Gleichförmigkeit der Theaterlage und der Unbedeutendheit meiner künstlerischen Arbeiten spreche, schließlich dem Wunsche Ausdruck gebe, daß „bis zum Jahre 1894 bei Herrn Tyrolt keine Revolution ausbrechen darf“ wurden durch die abermalige Zuteilung mehrerer nichtssagender kleiner Rollen über den Haufen geworfen. Ich richtete demzufolge am 26. Januar 1888 nachstehende Beschwerdeschrift an Direktor Sonnenthal:

„Es ist, wie mir dies Euer Hochwohlgeboren zugestehen werden, nicht meine Gewohnheit, einer hochlöblichen Direktion mit fortwährenden Wünschen, Klagen und Bitten lästig zu fallen. Es ist dies um so weniger meine Gewohnheit, als ich derartige Versuche, auf privatem Wege die Verbesserung einer Stellung zu erreichen, als inkorrekt und als ein testimonium paupertatis für die eigene Person auffasse. Allein das nunmehr schon Jahre andauernde völlige Brachliegen und Nichtberücksichtigen meines Talentes, die weder meiner früheren Stellung in der Wiener Theaterwelt noch meinen hierortigen Bezügen in keiner Weise entsprechende Beschäftigung zwingen mich, endlich Euer Hochwohlgeboren mit diesem ergebensten Schreiben zu behelligen. Als ich im Jahre 1882, also zwei Jahre vor dem Brande des Wiener Stadttheaters, die Ehre hatte, mit der damaligen Direktion des k. k. Hofburgtheaters einen Vertrag abzuschließen, infolge dessen ich im September 1884 in den Künstlerkreis der ersten deutschen Bühne eintrat, habe ich mich in bescheidener und richtiger Erwägung der Verhältnisse keineswegs der sanguinischen Hoffnung hingegeben, sofort eine erste künstlerische Stellung, wie ich selbe durch mehr als zehn Jahre am Wiener Stadttheater innegehabt, einnehmen oder beanspruchen zu können. Als aufrichtiger Verehrer des Burgtheaters und seiner hohen künstlerischen Intentionen begriff

ich, daß maßgebendenortes von jedem neuen Mitgliede eine künstlerische Einbürgerung in den Verband des Burgtheaters gewünscht wird, welche natürlich eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt. Wenn ich mir bei diesen gewiß nicht unkünstlerischen Anschauungen doch nunmehr erlaube, an Euer Hochwohlgeboren mit der ergebenen Bitte um eine entschiedene Verbesserung meiner künstlerischen Stellung im Burgtheater oder im Falle der Nichtgewährung derselben um meine Entlassung aus dem Hoftheaterverbande heranzutreten, so dürfen sich Euer Hochwohlgeboren überzeugt halten, daß mich hiezu nur die ehrliche Sorge um meine künstlerische Existenz, der in mir wachsende Zweifel, jemals im Burgtheater eine meinem eigentlichen Können entsprechende Beschäftigung zu finden und ein durch die bereits jahrelang andauernde Unzufriedenheit und Untätigkeit genährter Zustand nervöser Aufregung und physischen Unbehagens veranlassen konnten. Abgesehen von einer geringen und vorwiegend falschen Beschäftigung in den ersten Jahren meines Engagements, waren mir in dieser Zeit auch Demütigungen und Kränkungen nicht erspart geblieben, als welche ich die Umgehung meiner Person bei Besetzung verschiedener, von mir bereits unter Laube mit Erfolg gespielter Rollen mit Fug und Recht anzusehen berechtigt war.

Ich habe in den verflossenen Jahren durch pflichtgetreue und gewissenhafte Übernahme kleinster und nicht selten undankbarer Rollen meinen guten Willen wie meine Bescheidenheit wohl zur Genüge erwiesen, ich habe in den zwei Jahren, als das Burgtheater zwei seiner ersten Mitglieder infolge langwährender Krankheit entbehren mußte und auch neuerdings mit größter Bereitwilligkeit die Rollen der Erkrankten binnen 24 Stunden, ja oft über eine Nacht übernommen und nach bestem Wissen und Können zur Darstellung gebracht. Hochgeehrter Herr Direktor, ich fühle mich zu stolz, als daß ich darüber klagen wollte, überhaupt undankbare und zweite Rollen zu spielen, aber nur oder überwiegend undankbare Aufgaben bewältigen zu müssen, kann jeden, auch den besten Schauspieler um seine bisherige Stellung in der Theaterwelt und um den künstlerischen Kredit bringen, den er sich vielleicht durch ernstes Streben und Fleiß mit dem Aufgebote seiner Kräfte redlich

erworben hat. Wie schon erwähnt, richtet sich mein ergebenstes Gesuch unter gefälliger Berücksichtigung der vorgebrachten Gründe auf die entschiedene Verbesserung meiner künstlerischen Stellung am Burgtheater. Sollte es nicht in den Intentionen Euer Hochwohlgeboren liegen, diesem meinem ergebensten Gesuche zu willfahren, so stelle ich in einem die innige Bitte, mich aus dem Verbande des Burgtheaters gütigst zu entlassen, bezw. höheren Ortes meine Entlassung befürworten zu wollen. So hoch ich auch die Ehre zu schätzen weiß, Mitglied des Burgtheaters zu sein, so werden Euer Hochwohlgeboren in gerechter Erwägung der Verhältnisse es einem 39-jährigen tatendurstigen und spieleifrigen Schauspieler, der das Burgtheater nicht als eine Versorgungsanstalt anzusehen gewillt ist, nicht verübeln, wenn er um gütiges Wohlwollen und um Verbesserung seiner Berufsstellung bittet, deren Unbedeutendheit nicht nur meine Gesundheit schädigt, sondern mich nach und nach dahin bringen könnte, mir meinen ganzen Beruf gründlich zu verleiden."

Daraufhin wurde von der Direktion die Rücknahme zweier kleiner, mir eben zugeteilter Rollen angeordnet und ich erhielt von Sonnenthal folgenden freundlichen Bescheid: „Wertester Freund, ich kann Ihnen nicht in allen Punkten Ihrer angeführten Klagen und Beschwerden recht geben, aber ich kann mich vor allem auf Ihren künstlerischen Standpunkt stellen und von diesem Gesichtspunkte aus will ich in meinem noch kurz andauernden Provisorium mein Möglichstes tun, um Ihren künstlerischen Ehrgeiz zu befriedigen..."

Am Neujahrstage war plötzlich mein armer Vater erkrankt und die ärztliche Untersuchung ergab ein schweres Herzleiden. Trübe Zeit stand uns bevor. In wehmutsvoller Stimmung feierten wir mit meinen guten Eltern deren vierzigsten Hochzeitstag. Das Leiden meines Vaters machte rapide Fortschritte, wir brachten den Kranken frühzeitig in seine Gutensteiner Landwohnung und als ich am 1. Mai 1888 auf einige Stunden zum Besuche hinausgekommen, von ihm Abschied nehmend, seine Wange küßte, hielt er mich lange bei der Hand und entließ mich mit den trostlosen Worten: „Behüt dich Gott, wir werden uns nicht mehr sehen!" Am nächsten Morgen erhielt ich in Wien auf der Probe die traurige Nachricht von dem in

der Nacht erfolgten Ableben meines guten Vaters. Mit ihm schied ein Mann von schlichtem Wesen, scharfem Verstande und einem unerbittlichen Rechtsgefühl aus der Welt. Leutselig und bescheiden, namentlich kleinen Leuten gegenüber, erwarb er sich die Achtung aller, die ihn kannten. Meine Ernennung zum wirklichen Hofschauspieler war seine letzte Freude!

Wenige Wochen vorher starb mein liebenswürdiger Kollege und Leidensgefährte am Burgtheater, der Komiker Karl v. Bukovics. Er erlag einem Herzleiden, das durch die mannigfachen Kränkungen und Aufregungen der letzten Jahre erheblich gefördert worden war.

Meine durch den so schweren Verlust meines Vaters ohnedies trübe und mißmutige Stimmung wurde bald durch eine von mir als neuerliche Demütigung bitter empfundene Zurücksetzung bei der Besetzung einer Rolle, für welche von Paris aus auf meine Person aufmerksam gemacht worden war, verschärft. Der mir besonders zusagende Abbé Konstantin in dem gleichnamigen französischen Schauspiele, ein würdiges Seitenstück zum Schulmeister Florentius, wurde anderweitig vergeben und die im ungarischen Nationaltheater durch Freund Ujházy als köstlichen Abbé zum Zugstück gewordene französische Komödie verschwand im Burgtheater nach der vierten Aufführung.

In den Sommerferien, die ich im häufigen Verkehr mit dem ebenfalls in Gutenstein weilenden Kollegen Baumeister verbrachte, hielt ich in den Wanderversammlungen des Wiener-Neustädter Lehrervereines mehrere Vorlesungen über Ferdinand Raimund. Nach einer im August unternommenen Reise in das Salzburgische und nach München erkrankte meine Frau und ihr lange dauerndes schweres Siechtum, das die Ärmste über ein Jahr an Bett und Zimmer fesselte, brachte neuen Kummer und neue Sorge in mein Haus.

Zu Beginn der Saison 1888/89 verlor das Burgtheater durch den Tod einen seiner hervorragendsten Künstler, den Altmeister der Wiener Komiker, Wilhelm Meixner. Schon seit Ende Juni kränkelnd, erlag er nach wenigen Monaten einer Herzlähmung. Meixner war wohl eine der originellsten und charakteristischen Künstlererscheinungen Wiens. Wie Baumeister, ein ganzer Kerl, eine Rassenatur, ein gottbegnadetes Talent.

Wenn es Meixner innerhalb einer vierzigjährigen glanzvollen Dienstzeit im Burgtheater nicht gelang, das Regieamt zu erlangen, zu welchem er die intellektuelle Befähigung vollauf mitbrachte, so müssen die Gründe hiefür vielleicht in dem Menschen gesucht werden, der sich allerdings keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Wie viel Schuld hiebei auf seine und auf Rechnung seiner — Umgebung zu setzen wäre, fühle ich mich nicht berechtigt, zu untersuchen, obwohl Meixner gerade über dieses Thema einmal ausführlich und eingehend sich mit mir unterhielt. Er war ein Meister des Wortes und der Darstellung, ein Schule machender Charakterkomiker. Scharf und kantig als Mensch liebte er als Schauspieler die ernste und heitere scharfe Charge, den kaustischen Witz, die schneidigen und sarkastischen Bühnenfiguren. Er vergaß nie über dem Komiker den Charakteristiker; für ihn waren komische Menschen nicht immer dumme Menschen, wie das so mancher Fachgenosse zu glauben scheint. Als bitteres Unrecht erschien ihm seine unbedeutende Beschäftigung in den Lustspielen Molières, wo er der berufenste Darsteller des Geizigen, des eingebildeten Kranken u. s. w. sich mit minderwertigen Episodenrollen begnügen mußte. Als sauertöpfischer Griesgram und verbissener Mensch gehörte er natürlich nie einer Clique des Burgtheaters an, über die er sich mitunter in seinem beißenden, drastischen Humor treffend ausließ. Unter dem Spitznamen der „giftigen Hofkröte" in Theaterkreisen bekannt, schildert ihn der launige Epigrammdichter des Burgtheaters mit folgendem Verslein:

„Zeigt er Dir sein Bulldogggesicht,<br>
So gefällt er Dir sicher nicht;<br>
Doch es faßt Dich ein Schauder an,<br>
Grinst er Dich gar gemütlich an!"

In der ersteren Zeit beschränkte sich mein Verkehr mit Meixner auf höfliches Grüßen, das von ihm widerwillig erwidert wurde. Meixner hatte sich, von seinem Standpunkte mit Recht, über meine und Bukovics' hohe Gagen wirklich geärgert und den lebendig vor ihm herumlaufenden präsumtiven Fachnachfolgern schnitt er natürlich ganz ausnehmend böse Gesichter. Nach einiger Zeit traten wir beide uns auf den

Proben und später durch gleichzeitigen Aufenthalt in einer Tiroler Sommerfrische etwas näher. Ich schmeichle mir, dem alten Herrn und von mir hochverehrten Künstler kein zu unangenehmer Gesellschafter geworden zu sein, wenn er es auch bei solchen Anlässen nie unterdrücken konnte, dem jüngeren Fachkollegen hie und da einen Seitenhieb zu versetzen. Als er mich einst, als ehemaligen Juristen, über die Erbschaftssteuer, die in Österreich zu zahlen sei, frug und ich ihm diesbezüglichen Bescheid gegeben, schloß er unsere Unterredung mit den Worten: „Aber sterben, lieber Herr Tyrolt, tu' ich noch lange nicht!“ Ein anderesmal sollte ich ihm eine Route bezeichnen, wie er aus seiner Sommerfrische am billigsten an das Meer kommen könne, um dasselbe seiner Tochter zu zeigen. Da er den Sommer bei Tarvis verbringen wollte, schlug ich ihm vor, über Laibach nach Nabresina und von da mittels Wagen nach Optschina zu fahren, um den herrlichsten Blick auf das Meer und Triest zu genießen. Am Abend desselben Tages kommt Meixner mit dem bösesten Gesicht auf mich los, guckt mich eine Weile mit durchbohrenden Blicken an und sagt: „Herr Tyrolt! In Triest ist ja die Cholera! — Haben Sie das gewußt?“

Urdrollig war er, wenn er, ausnahmsweise gut gelaunt, heitere Stückchen aus seinem früheren Bühnenleben zum besten gab, so die Geschichte von dem Detmolder Theaterdirektor Pichler, der bei trübem Himmel im Bühnenraum die Donnermaschine funktionieren ließ, damit die Detmolder, ein nahendes Gewitter befürchtend, lieber ins Theater gingen, oder wenn er mit drastischer Lebhaftigkeit die köstliche Szene schilderte, wie er, als blutjunger Schauspieler einer Ungehörigkeit halber von seinem Berliner Direktor Cerf mit dem Stocke verfolgt, sich in ein großes Ofenloch rettete und als Cerf die Ofentüre besetzte und ihn fassen wollte, in seiner Todesangst sich nicht anders zu helfen wußte, als gleich einer Tigerkatze dem verblüfften Theatertyrannen an den Hals zu springen, ihm den ganzen Kohlenruß ins Gesicht zu reiben und zu entfliehen.

Am 12. Oktober 1888 verließen wir für immer den hundertjährigen, weltberühmt gewordenen Musentempel am Michaelerplatz. „Iphigenie“ hatte das letzte Wort im altehrwürdigen Hause. Umgeben von sämtlichen Mitgliedern



Tyrolt als Briefträger in „Lolos Vater“.



des Burgtheaters trat Sonnenthal vor und sprach den von Baron Berger verfaßten poetischen Abschiedsgruß. Nachdem der Vorhang gefallen war, wurde Champagner gereicht und nach warmempfundener Rede unseres Oberregisseurs brachten wir ein Hoch auf unseren allergnädigsten Kaiser aus, der unserer Kunst ein neues glänzendes Heim geschaffen hatte. Au meiner Garderobentür — es war die einstige Garderobe Bekmanns und Meixners — schnitt ich mir zum ewigen Andenken einen Span heraus.

Zwei Tage später fand die feierliche Eröffnung des neuen Burgtheaters statt. Nach einem Prolog, bei dessen Schlusse alle Schauspieler in charakteristischen Kostümen erschienen, wurde Grillparzers „Esther“ und „Wallensteins Lager“ aufgeführt. Der feenhaft schöne Theaterpalast — die Feder sträubt sich, „Heim“ zu schreiben — wirkte auf Publikum und Künstler blendend. Luxus und überflüssige Pracht, wohin man sah! Die Einfachheit, die in jedem Schauspielhause, wo das Wort herrschen soll, am Platze ist, fehlte. Der herrliche Prachtbau zeigt von dem auserlesenen Geschmack seines Erbauers, der sich, ohne Rücksicht auf den eigentlichen Zweck dieses Hauses, ein Denkmal gesetzt hat.

Wenige Tage nach der Eröffnung des neuen Burgtheaters bat Sonnenthal um seine Enthebung von dem Posten des provisorischen Direktors und am 25. Oktober 1888 hörten wir den Namen unseres neuen Chefs: Dr. August Förster.

Eine auf mich lebhaft einwirkende Lektüre fand ich in den damals erschienenen Tagebüchern des ehemaligen Hofburgschauspielers Costenoble. Großes Interesse hatte für mich seine Zeichnung des damaligen Burgtheaters. Seine Bemerkungen über Direktion, Regie, Kollegen, Protektion u. s. w. gaben mir die wenig tröstliche Gewißheit — daß es nichts Neues unter der Sonne gibt! Anfangs November wurde uns durch Exzellenz Baron Bezecny auf der Bühne des Burgtheaters der neue Direktor vorgestellt. Allseitig wurde Dr. Försters krankhaftes Aussehen bemerkt.

Eine Zeitlang war ich durch das bevorstehende Erscheinen meines Stadttheaterbuches vielfach in Anspruch genommen und von meinem Künstlerjammer abgelenkt, als aber die beginnende

Verteilung des Meixnerschen Nachlasses für mich ungünstig ausfiel, kam ich nach reiflicher Überlegung zu dem festen Entschlusse, aus dem Burgtheater zu scheiden.

Meixner überließ mir und anderen bei Lebzeiten keine einzige Rolle. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich nie, weder bei ihm noch bei meinen Vorgesetzten, einen derartigen Wunsch habe laut werden lassen. Er selbst sagte einmal scherzhaft zu mir: „So lange ich da bin, werden Sie warten müssen; nach mir können Sie dann alles fressen — wenn Sie überhaupt die Rollen bekommen!“ Der alte Meixner kannte sein Burgtheater. Ich bekam sie auch wirklich nicht! Das heißt einzelne Episödchen oder größere Rollen in schwächeren Stücken, die fielen mir zu, die „guten Brocken“ wanderten in andere Hände.

Man hatte mir den „Musikus Miller“ verweigert, man hatte es nicht gewagt, mir die charakterkomische Rolle des „Abbé Konstantin“ anzuvertrauen, man überging mich bei der Besetzung des „Grafen Pernwald“ in der Novität „Cornelius Voß“ und nun kam eine erste große charakterkomische Rolle Meixners, der Giboyer im „Pelikan“, an Herrn von Sonnenthal. Also nach Meixners Tode auch noch keine ersten Fachrollen? — Ich wußte, was ich nun zu tun und zu denken hatte. Bei einer Unterredung mit meinem neuen Chef wurde ich sehr freundlich empfangen; Dr. Förster suchte mich zu beruhigen, anerkannte in schmeichelhaften Worten mein Talent und teilte mir schließlich mit, er wolle gemeinschaftlich mit mir im Laufe des nächsten Jahres das Vorurteil, das, wie man ihm mitgeteilt hätte, bei gewissen Persönlichkeiten gegen mich zu bestehen scheine, bekämpfen. Vier volle Jahre waren für mich bereits so gut wie verloren und nun sollte sich vielleicht ein fünftes anreihen? Das ging über meine Kraft und über meine Geduld. Am Krankenlager meiner Frau verfaßte ich mein Entlassungsgesuch, in welchem ich u. a. bemerkte: „Wenn ich es nun auch lebhaft bedauere, daß mein Talent, wie es allen Anschein hat, von Seite der maßgebenden Persönlichkeiten für nicht völlig stark genug erachtet wird, um eine erste künstlerische Stellung am k. k. Hofburgtheater zu bekleiden, so muß ich doch mit aller Ergebenheit auf das bestimmteste

erklären, daß ich bei einer Verwendung meines Talents für fast ausschließlich oder vorwiegend zweite und untergeordnete Rollen unter keiner Bedingung die Absicht habe, am k. k. Hofburgtheater zu verbleiben.“ Ende November überreichte ich das Gesuch einer hohen Generalintendanz, und um der mich peinigenden Situation ein für allemal ein Ende zu machen, veröffentlichte ich meinen Schritt in sämtlichen Wiener Journalen.

Der seit kaum drei Wochen im Amt fungierende neue Direktor, der wohl fühlen mochte, daß er mit der Wiederholung des ihm von dritter Seite zugekommenen Urteiles über einen seit 16 Jahren in Wien mit Erfolg tätigen Schauspieler vielleicht etwas zu weit gegangen war, richtete am 17. Dezember 1888 folgende Zeilen an mich: „Hochgeehrter Herr Doktor! Indem ich Ihnen die amtliche Erledigung Ihres Entlassungsgesuches, welche im zustimmenden Sinne erfolgt ist, übermittle, drängt es mich, Ihnen mein Bedauern auszusprechen, daß es mir nicht vergönnt war, Ihren Interessen förderlich zu werden. Ja, ich darf vielleicht die Vermutung aussprechen, daß Sie einige offene Äußerungen, welche meinerseits gefallen sind, mißverstanden oder falsch ausgelegt haben. Ich würde jedenfalls die Aufklärung dieser Mißverständnisse durch nochmalige persönliche Aussprache versucht haben, wenn Sie mir nicht durch die Publikation Ihres Entlassungsgesuches den Weg abgeschnitten hätten. Seien Sie fest überzeugt, daß ich Sie auf Ihrer ferneren Laufbahn mit meinen besten und aufrichtigsten Wünschen begleite. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst Dr. August Förster.“

Außerdem lud mich Dr. Förster für den 24. Dezember 1888 nochmals in sein Bureau, wo er mündlich mit vielem Bedauern sein Benehmen bei unserer ersten Unterredung zu rechtfertigen und zu entschuldigen suchte. Mit seiner freundlichen Versicherung: „Das letzte Wort haben wir beide noch nicht gesprochen — Sie werden später wieder berufen werden!“ schieden wir voneinander.

Ich war in diesen vier Jahren an 357 Abenden im Burgtheater aufgetreten. Am 31. Dezember 1888 spielte ich zum letztenmale in einer Vorstellung von „Krieg im Frieden“ zu Gunsten des „Schröder“ den Stadtrat Henkel.

Der mir persönlich stets wohlgesinnte Oberregisseur Ritter von Sonnenthal erwiderte meinen schriftlichen Abschiedsgruß mit folgenden liebenswürdigen Zeilen: „Mein wertester Freund und Kollege, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Ihren Austritt aus unserem Verbande von ganzem Herzen bedauere, in Ihrem Interesse und in dem unseres Institutes. Unser Theater verliert in Ihnen eine hervorragende künstlerische Kraft, einen verläßlichen, tüchtigen Menschen, und Sie selbst verlieren ein Kunstinstitut, wie Sie wohl kein zweites in der Welt mehr finden dürften und an dem Sie sich — trotz allem und allem — mit der Zeit künstlerisch befriedigt gefühlt hätten. Hätte ich doch nur früher eine Ahnung von Ihrem unheilvollen Entschlusse gehabt, ich hätte Ihnen mit aller mir zugebote stehenden Kraft davon abgeraten. Es ist schade! Schade! Für alle Fälle aber nehmen Sie die Versicherung mit sich, daß Ihnen das Burgtheater sowohl, wie Ihre Kollegen für Ihren hingebenden, künstlerischen Pflichteifer, für Ihr ehrenhaftes, kollegiales Zusammenleben mit uns, eine bleibende ehrenvolle Erinnerung bewahren werden. Mit den herzlichsten Grüßen Ihr treu ergebener Sonnenthal."

Wenn ich mir am Schlusse dieses Abschnittes erlaube, einzelnen kurzen Betrachtungen über das Burgtheater und seine Einrichtungen Raum zu geben, so brauche ich wohl nicht zu betonen, daß diese vorwiegend aus jenem Zeitraume stammen, in welchem ich die Ehre gehabt habe, diesem Institute anzugehören.

Das Burgtheater ist gestiftet durch kaiserliche Gunst und wurde in Fällen materieller Not durch kaiserliche Gunst erhalten. Diese materielle Not hat das Burgtheater bisher nicht zu erleiden gehabt. Es erhält sich und seinen kostspieligen Künstlerstand, den technischen Apparat, ja selbst seine Pensionäre aus eigenen Einkünften. Dieser günstige wirtschaftliche Faktor des Burgtheaters hat wesentlichen Einfluß auf die künstlerische Führung dieses Instituts. Es bewahrt dem Burgtheater und seinen leitenden Personen eine größere Selbständigkeit. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß an Hoftheatern schließlich doch Rücksichten genommen werden müssen auf Wünsche höchster Personen, Würdenträger, Damen und Herren vom Hofe —

am Burgtheater hat diese Gattung Protektionswesen doch eine gewisse Grenze, Direktion und Regie stehen — wenn sie wollen! — in seltener Unabhängigkeit da und hinter den festen Mauern ererbter Burgtheaterprinzipien können sie ruhig die Angriffe der Kritik und selbst des Publikums ertragen.

Ein hundertjähriges Hoftheater! Was hat sich in demselben nicht alles angesammelt an vorteilhaften und an schädigenden Einrichtungen! Die Gewohnheit spielt auch hier eine große Rolle, sie erzeugt in hundert Jahren Gutes, aber auch manches Alberne und Schlechte. Dagegen zu kämpfen, ist schwer, mag es sich nun um eine wichtige artistische Neuerung oder nur um die Abschaffung einer bis zur Eröffnung des neuen Hauses fortlebenden Albernheit — allabendlicher Bezug zweier Kerzen für den beschäftigten Schauspieler — handeln. Da rüttelt man lange und oft vergebens! Selbst starke Rüttler am Althergebrachten des Burgtheaters, wie Laube und Dingelstedt, konnten es kaum zu eingreifenden Veränderungen bringen. Der Direktor geht und das Burgtheater besteht.

Am Wiener Burgtheater gilt, natürlich mit Ausnahmen, das bequeme Prinzip der sogenannten Eselsleiter. Man rückt nach, wenn der Vordermann in Pension geht oder stirbt. Selbstverständlich kommt dieses Avancementsystem der Staatsbranchen bei Künstlern nicht ganz genau zur Anwendung, aber es hat viel Ähnlichkeit mit diesem. Wer einmal im Burgtheater engagiert ist und mehrere Jahre drinnen aushält, wird wenn er sich nichts zu Schulden kommen läßt, selten mehr entlassen; er ist versorgt auf Lebenszeit und bleibt, freilich mitunter bei wechselnden Bezügen, bis an sein Ende im sicheren Verbande.

Den in das Burgtheater neu eintretenden Schauspieler überkommt — mit geringen Ausnahmen — das Gefühl: Du bist hier vollständig überflüssig. Ist er auf krummen Wegen hineingekommen, hält er ohnedies den Mund, hat man ihn geholt, wird er vielleicht Lärm schlagen. Weder das eine noch das andere nützt. Da heißt es: warten oder gehen. Wer geht so ohneweiters aus dem Burgtheater? Wenige. Es gehört ein gewisser Mut dazu, aus dem Burgtheaterverbande zu scheiden. Die meisten fügen sich den unerbittlichen Notwendigkeiten und werden ihre Gründe haben, wenn sie es tun. Ein Theater ist

keine Versorgungsanstalt und ein Theaterdirektor, welcher seine alten Kräfte nicht beizeiten durch jüngere ersetzen wollte, wenn ihm solche zur Verfügung stehen, würde ein guter Mensch, aber ein schlechter Theaterleiter sein. Er hat ja nur das Gedeihen, die stetige künstlerische Verbesserung des Theaters im Auge zu haben. Man würde mich falsch verstehen, wenn man meinte, ich spreche zugunsten der Jungen auf Kosten der Alten. Im Gegenteil. Gerade im Theaterleben sollte fürsorglich auf Gerechtigkeit gesehen und jede unverdiente Kränkung verdienstvoller alterprobter Künstler vermieden werden. Aber ich glaube, der gerechte und vernünftige Takt, der einerseits alte Mitglieder nicht über ihre Kräfte, junge Mitglieder nicht unter Gebühr beschäftigt, würde der künstlerischen Wohlfahrt des Hauses am besten frommen.

Auf welchem Wege soll ein neuer Schauspieler des Burgtheaters sich bekannt machen oder vorwärts kommen? In den Novitäten werden die ersten Rollen zumeist in die Hände der Erbgesessenen gelegt. Eine Abnahme alter Rollen findet, obgleich die Direktion dazu berechtigt ist, nur in alleräußersten Fällen statt. Bliebe also noch das Alternieren! Dann haben wir keine ruhige Stunde mehr, rufen die Direktoren, als ob die Führung eines Theaters zu den friedlichen Beschäftigungen gehörte! Das Alternieren will sich aus mannigfachen Gründen am Burgtheater nicht einbürgern. Und doch hat es unverkennbare Vorteile für das Institut, für die Direktion, für die Mitglieder. Der künstlerische Wettkampf der alternierenden Schauspieler ist nutzbringend für Künstler und Publikum. Wie viele Repertoirestörungen könnten durch doppelte Besetzung wichtiger Rollen hintangehalten werden!

Wir finden, so schrieb ich 1885, sowohl unter den Herren, als auch unter den Damen des Burgtheaters eine stattliche Schar allererster Kräfte. Es ist die seinerzeit durch Laube zum Mißvergnügen der damaligen alten Garde großgezogene junge Künstlerschar aus den fünfziger Jahren. Heute, nach dreißig Jahren, heißen diese unter Laube emporgewachsenen Künstler wohl mit einiger Berechtigung die „Alten".

Was wird geschehen müssen, wenn man den gegenwärtigen Nachwuchs weder fördert, noch fördern will? Man wird der-

einst notgedrungen über Hals und Kopf talentierte Kräfte, wo man sie gerade findet, heranziehen müssen, diese mit schädigender Hast in das Burgtheaterensemble einführen, ohne die Zeit gehabt zu haben, sie mit den künstlerischen Traditionen, mit dem vornehmen Geiste des Hauses vertraut zu machen.

Ein richtiger Burgtheaterdirektor hat zu trachten, die beste deutsche Komödie zu spielen und dafür zu sorgen, daß sein Nachfolger mit den an ihn überkommenen Kunstkräften — dasselbe tun könne.

Im Burgtheater regieren zuzeiten die Direktoren, zuzeiten die Regisseure. Bekanntlich kann man ja auch als Untergebener herrschen. Die Regisseure sind die berufenen Berater des Direktors. Sie werden aus den ältesten und verdienstvollsten Kräften des Verbandes ernannt und vereinigen wohl auch in sich gediegenes Verständnis mit praktischer Erfahrung. Der Direktor soll über den Regisseuren stehen. Das ist nun nicht immer der Fall. Die Seele des Theaterlebens ist das Proben. Nur auf der Probe erobert sich der Theaterfeldherr seine Stellung, seine Macht, den Respekt, die Herrschaft. Wer nicht Regie führen kann, kann auch nicht Schauspieler erziehen, Schauspieler fördern. Aus dem Übertragen dieser wichtigsten Theaterarbeit an die Regisseure erklärt sich deren oft übermächtiger Einfluß. Die Regisseure werden auf diese Weise die Herren. Gewiß erfüllen sie auch dann mit Eifer und Gewissenhaftigkeit ihre Pflicht, aber es fehlt ihnen die Unparteilichkeit des über und außer der Sache Stehenden, weil sie als Schauspieler mehr oder weniger beeinflußt bleiben von Stück und Rolle. Wenn man dies nicht zugeben wollte, könnte man ja Schauspieler zu artistischen Direktoren ernennen.

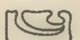
Unter den Regisseuren des Burgtheaters hat Herr Hartmann nicht bloß das Amt, sondern auch das Talent der Regie. Reich an eigenen Ideen, versteht er es, auch die Ideen anderer zur Geltung kommen zu lassen. Er ist weder schwerfällig noch eigensinnig, weder verwirrt, noch ungeduldig, wenn nicht alles so geht, wie er es sich am Studiertische gedacht.

Drei gewaltige Schauspielerinnen waren Charlotte Wolter, Zerline Gabillon, Helene Hartmann. Die Vorzüge der großen Burgtheatertragödin waren ein starkes Naturell, hinreißendes

Feuer, verzehrende Leidenschaft, ein edles ausdrucksvolles Gesicht und Organ. Ihre Sprache, im Konversationsstücke oft unter einer gewissen Monotonie leidend, konnte im Tragischen bezaubern und erschüttern. Der göttliche Funke ihres gigantischen Talentes blitzte in allen ihren Schöpfungen. Frau Gabillon und Frau Hartmann waren als Künstlerinnen ihrer tragischen Kollegin ganz ebenbürtig. Beide schufen stets einheitliche, künstlerisch vollreife Leistungen. Frau Hartmann nannte man mit Recht den weiblichen Baumeister. Seine Vorzüge zierten auch seine häufige Partnerin. Sie belebte mit ihrer echten, herzlichen, warmen Kunst wie die Sonne. Leider sah man dieses echte „Schatzkästlein" des Burgtheaters in den letzten Jahren nur selten auf den Brettern. Für jugendliche Rollen zu alt, war sie doch noch zu jung, um nur komische Alte zu spielen.

Bei meinem Scheiden vom Burgtheater rief mir Freund Mitterwurzer aus Berlin herüber: „Also doch! Ich begrüße Ihren Austritt mit einem heiteren, mit einem nassen Aug'! Burgtheater bleibt Burgtheater — andrerseits? — — nun die andere Seite haben Sie nun auch selbst erfahren!"

Kollege Schöne schrieb in mein Gedenkbuch: „Jeder Schauspieler, der dem alten Burgtheater den Rücken kehrte, hat es später bereut. Wird das neue die gleiche Macht ausüben?" Ohne die große Tragweite eines Entschlusses, wie der meines freiwilligen Austrittes aus dem Burgtheater im geringsten zu verkennen, antworte ich heute auf obige Frage, gewiß nicht im Tone prahlender Phrase: Ich habe es nicht bereut!



# Am deutschen Volkstheater

1889—1902.





## I.

Während in der deutschen Reichshauptstadt neben dem kgl. Hoftheater noch etliche Privatbühnen das Schau- und Lustspiel pflegten, hatte Wien, nachdem das von Laube und Friedländer geschaffene Stadttheater ein Opfer der Flammen und der Behörden geworden war, außer dem Burgtheater fast ausschließlich Operettenbühnen, deren Repertoire den vornehmeren bürgerlichen Ständen wohl wenig entsprach. Jetzt, nach Jahren, nachdem die Behörde das Stadttheater als solches nicht mehr hatte weiter bestehen lassen, aber seltsamerweise der Umwandlung in ein großes Rauchtheater und Tingeltangel-Etablissement nicht hinderlich in den Weg getreten war — jetzt erkannten die Wiener, was sie mit dem Laube-Theater auf der Seilerstätte eigentlich verloren hatten — ihr bürgerliches Schauspielhaus. So war die Gründung eines neuen Theaters für Wien ein Bedürfnis, eine Notwendigkeit trotz der schlimmen Erfahrungen, die man gerade mit den beiden jüngsten Theaterschöpfungen, dem Ring- und Stadttheater, gemacht, die nicht nur durch Feuersbrand, sondern auch durch ungünstige Zeitverhältnisse und Mißwirtschaft zugrunde gegangen waren.

Laube behauptete, die Wiener hätten mehr Theater**verständnis**, die Berliner mehr Theater**sinn**; das heißt also, das Wiener Theaterpublikum mache qualitativ größere Ansprüche an die Schauspielkunst, ist kritischer und schwerer zu befriedigen, die Berliner seien aber fleißiger im Besuche ihrer Bühnen, sie liebten das Theater als solches. Für diese Ansicht sprechen

die zahllosen Dilettantenvereine, die Berlin aufzuweisen hat, und der charakteristische Umstand, daß in Berlin in erster Linie immer das Stück entscheidet, nicht der Schauspieler. Ist das Stück schwach, dann ist in Berlin alles verloren, während man in Wien einer guten Darstellung zuliebe oft das unbedeutende Stück in den Kauf nimmt. In Berlin erleben Zugstücke 150 bis 200 Aufführungen, in Wien wird die Zahl 100 in den seltensten Fällen erreicht. Demnach scheint Laube recht zu haben, und Berlin entschieden ein größeres Theaterpublikum zu besitzen. In den letzten Jahrzehnten hat sich übrigens im Berliner Theaterwesen vieles geändert und Laubes Ausspruch kann nicht mehr seine vollrichtige Giltigkeit beanspruchen. Die Regiekunst z. B. leistet heute in Berlin vorwiegend Gediegenes und es wäre ebenso kühn wie ungerecht, an dem Kunstverständnisse des Berliner Publikums zu zweifeln.

Die ersten Anregungen zur Gründung eines neuen bürgerlichen Schauspielhauses, des Deutschen Volkstheaters, kamen im Jahre 1886 aus einer kleinen literarischen Gesellschaft, aus dem Laube-Verein, und insbesondere drei Männer waren es, die Schriftsteller Professor Edward Collins und der Hofschauspieler Louis Nötel, die unter lebhafter Mitwirkung Ludwig Anzengrubers mit nicht hoch genug anzuerkennendem Eifer diese Bühnenidee zu verwirklichen suchten.

Die Aussichten für den projektierten Theaterbau schienen nicht günstig. Die schlimmen Erfahrungen mit dem Ring- und Stadttheater, die tristen politischen, sozialen und gewerblichen Verhältnisse, die aufblühende Touristik, das zunehmende Sportwesen, das vorzeitige Wandern in die Sommerfrische, wodurch Wien sein eigentliches Theaterpublikum bereits im Mai verliert und erst im Oktober wieder erhält, die Theatersaison also beinahe zu einer halbjährigen herabsinkt — all dies sprach eher gegen als für ein neues Theaterunternehmen. Trotzdem traten die obgenannten Herren mit dem bekannten Theatererbauer Baurat Fellner in Fühlung, der sich des neuen Projekts wärmstens annahm und nun ebenfalls in weiteren Kreisen dafür Anhänger warb. Ein Theaterkomitee mit dem Industriellen Thonet an der Spitze begann rührig alle Vorarbeit, ein glücklich gelegener Platz am Neubau, angrenzend an die innere Stadt,

umringt von den wohlhabenden Industrie- und Fabriksbezirken, wurde durch die Gnade des Kaisers billigst erworben und in Bälde war das zum Bau des Theaters nötige Kapital, eine halbe Million Gulden, beschafft. Die wirtschaftliche Basis, auf der das Deutsche Volkstheater entstand, war eine gesunde und weitaus sicherere, als die des seinerzeitigen Stadttheaters. Während bei letzterem Unternehmen die reichen Gründer ihre Stammlogen und Sitze verschenken und verkaufen konnten, also der Theaterkasse eine sie schädigende Konkurrenz machten, gab es nach den Statuten des Deutschen Volkstheatervereines überhaupt kein Eigentumsrecht auf Logen und Sitze, sondern nur ein Vorkaufsrecht der Gründer. Beinahe fünfhundert Wiener Bürgerfamilien beteiligten sich an der Zeichnung von Anteilscheinen und bildeten auf diese Weise mit ihrem Anhange von Verwandten und Bekannten allein schon ein sich für das Gedeihen des Institutes interessierendes Stammpublikum. Das Deutsche Volkstheater schien unter einem glücklichen Stern geboren. Leider wurde vom Vereinsausschusse der im August 1887 tagenden Generalversammlung der Gründer dringend die Verpachtung des Theaters anempfohlen und damit eine der einschneidendsten Fragen des neuen Schauspielhauses nicht nach vornehm künstlerischen Grundsätzen gelöst. Der Mut, den heute schon mehrere Provinzstadtgemeinden hatten, ihre Theater in eigener Regie zu führen, fehlte dieser Vereinigung von wohlhabenden Wiener Bürgern. Wenn die schlimmen Erfahrungen, die man mit dem Stadttheater gemacht hatte, gegen die Selbstverwaltung des künftigen Volkstheaters geltend gemacht wurden, durfte man doch nicht vergessen, daß die wirtschaftlichen Grundlagen des neuen Bühnenunternehmens als weitaus günstiger und sicherer bezeichnet werden konnten. Mit der Verpachtung des Theaters war — und da konnte der Verein seinem Pächter noch so viele Kautelen und Bedingungen vorschreiben — dem Deutschen Volkstheater die Signatur eines privaten Erwerbs- und Geschäftstheaters gegeben. Sobald die Eigentümer eines Theatergebäudes dasselbe verpachten, haben sie doch eigentlich streng genommen nur das Recht, die pünktliche Zahlung des Pachtschillings zu fordern. Allerdings steht es ihnen frei, wie dies ja auch vom Volkstheatervereinsausschuß geschehen ist, neben

den materiellen auch noch künstlerische Forderungen an den Pachtdirektor zu stellen; dann aber durfte es unter den gegenwärtigen Theaterverhältnissen für einen ernst strebenden und künstlerisch tüchtigen Theaterleiter ziemlich schwierig sein, die hohen Pachtansprüche mit den künstlerischen Anforderungen in vollen Einklang zu bringen. Vor allem war es tief bedauerlich, daß die ausgesprochene Verpachtung es unmöglich machte, befähigte und bereits erprobte Theaterfachmänner für den Direktionsposten in Betracht zu ziehen, Männer, welche allerdings über keine großen Kapitalien verfügten, aber auch nicht gewillt waren, mit fremden Geldern zu wirtschaften. — Als ernste Bewerber um den Posten des Pachtdirektors traten zwei tüchtige, mit praktischer Theaterkenntnis und bewährter Arbeitskraft ausgerüstete Bühnenmänner auf den Plan, der Lustspieldichter Franz von Schönthan und der Oberregisseur des Münchner Hoftheaters Jozsa Savits. Die Unterhandlungen blieben in beiden Fällen resultatlos, da einerseits die Pachtbedingungen als nicht annehmbar erklärt wurden, andrerseits der Vereinsausschuß einen kapitalskräftigen Mitdirektor von Schönthans nicht akzeptieren wollte. Erst ein dritter Bewerber, Emmerich von Bukovics, der seit Jahren als journalistischer Korrespondent in Paris lebte, hatte bei mancher ihm günstigen hohen Gönnerschaft den Mut, die Pachtbedingnisse rundweg anzunehmen und das Glück, bei seinem Geldmanne nicht auf den Widerstand des Vereinsausschusses zu stoßen.

Damit war so ziemlich die wichtigste Personalangelegenheit des Deutschen Volkstheaters, welches im September 1889 eröffnet werden sollte, erledigt. Das Theater hatte seinen Direktor, der Direktor hatte seinen Geldmann und beide in einem ehemaligen Opernsänger, Theaterdirektor und Agenten einen arbeitswilligen, in praktischen Bühnensachen erfahrenen Ratgeber gefunden.

Nachdem mich Freund Baurat Deininger am Neujahrstage 1889 mit den fertigen Plänen meines Landhauses, welches auch im Laufe des Sommers unter seiner gewissenhaften Oberaufsicht in Gutenstein gebaut wurde, überrascht hatte, erhielt ich einige Tage später den Besuch Direktor von Bukovics' und seines Sekretärs Leopold Müller, die nach kurzen Verhandlungen

mit mir vorläufig einen Gastspielvertrag vereinbarten, der mich für sechs Monate dem Deutschen Volkstheater verpflichtete. Ende Januar trat ich eine zweimonatliche Gastspielfahrt an, welche mich so ziemlich in alle Provinzialhauptstädte der Monarchie brachte, schließlich auch an die von Wiener Schauspielern selten besuchten, weil allzu entfernten Bühnen von Hermannstadt und Czernowitz. Als ich am 30. Januar die Südbahnstation Baden durchfuhr, sprang der mir wohlbekannte Graf Jozsi Hoyos verstörten Gesichtes in den Zug. Er kam von Mayerling und eilte nach der Hofburg, die unheilvolle Kunde von dem Tode unseres Kronprinzen überbringend. Nach absolvierten Gastspielen in Innsbruck, Salzburg und Linz rüstete ich mich zum zehn Abende umfassenden Besuche Hermannstadts, dem sich am Heimwege ein Gastspiel in Temesvar anreihen sollte. In der angenehmen Gesellschaft des bekannten Theaterfreundes, des Grafen Niki Eszterházy, trat ich die damals noch 28 Stunden währende Reise nach der deutschen Siebenbürgerstadt an. Graf Eszterhzáy erzählte mir viel von seinem neuerrichteten Schloßtheater in Totis; wir kamen in ein so lebhaftes Gespräch, daß ich die Mittagsstation Raab übersah und nun erst in Budapest meinen sich fühlbar machenden Hunger befriedigen wollte. In der ungarischen Hauptstadt trafen wir jedoch mit einer so starken Verspätung ein, daß mir nur wenige Minuten blieben, um rasch mein Gepäck zu besorgen und in den bereits zur Abfahrt bereiten Zug nach Siebenbürgen einzusteigen. Mit knurrendem Magen — ich hatte seit der letzten Abendmahlzeit nur eine Tasse Tee zu mir genommen — sauste ich durch die ungarische Ebene. Trotz telegraphischen Avisos bekam ich weder in Szolnok, noch in Ladány, noch in Großwardein ein warmes Essen. Endlich in Klausenburg, gegen Mitternacht, also nach 24stündigem Fasten, konnte mir ein frugales Abendbrot serviert werden. Die oppositionellen Sachsen und Rumänen erfreuten sich damals noch keines Schnellzuges durch ihr Bergland und so brachte mich nach einer schier endlosen Nachtfahrt ein traurig schleichender Postzug in bitterkalter Morgenstunde an mein Reiseziel. Im herrlichen Kranz der transsylvanischen Schneeberge zeigte sich die alte, von Festungsmauern und Wällen umgebene Hauptstadt der Siebenbürger Sachsen. Zu meiner Freude traf ich

hier liebe Grazer Bekannte, die Töchter des Landesgerichtsrates Orrasch, welche hier verheiratet waren. In ihren Familien fand ich gastlichste Aufnahme und namentlich im Hause des dortigen Bezirksarztes Dr. Schuller verlebte ich viele vergnügte Stunden. Mein beinahe 14 Tage in Anspruch nehmendes Gastspiel brachte mir Beifall und volle Häuser, freilich auch endlos lange Proben, die bis in den späten Nachmittag hinein dauerten. Die beiden liebenswürdigen Direktoren Gebrüder Wolf und ihre willigen entgegenkommenden Mitglieder machten mir die Arbeit leicht und angenehm. Seltsamerweise fanden auch hier die Stücke Anzengrubers weniger Anklang. Im gemütlichen Vereinshause „Hermania“ kam ich nach dem Theater häufig mit so manchem ehemaligen Grazer Kommilitonen zusammen und lernte in Dr. Filtsch, dem protestantischen Prediger und Kunstkritiker der eben ihren 105. Jahrgang antretenden Hermannstädter Zeitung, den prächtigen Typus des Siebenbürger Sachsen kennen und schätzen. Er ward mein liebenswürdiger Cicerone beim Besuche des dortigen Museums, das in seiner Schatzkammer reizende Arbeiten sächsischer Goldschmiedekunst und eine hochinteressante Münzensammlung aufzuweisen hat, in welcher riesengroße Tributmünzen — eine 400 Dukaten wert und wahrscheinlich für die Türken geprägt — mein lebhaftes Erstaunen hervorriefen; er führte mich in den herrlichen protestantischen Dom und in das in deren rückwärtigem Teile befindliche Mausoleum. Ein Ferialtag wurde von mir und meinen Freunden zu einem Ausfluge benützt, der mich in die originellen sächsischen Dörfer Hettau und Michelsberg brachte. Durch herrliche Eichenwaldungen, den berühmten „Wald von Hermannstadt“, fuhren wir in überdeckten Zeiselwagen nach dem malerisch am Fuße des Gebirges liegenden Michelsberg. Mitten im Orte erhebt sich auf einem Hügel eine ansehnliche alte Bauernburg, in welcher die Dorfleute seinerzeit bei Einbrüchen der Türken ihre Habseligkeiten und ihr Vieh bargen. Drei Stunden weiter kamen wir zu dem wildromantischen Rotenturmpaß, der rumänischen Grenze. Das wohlhabende Hettau ist ein Dorf mit 6000 Einwohnern. Arm an Bedürfnissen lebt der sächsische Bauer, dessen Dialekt mir viel Kopfzerbrechen machte, unendlich einfach und genügsam. Ein Kilo Rindfleisch kostete 18 kr., ein

Kilo Schaffleisch 8 Kreuzer. Um einige Liter Milch zu verkaufen, die ihm kaum 40 Kreuzer einbringen, fährt der sächsische und wohl auch der rumänische Bauer oft zehn Kilometer weit zur Stadt. Pferde im Preise von 20 bis 40 Gulden sind hier keine Seltenheit.

Von Hermannstadt erreichte ich, freilich zumeist auf Nebenlinien fahrend, erst nach 22stündiger Eisenbahnreise Temesvar, wo damals neben dem ungarischen auch noch ein deutsches Theater bestehen durfte. Eine fünfstündige Wartepause in Arad verwendete ich zur Besichtigung der historisch interessanten Festung und des hübschen Stadttheaters, in dem ich von ungarischen Kollegen, die gerade eine Nachmittagsprobe abhielten und dabei gemütlich Virginias rauchten, auf das liebenswürdigste begrüßt wurde. Im neuen Temesvarer Theater spielte ich zum erstenmale im Glanze elektrischen Lichtes, das unsere ganze bisherige Schminkkunst über den Haufen wirft. Durch den schwäbischen Banat, vorbei an dem neuerstandenen Szegedin, an dem uralten Kecskemét, fuhr ich über Budapest heim und traf Ende Februar wieder in Wien ein, um mich nach wenigen Tagen zu einem zwölfabendlichen Gastspiel nach Czernowitz zu begeben, dem sich dann noch mehrere kleinere in unseren Alpenländern anschließen sollten. Eine wahre Höllenfahrt von nahezu 31 Stunden durch die mährische Ebene, durch Schlesien, dann im schlechtgeheizten Nachtpersonenzug der Karl Ludwig-Bahn von Krakau bis Lemberg brachte mich in die Bukowina hinab nach dem äußersten östlichen Winkel der Monarchie. Hinter Oderberg schon macht sich langsam das nahe Rußland fühlbar, die Gegend wird rauh und unwirtlich, Wasserflächen von riesiger Ausdehnung erscheinen als Vorläufer einer zu gewärtigenden Überschwemmung, der Zug fliegt durch prächtigen galizischen Wald, in tiefer Dunkelheit erreichen wir den düsteren Bahnhof der alten Polenstadt Krakau. Auf dem Perron, im Wartesaal charakteristische Figuren. Ein hochnasiger, herrischer Portier, ein galizischer Gutsbesitzer mit seinem alten Diener, zwei klassische Originale, gemeinsam eine Riesenreisetasche aus Urväterzeit schleppend, Offiziere der Garnison, Damen aus guter und zweifelhafter Gesellschaft, bei den Kassen und vor den abfahrenden Zügen ein Knäuel ergötzlicher und doch tragisch-

komischer Gestalten, Juden mit ihren Weibern und Kindern, vom Markte heimkehrend. Unter ihnen eine das tiefste Elend zur Schau tragende Auswandererfamilie, Eltern und Kinder in dürftige Lumpen gehüllt und doch freudestrahlender Gesichter — sie kamen aus Amerika und kehrten heim in ihr geliebtes heimatliches Tarnow. Wenn je, so habe ich es auf dieser Reise bedauert, nicht zeichnen zu können. Land und Leute, der Verkehr, jedes Straßenbild bietet reichlichen Stoff. Nach einstündiger Pause rasselten wir schwerfällig in die Nacht hinaus. Bald mußte ich meinen Fußsack zuhilfe nehmen, denn ein heftiger Schneesturm umbrauste den Zug. Die grimmige Kälte verscheuchte den Schlaf und geduldig hieß es den Morgen erwarten.

Als ich gegen sechs Uhr früh mit Mühe die Fensterscheiben des Waggons halbwegs vom Eise befreite, blickte ich in eine trostlose, von kleinen Hügelwellen unterbrochene, im Schnee begrabene Landschaft, alles wie tot und öde, auf den nur selten erscheinenden Landstraßen hie und da ein elendes Fuhrwerk. Nach acht Uhr früh kamen wir nach Lemberg. Ein opulentes Frühstück stärkte mich für die Schlußetappe dieser anstrengenden Fahrt. Durch das viele Lesen taten mir bereits die Augen weh und so betrachtete ich die in langweiliger Monotonie sich ausdehnenden Ruthenendörfer, erbärmliche Lehmhütten mit Strohdächern, ohne Fenster, ohne Schornstein, nur mit einer Türöffnung, durch die der Rauch qualmend herausdringt. Menschen und Tiere hausen da drinnen oft in einem einzigen Raume. Auf niederen Schlitten jagten ruthenische Bauern mit ihren kleinwinzigen Pferden dahin, ihre Weiber und Kinder auf dem Schlitten, gleich Mehlsäcken, aufgeladen. Vor Halicz erblickte ich ein Ungetüm von Ruinen, das dereinst, wie mir ein Reisegefährte erzählte, eine der stattlichsten Festen gegen die Tartaren bildete.

Nach stundenlanger Fahrt erscheinen rechts endlich wieder einmal Berge, sie gehören zur Kette der Waldkarpathen. Links endlose Ebene und im weiten schwarzgrauen Nebel die russische Grenze. Wenn man auch im bequemen Eisenbahnwagen durch diese Steppen fliegt, drückt, namentlich beim Alpenländler, bange Schwere unser Gemüt und tiefe Wehmut zog durch mein Herz, als mir Elend und Jammer der Menschen hier so ge-

waltig vor Augen trat. Wer immer Schuld tragen mag an den trostlosen Zuständen dieses zurückgebliebenen Landes, er hat arg gesündigt am Menschentum!

Um die Mittagsstunde fuhren wir über den Pruth und die an einer Berglehne sich aufbauende Stadt Czernowitz mit ihren zahlreichen Kirchen, Tempeln, Kuppeln und Türmen zeigte sich im Sonnenglanze. Zudringliche Bahndiener, die ihre Kopfbedeckung mit Fuchsschwänzen umrahmt hatten, stürmten mein Gepäck und Theaterdirektor Cavar, der mich am Bahnhof erwartet hatte, brachte mich ins Hotel. Trotz der erklärlichen Abspannung von der langen Fahrt mußte ich noch am selben Nachmittage eine volle vier Stunden in Anspruch nehmende Probe von „Rantzau" über mich ergehen lassen. Abends begrüßte mich mein ehemaliger Universitätskollege, der Kärntner Dr. Grawein, der als junger Universitätsprofessor hieher verschlagen worden war. Dann gab's einen zehnstündigen Schlaf, dem auch ein in der Nacht über Czernowitz hinbrausender Schneesturm nichts anhaben konnte. Gegen 9 Uhr erwachte ich durch ein in unmittelbarer Nähe vernehmbares Geräusch. Ich blicke auf und was seh' ich? Auf dem Stuhl hart neben meinem Bette sitzt der rumänische Hausknecht des Hotels und — wichst mein Schuhzeug. Ich fahre in die Höh' und donnere: „He, mein Lieber, das gibt's nicht! Stiefel putzen können Sie draußen!" Darauf der Rumäne mit gutmütigem Grinsen: „O! o, mein Herr — draußen heut kalt, serrr, serrr kalt!" Ich war entwaffnet, wir lachten beide und schließlich ließ ich ihn im Zimmer weiter putzen. Das Gastspiel ging mit schönem künstlerischen und materiellen Erfolg zu meiner und der Direktion Zufriedenheit zu Ende. In der Hauptstadt der Bukowina mit ihren sechs Nationalitäten und Religionen bilden die weit über 20.000 jüdischen Einwohner ein bekannt dankbares Theaterpublikum von seltener Liebenswürdigkeit gegenüber dem „hochgepriesenen Künstler", „dem edelgeborenen Gasten", wie der fremde Schauspieler von den kleinen jüdischen Leuten apostrophiert wird. Handel und Wandel, Gasthöfe und Fuhrwerk, Friseurgeschäft und Dienstmannsinstitut — alles liegt so ziemlich in ihren Händen. Auch das Theater. Direktoren, Mitglieder, Souffleur, Inspizient, Garderobier, Theaterdiener, Requisiteure, ja selbst

die Orchesterleute und der Beleuchter sind zumeist vom Stamme Israel. Als Tewele vor kurzem hier gastierte, soll er nach der allgemeinen Vorstellung sich an den Direktor mit dem Wunsche gewendet haben: „Nun möcht' ich gefälligst einmal um einen Christen bitten!“ Hier gab es einen geschäftsschlauen Theaterdiener, der Kavalieren und Offizieren bis zum Ersten des Monates — Parkettsitze pumpte. Vor meinem Hotel sah ich täglich das lebhafte Geschäftsgetriebe von 3—400 „handelnden“ Personen. Zahlreiche Kibitken — russische Schlitten — von hebräischen Kutschern geführt, vermitteln den Verkehr in der Stadt; da jede Fahrt nur zwanzig Kreuzer kostet, fährt fast jedermann. Die steilabfallenden Straßen bilden ein bequemes Reinigungsmittel. Regen und schmelzender Schnee schwemmen den reichlich vorhandenen Unrat durch die offenen Rinnsale in den Pruth. Auf den Straßen sah ich Sträflinge ohne Bewachung arbeiten. Es fällt keinem ein, zu entfliehen. Wo hätte er es besser als im Strafhause, das ihm warmes Quartier genügende Nahrung und Kleidung bietet!

Der liebenswürdige Präsident des Theaterkomitees, ein rumänischer Baron Mustaza, lud mich gastfreundlich in sein Haus, die Beamten des hiesigen Landespräsidiums Hofrat Strasser und Graf Crenneville würzten unsere gemeinschaftlichen Hotelmahlzeiten mit interessanten Mitteilungen über Land und Leute. Der mir von Wien aus bekannte Landespräsident Baron Pino gab mir zu Ehren ein Diner, bei welchem die rumänischen Gäste in Frack und Pelzmütze statt des Zylinderhutes erschienen. Von dem originellen jüdischen Kauderwelsch, das hier der kleine Mann spricht, will ich eine kurze Probe geben. Als ich eines Morgens meinen Barbier frug, ob er auch den Herrn Landespräsidenten bediene und wie es diesem gehe, sprudelte der redselige Kollege Figaros folgende klassische Antwort herunter: „Ooh! der edelgeborene Herr Baron! was tut sich der? Er lebt sich gut, er eßt sich gut, er trinkt sich gut, er fahrt sich aus, er reit' sich aus — was brauch' er mehr zu haben?“ Im Kasino verspielen Adelige und Gutsbesitzer enorm hohe Beträge, während draußen im Korridor der Hausjude wartet und während des Spieles für weiteres Geld, oft bis zu 100 und mehr Prozenten, sorgt. In einer Schwurgerichtsverhandlung, der ich bei-

wohnte, erregte ein als Zeuge vorgeladener jüdischer Kleinkrämer durch seine naive Begrüßung: „Guten Tag, hoher Gerichtshof! Wie geht es Ihnen? Sind Sie gesund alle miteinander?“ schallende Heiterkeit im ganzen Saale. Vor meiner Abreise hatte ich durch eine liebenswürdige Empfehlung Baron Pinos Eintritt in die erzbischöfliche Residenz erhalten, ein Prachtbau im byzantinischen Stil, der über vierzehn Millionen kostete.

Ein Bild orientalischer Herrlichkeit gibt der Synodensaal mit seinen reichen Wandtäfelungen, Marmorsäulen, vergoldeten Holzplafonds und seinem aus Alabasterwürfeln hergestellten Fußboden. Prächtige Hauskapellen und entzückende Wohnräume zieren den märchenhaft schönen Kirchenpalast. Vor den Toren aber — wächst das Gras und Mensch und Tier wandeln ungestört darüber hin.

Anfangs April schloß ich mit einem nochmaligen Besuche von Linz meine Gastspieltour und kehrte nach Wien zurück, wo meiner schon mancherlei andere Arbeit wartete. Während meine Frau sich im Frühjahre zur Erholung nach schwerer Krankheit in ein Bad begab, begann für mich, fast den ganzen Sommer hindurch, ein ununterbrochenes Wanderleben, welches mich bald nach Wien und Gutenstein, bald zu kürzerem und längerem Aufenthalte nach Graz, Salzburg und Obersteiermark führte. In Wien hatte ich noch mancherlei geschäftliche Besprechungen mit den führenden Persönlichkeiten des deutschen Volkstheaters, ich besuchte mehrmals in seinem Penzinger Heim Anzengruber, der eben an dem Eröffnungsstücke für unser Theater arbeitete, in Gutenstein beschäftigte mich mein Hausbau, der Mitte August glücklich unter Dach gebracht ward, sowie die von mir geplante Gründung eines Lesevereines, der bis heute unserem abgelegenen Waldorte durch zahlreiche Zeitschriften, Tagesjournale und eine im Laufe der Jahre stattlich angewachsene Bibliothek geistige Nahrung und Anregung bietet. Als Vertreter meiner Mutter, einer Mitbesitzerin der Pesendorferschen Eisengewerkschaften in Rottenmann, Liezen, Mauterndorf und Bundschuh, wurde ich in das ständige Besitzerkomitee, später als die Frage des Verkaufes der Gewerkschaft an die Großindustriellen Gebrüder Lapp an

die Erben herantrat, in das Verkaufskomitee gewählt und hatte in den folgenden zwei Jahren so manche Nacht zu opfern, um einerseits meinem Künstlerberufe gewissenhaft nachzukommen, andererseits bei den zahllosen Beratungen, Kommissionen und schließlichen Verkaufsverhandlungen, die bald in Graz, bald an verschiedenen Gewerkschaftsplätzen stattfanden, das vermögensrechtliche Interesse meiner Vollmachtgeber bestens zu wahren. Anläßlich eines längeren Aufenthaltes in Graz fand ich Gelegenheit, mit dem Bürgermeister Dr. Portugall eingehend die damals schon brennenden Grazer Theaterfragen zu besprechen, besuchte Freund Rosegger, dessen jüngstes Buch „Jakob der Letzte“ mich kurz vorher entzückt hatte und verbrachte nach ernsten langstieligen Geschäftskonferenzen heitere Erholungsstunden in Gesellschaft meiner Landsleute des urwüchsigen Dichters des „Nullerl“, Morrés und Girardis, der an den hiesigen Theatern gastierte.

Nachdem ich mich der Zahl der „Gründer des deutschen Volkstheaters“ durch Erwerb von Anteilscheinen angeschlossen hatte, brachte ich dem neuen Theaterunternehmen doppeltes Interesse entgegen.

Im Hochsommer kamen Anzengruber und Franz v. Schönthan hinaus nach Gutenstein und lernte ich unsere ersten Novitäten „Der Fleck auf der Ehr'“ und das Schauspiel „Das letzte Wort“ kennen. Mit Eifer ging ich alsbald an das Studium der mir darin bestimmten Rollen, sowie an das des „Hartwig“ im Voßschen Drama „Eva“. Unvergeßlich bleibt mir ein bitteres Wort, das ich bei Anzengrubers Besuch aus dessen Munde vernahm. Sein eheliches Mißgeschick war auch mir bekannt geworden und ich hielt mich verpflichtet, ihm diesbezüglich mein aufrichtiges Bedauern auszusprechen. Stumm nickte der schwergetroffene Dichter, sah mich dann plötzlich scharf an und machte im Tone höhnischen Selbstmitleides und beißendster Verachtung eine charakteristische Bemerkung.

Mitte August 1889 wurde das fertig gebaute deutsche Volkstheater den Pächtern übergeben und die neuengagierten Mitglieder rückten zu den Proben ein. Das Theater gefiel allgemein, namentlich der luftige, freundlich behagliche Zuschauerraum, auf dessen Ausschmückung und Bequemlichkeit die Erbauer wohl ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatten. Von den

1950 Quadratmetern der gesamten zur Verfügung stehenden Grundfläche verwendete man über 600, also beinahe ein Drittel allein, für den Zuschauerraum.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß der doch auch wichtige Bühnenraum sich als viel zu klein erwies und alle übrigen notwendigen Theaterräume, wie Garderoben, Kanzleien, Probezimmer, Kassen u. s. w., unter dieser ungerechten Raumeinteilung empfindlich zu leiden hatten. Ein späterer Anbau an der Rückseite des Theatergebäudes half diesem Übelstande wenigstens teilweise ab.

Direktor v. Bukovics, ein liebenswürdiger und gütiger Chef, hatte sich zum Sekretär den erfahrenen Theaterpraktiker Herrn Leopold Müller erwählt, der binnen kürzester Zeit zum Direktionsstellvertreter aufstieg und insbesondere in den ersteren Jahren als die eigentlich führende und treibende Kraft des Institutes galt. Während v. Bukovics, der sich nach kurzer Zeit in Ober-St. Veit häuslich niederließ, vorwiegend den Repräsentationspflichten sich widmete, den Verkehr mit Autoren, Journalisten und dem Vereinsausschusse pflegte, vielfache Reisen im Interesse seiner Bühne unternahm, leitete Müller allerdings nur vom Bureau die laufenden Theatergeschäfte und machte sich zur kaum zu umgehenden, allgemein anerkannten Hauptperson des Theaterbetriebes. Der schon früher erwähnte stille Kompagnon, welcher mit seinem Kapital die Direktion Bukovics ermöglichte, der Börsenbankier Siegmund Geiringer, übernahm in Bälde die selbständige Führung der administrativen und finanziellen Agenden. Ich gestehe offen, ich bringe den sogenannten „Geschäftsmännern“, an denen das heutige Theaterwesen überreich ist, keine allzu großen Sympathien entgegen, in diesem Falle aber ist es nur die schuldige Pflicht eines wahrheitstreu bleiben wollenden Chronisten, wenn ich Herrn Geiringer als denjenigen bezeichne, der unermüdlich und rastlos im engeren Rahmen seiner Tätigkeitssphäre für das Gedeihen des deutschen Volkstheaters bis zu seinem von uns Theatermitgliedern lebhaft bedauerten Rücktritte wirkte.

Er hatte ein offenes Auge und Ohr für jede Person und jede Sache, er war nach besten Kräften, auch mit leider oft überflüssigen Geldopfern bereit, die künstlerischen und materiellen

Qualitäten des deutschen Volkstheaters zu heben, stets beflissen, im artistischen oder technischen Betriebe sich fühlbar machende Mängel und Schäden mit energischer Hand auszumerzen. Wenn richtige Intentionen nicht immer durchgeführt werden konnten, war es am wenigsten *seine* Schuld.

Publikum und Kritik kamen dem neuen Theater wohlwollend entgegen, wenn auch nicht verhehlt wurde, daß dem vorwiegend aus tüchtigen Kräften zusammengesetzten Herrenensemble ein auffallend schwächeres Damenpersonal zur Seite stehe. Man schrieb und sprach diesbezüglich von mehrfachen Protektionsengagements und eine böse Feder gab unserem Theater das wenig schmeichelhafte Epitheton: „Asyl für obdachlose Schauspielerinnen!"

Mehr jedoch als derartige Fehlengagements, die jedem Direktor, insbesondere bei einem neugeschaffenen Vereinstheater, wo leider oft hunderterlei Rücksichten zu nehmen sind, unterlaufen können, war es zu bedauern, daß dem jungen Kunstinstitute von vorneherein der eigentliche artistische Führer, Oberregisseur und Dramaturg fehlte, der berufen war mit seiner auf gediegenem Theaterwissen aufgebauten und über alle Zweifel erhabenen, unanfechtbaren Autorität dem deutschen Volkstheater die richtige Signatur zu geben. Mit Ausnahme Ludwig Martinellis, eines bühnenerfahrenen, gewissenhaften und tüchtigen Regisseurs für Volksstück und Posse, lag die Führung unserer künstlerischen Arbeit zumeist in unzulänglichen, den strengeren Wiener Theaterbedürfnissen kaum entsprechenden Händen. Der oberste Regisseur und dramaturgische Chef, die Seele eines jeden Theaters, fehlte, und ich glaube, er fehlt heute noch.

Um ein Theater praktisch zu führen, Stücke kritisch zu wählen, Schauspieler verständig zu richten, dazu bedarf es nach der Ansicht Laubes einer „ganz eigentümlichen Begabung". Den schöpferischen Spielleiter, den Hüter der Traditionen guter Schauspielkunst benötigen alle, die einem Theater dienen, ohne Ausnahme. Es benötigt ihn die Direktion als ihren obersten Ratgeber und Mittelsmann, es benötigt ihn das Theatergeschäft als erfahrenen Bühnenpraktiker, es benötigt ihn der dramatische Schriftsteller als seinen treu und ehrlich zur Seite stehenden Helfer, es benötigen ihn vor allem die Schauspieler,

die selbständig schaffenden Ersten ebenso, wie die zweite und dritte Linie. Es ist kein gesunder Zustand, wenn die ersteren, führenden Schauspieler und Schauspielerinnen nur auf sich angewiesen sind und den objektiv, aber richtig urteilenden kritischen Beobachter bei den Proben entbehren müssen. Wie bedauernswert erscheint aber erst die in größerer Zahl vorhandene unfertige, aber begabte Künstlerjugend, die voll guten Willens, sehnsüchtig, leider oft vergeblich auf denjenigen wartet, der ihr Können heben und fördern, unter dessen verständiger Lehrerschaft sie wachsen soll. Schauspielertalente gibt es genug, speziell bei uns in Österreich. Auf deutschen Reichsbühnen wimmelt es von unseren Landsleuten, die sich dort vorwiegend in ersteren Stellungen befinden. Woher wurden sie geholt? Zumeist aus den österreichischen Provinztheatern. Der richtige Theatermann findet sie schon. Hervorragende, bereits anerkannte Kunstkräfte für teures Geld engagieren, trifft bald einer, talentvolle Anfänger zu guten Schauspielern erziehen, ist die schwierigere, aber dankbare Aufgabe eines fähigen Bühnenchefs. Seine weitere wichtige Tätigkeit besteht darin, Stücke verständig beurteilen, bühnenwirksam einrichten und richtig besetzen zu können. Wie oft wird gerade in diesem Punkte gesündigt! Bei dem Fehlen tüchtiger Regiekräfte im Schau- und Lustspiel, die ihre Aufgaben noch in etwas anderem sehen, als ein Stück äußerlich in den Rahmen der Bühne zu stellen, Auftritte und Abgänge anzuordnen, den Buchtext mit dem gesprochenen Wort zu vergleichen oder die kostbare Probenzeit vorwiegend mit Dekorations- und dramatischen Tapeziererkünsten zu vergeuden, konnte es nicht wundernehmen, daß im Laufe der Jahre viele Bühnenschriftsteller wie L'Arronge, Schönthan, Blumenthal, Kadelburg u. a. die Inszenierung ihrer Stücke in den wichtigsten Fällen selbst besorgten und als regelmäßige Gäste zu der Probearbeit, für die einige sogar ein besonderes Regiehonorar bezogen, erschienen.

Unzulänglich waren in dieser Kinderzeit unseres Theaters auch einige Vorstände des technischen Personals. Ein aus Norddeutschland berufener Theatermeister, der sich mit den Wiener Bühnenarbeitern kaum sprachlich verständigen konnte, ließ es an Umsicht und Energie fehlen und versagte derartig, daß der

stramme Disziplin gewohnte und verlangende Martinelli bereits am 9. Oktober seine Regiestelle niederzulegen gewillt war.

Trotz solcher Hemmnisse, Schwierigkeiten und Ärgernisse gab sich das Künstlerpersonal des jüngsten Wiener Theaters, vom ersten bis zum letzten, mit nicht genug anzuerkennendem Eifer und Fleiß seiner anstrengenden Berufsarbeit hin. Oft nach fünfstündigen Proben kamen wir zu wiederholtenmalen, auch die Damen, Frau Berg, Fräulein Adele Sandrock, in unseren Privatwohnungen zusammen, um einzelne Szenen, die uns noch nicht genügend ausgearbeitet erschienen, nachzustudieren. Wenn sich das deutsche Volkstheater bald der Gunst und des Beifalls des Wiener Publikums wie der Kunstkritik zu erfreuen hatte und diese im Laufe der Zeit zu unser aller Freude dem Institute erhalten blieben, war dies nicht zum geringsten Teil ein hervorragendes Verdienst seiner Schauspieler.

Am 14. September 1889 fand die Eröffnungsvorstellung vor geladenen Gästen statt. Anzengrubers letztem Werke „Der Fleck auf der Ehr'“ verhalf Martinelli durch eine sorgfältige und pietätvolle Inszenesetzung zu einem Erfolge, der nur durch die ungenügende Darstellung der weiblichen Hauptrolle einigermaßen beeinträchtigt wurde. Martinelli als Vagabund Hubmair, dessen Tendenzreden zündend wirkten und ich als Andrä Moser wurden als alte Wiener Bekannte mit Auszeichnung begrüßt, mein ehemaliger Schüler aus dem Konservatorium, Herr Giampietro, fiel in der Naturburschenrolle durch seine Natürlichkeit und Charakterisierungsgabe auf, in drastischen Bauernepisoden gefielen die Herren Russek und Greißenegger. Ein Bankett schloß diesen ersten Tag des deutschen Volkstheaters.

Nebst den lustigen Novitäten „Die berühmte Frau“ von Schönthan-Kadelburg und Gustav Davis' „Strohmann“, in welch letzterer ich mit der Titelrolle einen starken Lacherfolg erzielte, wurden mehrere ältere Stücke aus dem Repertoire des Wiener Stadttheaters hervorgeholt, so Lindaus Schauspiel „Maria und Magdalena“, in welchem Ferdinand Dessoir als Kommerzienrat Werren alle seine Vorgänger schlug, Lindners „Bluthochzeit“, in der sich der Charakterspieler Adolf Weisse, später auch als vornehmer Darsteller im modernen Stücke anerkannt, bestens einführte, und Erckmann-Chatrians Bauern-

gemälde „Die Rantzau“ mit mir als Schulmeister Florientius. In mehreren Einaktern gefielen Frau Berg als ausgezeichnete Mutterdarstellerin von gemütlich feinem Humor und Fräulein Nelly Hönigswald als Charakterliebhaberin und Salondame. Durch die leichtfertige Besetzung der Titelrolle verdarb man die erste klassische Vorstellung „Wilhelm Tell“. Ein total unfähiger Anfänger setzte seinem maßlosen Spiel damit die Krone auf, daß er nach der Schlußszene der ganzen Länge nach rücklings zu Boden stürzte. Die originelle Nuance, gegen welche der diensthabende Regisseur wie es schien, keine Einwendung machte, erregte schallende Heiterkeit. Bei einer Wiederholung des Moser-schen Lustspieles „Der Hypochonder“, in welchem Dessoir den Rentier Birkenstock, ich den Gemeinderat Sauerbrei darstellte, ereignete sich während des ersten Aktes auf der Bühne ein peinlicher Zwischenfall, der für unser Theater den definitiven Verlust eines lieben, hochbegabten Kollegen bedeutete. Schon in der Garderobe bemerkte der Ankleider des Herrn Dessoir, daß derselbe auffallende Fragen an ihn stellte, die vermuten ließen, Dessoir wisse nicht genau, in welchem Stücke er heute abends spielen solle. Statt ein derartiges Symptom von Geistesstörung sofort zur Anzeige zu bringen, ließ man den kranken Künstler ruhig die Bühne betreten. Die ersten Szenen verliefen glatt und ohne Störung. Plötzlich, bei meinem Auftreten, kommt mir Dessoir einige Schritte entgegen, setzt sich auf einen Stuhl und spricht laut vor sich hin: „Hier bleib' ich jetzt sitzen und rede kein Wort mehr!“ Vergebens versuchte ich ihn durch allerlei extemporierte Fragen zur Fortsetzung des vorgeschriebenen Dia-loges zu bringen — umsonst! Dessoir blieb stumm und starrte mit stieren Augen in den Zuschauerraum. Eine momentane Geistesstörung hatte ihn vollständig gefangen genommen. Hinter der Szene hatte man endlich die Störung bemerkt und der herabfallende Vorhang befreite mich aus einer der aufregendsten Situationen, die ich je auf der Bühne mitgemacht. Der leidende Künstler wurde nach Hause gebracht und betrat nicht mehr die Bühne. Nach etlichen Jahren starb Dessoir in Dresden. Den andauerndsten Erfolg des ersten Spieljahres errang das Effekt-drama „Die Hochzeit von Valeni“ von Marco Brociner und Ludwig Ganghofer; es folgten mehrere Stücke von Wiener

Autoren, die aber leider den gehegten Erwartungen wenig entsprachen. Weisse als Tschuku und Adele Sandrock, eine junge, neu entdeckte Heldin voll Rasse und Leidenschaft, im vollsten Maße die Fähigkeit besitzend, charakteristisch dem Dichter nachzuschaffen, glänzten in oberwähntem, einem Romane Brociners nachgeschaffenem Drama.

Ein zu Ende des Jahres in einer Zeitschrift vernehmbar gewordener Schmerzensschrei eines erfolgarmen Autors, der uns „Schauspieler auf der Probe" als die aufgeregtesten, launischesten, unangenehmsten und am schwersten zu behandelnden Erdengeschöpfe hinzustellen beliebte, ließ seinen Jammer schließlich in die Klage austönen, die Bühnendichter wären zumeist ja ohnedies nur die Sklaven der Schauspieler. Gegen so harten Anwurf möchte ich mir nun doch in meinem und im Interesse meiner Kollegen erlauben, eine uns verteidigende Einsprache zu erheben und, indem ich dieser rigorosen Behauptung etwas näher trete, der Wahrheit die Ehre geben. Ich gestehe zu, „Schauspieler auf der Probe" sind etwas kitzliche Leute und wenn man an verständig geführten Theatern mit strenger Sorgfalt darauf sieht, daß von den auf der Probe Schaffenden so viel wie möglich jedwede Störung von außen ferngehalten, jeder sich während der Probe etwa ergebende Konflikt im Keime zu ersticken getrachtet wird, also alles geschieht, um den Künstlern nach dem Ausspruche Laubes: „Der Schauspieler braucht auf der Probe Ruhe und Sammlung," ein möglichst ungestörtes Arbeiten zu ermöglichen, so beweist dies allein schon, daß die Bühnenpraktiker aus Erfahrung wissen dürften, daß die aufregende, Nerven und Sinne in erhöhtem Maße in Anspruch nehmende Probentätigkeit in sich selbst so viel gefährlichen Zündstoff birgt, daß oft der geringste störende Anlaß genügt, um irgendeine — Explosion herbeizuführen. Und insoferne sind „Schauspieler auf der Probe" — ich meine hier selbstverständlich die ernsten, mit dem ganzen Aufgebot ihres Könnens schaffenden Künstler, nicht den dramatischen Handwerker — allerdings schwer zu behandelnde Menschenkinder. Alle übrigen im Dienste der Probe Beschäftigten, weder der Autor, noch der Regisseur, ebensowenig die artistischen und technischen Hilfskräfte leben so intensiv in der vorgesteckten dramatischen Arbeit

als der Schauspieler. Dieser steht auf der Probe, ich möchte sagen, in zwei Gestalten auf den Brettern, er führt da ein merkwürdiges Doppelleben, einerseits als schaffender Künstler, andererseits schon als diejenige Figur, die eben durch sein Talent und seine Phantasie Gestalt und Leben erhalten soll. Wer würde es nicht begreiflich und verzeihlich finden, wenn bei solcher unser ganzes inneres Leben, unsere geistigen und physischen Kräfte in vollsten Anspruch nehmender, stundenlanger Kunstarbeit die geringste Störung, eine überflüssige Unterbrechung, ein leicht zu vermeidender Lärm, das plötzliche Erscheinen einer fremden Person, ein seine Rolle nur markierender Partner, ein widerhaariger Hilfsarbeiter u. s. w. eine uns aufregende Schädigung unseres Schaffens bedeutet!

Was schließlich die kühne Behauptung anbelangt, die Bühnendichter seien zumeist die Sklaven der Schauspieler, so meine ich, daß das wohl niemand glaubt, der mit dem Theater zu tun hat, am allerwenigsten die Herren Bühnendichter selber. Autor und Schauspieler sind berufsgemäß aufeinander angewiesen; das wechselvolle Theaterleben bringt Freude und Ärger, Anerkennung und Vernichtung, es bringt mit sich, daß heute der Bühnendichter, morgen der Darsteller entweder umschmeichelt oder fallen gelassen wird, je nachdem dem einen wie dem anderen die Sonne des Glücks lächelt. Mit derselben Berechtigung wie der oberwähnte Tadler könnten, meine ich, auch umgekehrt wir Schauspieler behaupten, wir seien die Sklaven der Autoren. Aus meiner mehr als dreißigjährigen Bühnenerfahrung will ich hier nur drei markante Fälle mitteilen, aus denen man ersehen wird, daß es mit dem „Sklaventum" der Autoren lange nicht so gefährlich ist; im Gegenteil, daß die Herren Bühnendichter, wenn ein Schauspieler es wagt, ihren mitunter diktatorischen Ansichten eine begründete eigene Meinung entgegenzustellen, sich gar nicht genieren, uns kränkende Maßnahmen zu treffen und uns Bescheide zukommen zu lassen, wie solche wohl kaum jemand in irgendeinem anderen Berufe aufzuweisen haben dürfte.

Oskar Blumenthal wünschte anläßlich der Aufführung seines Lustspieles „Der schwarze Schleier", daß ich darin den „Lord Estonville" darstelle. Eingedenk der wohlmeinenden

Mahnung Laubes lehnte ich die meinem Können wenig zusagende aristokratische Repräsentations- und Charakterrolle, die dann auch in Freund Tewele einen vorzüglichen und richtigeren Interpreten fand, ab. Der darob beleidigte Bühnenschriftsteller sandte mir ein Schreiben, dessen Schlußsatz lautete: „Da Sie gegenwärtig die Rolle abgelehnt haben, muß ich nun meinerseits auch für alle meine ferneren Stücke auf Ihre Mitwirkung Verzicht leisten und kann von nun an der Direktion des Deutschen Volkstheaters dramatische Werke aus meiner Feder nur unter der Bedingung überlassen, daß Ihre Mitwirkung kontraktlich ausgeschlossen wird.“ Wie es beim Theater keine Freundschaft und keine Feindschaft gibt, auch nichts so heiß gegessen wird, als es gekocht wurde, ist mir Oskar Blumenthal trotz alledem in den folgenden Jahren ein wohlwollender Freund und Gönner geworden, der mir gestattete, in seinen Lustspielen: „Großstadtluft,“ „Das zweite Gesicht,“ „Die Orientreise,“ „Im weißen Rößl,“ „Auf der Sonnenseite,“ „Mathias Gollinger“ u. s. w. die führenden komischen Charakterrollen in Wien zu kreieren.

Als ich, damals noch „Gast“ des Deutschen Volkstheaters, mich weigerte, die unbedeutende Episode eines der aufrührerischen Bauern in der „Hochzeit von Valeni“ zu übernehmen, richtete Ludwig Ganghofer folgende an die Donnerblitze Jupiters gemahnende Zeilen an mich: „Geehrter Herr! Ich muß Ihre Absage in meinem Stück als eine persönliche, gegen mich gerichtete Beleidigung betrachten und Sie werden daher begreifen, daß Ihr Name von heute ab aus meinem Gedächtnis gestrichen ist.“

Der sonst so liebenswürdige Karlweis, der mir anläßlich der Übersendung meines Bildes als „Schöllhofer“ im „Groben Hemd“ am 1. März 1897 schrieb: „Ihr reizender Brief mit dem vorzüglichen Bilde, das mir Ihre Meisterleistung als Schöllhofer für immer festhaltet, ist mir als ein rechter Lichtblick in trüben Tagen doppelt willkommen erschienen. Was Sie mir Liebes und Schmeichelhaftes zu sagen die Güte haben, kann ich aber kaum zur Hälfte annehmen. Und auch diese muß ich Ihnen mit Zins und Zinseszinsen zurückgeben. Habe ich doch in unseren Unterhaltungen über Stück und Rolle zum

mindesten ebensoviel von Ihnen gelernt, als es mir vergönnt war, Ihnen künstlerische Anregung zu bieten. Anbei erlaube ich mir, Ihnen als Erinnerung an die schönen Stunden unserer gemeinsamen Arbeit, die jeder auf seinem Gebiete mit dem Einsetzen seiner ganzen Kraft zu fördern bestrebt war, das Bild eines Autors zu übersenden, dem das Glück zutheil wurde, den besten Darsteller zu finden -- einen Darsteller, der seine Rolle noch einmal empfing und wiederschuf: den muster- und meisterhaften „Schöllhofer“ Rudolf Tyrolt!“

Ein Jahr später, als ich die unklare und unsympathische Rolle des „Heindl“ in seinem „lieben Ich“, das seine Freunde vergeblich als eines seiner besten Stücke hinzustellen suchten, nicht übernahm, war derselbe Karlweis derart erbittert, daß er die Direktion des Deutschen Volkstheaters verständigte, Herr Tyrolt dürfe in keinem seiner Stücke jemals wieder diese Bühne betreten. Die gleiche Bedingung ließ der mir grollende Dichter durch seinen Agenten sämtlichen deutschen Bühnen auferlegen, welche Stücke von ihm aufzuführen wünschten. „Das grobe Hemd“ aber sollte in Wien ohne mich gespielt werden, da es Karlweis, wie er sich äußerte, daran lag, zu erfahren, ob sein Erfolg durch sein Stück oder durch Herrn Tyrolt errungen wurde.

Wenn man als alter Schauspieler das an Aufregungen, Konflikten und Ärgernissen so überreiche Theatergetriebe genauer kennen gelernt hat, bekommt man, ich weiß nicht, soll ich sagen bedauerlicher- oder glücklicherweise, eine etwas harte Haut und wir gewöhnen uns daran, der eine früher, der andere später, derartige Eruptionen gekränkter Dichtereitelkeit mit einer gewissen Seelenruhe über uns ergehen zu lassen. Diese Ruhe ist nicht zu verwechseln mit Gleichgültigkeit. Im Gegenteil, gerade sie verleiht uns in wirklich ernsten Fällen die Kraft, aufrichtige Begeisterung und ehrlichen Zorn zu wuchtigem Ausdruck zu bringen.

Anfangs Dezember hörten die Schauspieler des Deutschen Volkstheaters zu ihrem Leidwesen, daß ihnen die Berliner Novität, Sudermanns effektvolles Schauspiel „Die Ehre“, verloren gegangen war. Wegen ihrer geschmacklosen offiziösen Entschuldigung: „Das Volkstheater verzichtet auf ‚Die Ehre‘,

da das Stück seines Inhaltes wegen nicht in den künstlerischen Rahmen dieses Theaters passe," mußte sich die Direktion in mehreren Blättern manch höhnische Bemerkung gefallen lassen, die insoferne berechtigt waren, als wir drei Jahre später das am Theater an der Wien abgespielte Stück doch erwarben und aufführten. Ein schwerer Schicksalsschlag für die gesamte Theaterwelt, insbesondere für unsere junge Bühne, war das unerwartete, plötzliche Hinscheiden unseres allverehrten Meisters Ludwig Anzengruber. Mit ihm starb wohl der gewaltigste Dramatiker der Gegenwart, ein Raimund und Nestroy weit überragender österreichischer Volksdichter. Großer Künstler! Dein mitunter sarkastisch sich offenbarender Pessimismus, zu dem Du wie selten einer, vollauf Grund gehabt haben mochtest — wie hätte er sich erstaunend geäußert, als jetzt nach Deinem Tode auf einmal alle Welt von Deinem Genie, von Deiner Dichtergröße sprach und schrieb! Einstimmig wurde Dir jetzt das Ehrengrab bewilligt und zu Deinen Lebzeiten vergaß man, wie oft, Deine unsterblichen Werke zu pflegen. Man kümmerte sich so wenig um Dich, daß Du Dich bequemen mußtest, als Redakteur des Wiener Witzblattes „Figaro" für den wöchentlichen Scherz zu sorgen, denn von den Tantièmen Deiner Volksstücke hättest Du nicht leben können! Bei düsterem Nebelwetter trugen wir am 12. Dezember 1889 den Unvergeßlichen zu Grabe. Hoch und nieder, jung und alt drängte sich um seine Bahre. Direktor Dr. Förster mit den Regisseuren des Burgtheaters, Bürgermeister Dr. Prix, Abgeordnete der Linken, Gemeinderäte, Schriftsteller und Künstler waren erschienen, um von dem früh verblichenen großen Zeitgenossen Abschied zu nehmen. Am Grabe hielt Ludwig Ganghofer eine dichterisch schöne, zum Herzen sprechende Trauerrede. Am selben Abend spielten wir im Deutschen Volkstheater den „Pfarrer von Kirchfeld". Anzengrubers Ruhestätte ziert ein ergreifendes, sinniges Grabmonument, das Volk, verkörpert in der Gestalt eines Bauerndirndls, um seinen besten Dichter trauernd.

Meinen vierzehntägigen Weihnachtsurlaub benützte ich teils zu Gastspielen in Innsbruck und Salzburg, teils zu meiner Erholung im lieben Waldnest Gutenstein, das im herrlichen Schneeschmuck prangte. Auf einem Marsche nach dem Naßwald

hörte ich von Touristen, die vom Semmering kamen, die erschütternde Nachricht von dem Tode Dr. August Försters. Auf einem Spaziergange in der Nähe der Südbahnhotels endete ein Herzschlag sein tatenreiches Bühnenleben. Ein wehmutsvoller Brief vom Tage vorher an seine Lieben läßt vermuten, daß er wohl wußte, wie es um ihn stünde. Kaum gewonnen, verlor das Burgtheater an August Förster einen energischen, zielbewußten, bühnentüchtigen Führer, wie es seit Laube und Dingelstedt keinen besessen. Die nun auf eine Reihe von Jahren verwaiste „Burg“ ließ dem jungen aufstrebenden Volkstheater mehr als genügenden Spielraum und reichliche Gelegenheit, sich in der Gunst des ihm wohlwollenden Publikums festzusetzen.

In den ersten Monaten des Jahres 1890 brachten mir Schönthans „Letztes Wort“, Anzengrubers „Kreuzelschreiber“, Helds tollustige Posse „Der Zimmerherr“ und Richard Voß' Schauspiel „Eva“ als „Onkel Bernhard“, „Steinklopferhanns“, „Grimm“ und „Fabrikant Hartwig“ dankbare Rollen und schöne Erfolge. Unsere Vorstellungen begannen ihren ursprünglich provinzmäßigen Charakter zu verlieren, wurden abgerundeter und wirksamer, da auch die Direktion sich sichtlich bemühte, unhaltbare Kräfte durch bessere zu ersetzen. So trat an die Stelle eines humorlosen Bonvivants der lustige Tewele, der mittlerweile nach Berlin ausgewandert war und nicht lange danach kam eine tüchtige Schauspielerin, Berta Hausner, um das völlig ungenügend besetzte Fach der Naiven zu übernehmen. Bei einer im Februar stattgefundenen Aufführung der „Räuber“ errang ein jugendlicher Held vom Meininger Hoftheater Viktor Kutschera die vollen Sympathien des Publikums. Ein längeres Gastspiel Mitterwurzers war geplant und somit gegründete Aussicht vorhanden, daß das moderne und heitere Genre, dem Geschmacke unseres Publikums am meisten entsprechend, einer erfolgreichen Zukunft entgegengehe.

Auf einem Vereinsabend der „Deutschen Steirer“ las ich Roseggers neueste Humoreske „Der verspielte Terno“, eine reizende Episode aus der Kinderzeit Robert Hamerlings, zum erstenmale vor. Bürgermeister Dr. Prix lud mich ein, dem Komitee zur Errichtung des Raimund-Denkmales in Wien

beizutreten. Bei einer späteren Sitzung, in welcher die Platzfrage erörtert wurde, kam ich als Angehöriger und Freund des Deutschen Volkstheaters in Konflikt mit meiner besseren Überzeugung, die mich nicht für einen Platz stimmen ließ, der mir als einer der ungünstigsten erschien. Der sinnende Raimund gehört gleich seinem Dichtergenossen Grillparzer in eine lauschige Gartenecke, keinesfalls an die lärmende Lastenstraße, an den Kreuzungspunkt lebhafter Verkehrslinien.

Während ich in meiner Bücherei mich eingehend mit dem unerreichten Fritz Reuter bekannt machte, hatte ich das Glück, im Hause Geiringer den Wiener Tonmeister Johann Strauß persönlich kennen zu lernen. Bei einem Empfangsabende des Bürgermeisters hatte ich Gelegenheit, die herrlichen Festräume des Wiener Rathauses zu bewundern. Zum Schlusse meines Gastspieles trat ich noch mehrere Abende mit Freund Mitterwurzer in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ und in Granichstädtens Schauspiel „Ein gutes Haus“ auf.

Anfangs Mai übersiedelte ich — nun für immer — nach Gutenstein. Mir und meiner Frau verging der größte Teil des Sommers mit der endgültigen Einrichtung und Ausschmückung unseres bescheidenen Landhauses. Im Juni konnte ich endlich meine Freunde zu dem Einweihungsfeste laden — im österreichischen Dialekt „Hausnudel“ genannt — und unser lieber, allverehrter Klosterprior vom Mariahilferberge in Gutenstein, P. Maninger, sprach mit rührend schlichten Worten den Haussegen über das selbstgeschaffene Heim.

Eine kleine Erholungsfahrt, die mich zuerst nach Leipzig brachte, wo mir das Siegesdenkmal seiner herrlich gelungenen Nebenfiguren wegen — Moltke zu Pferde fand ich besonders charakteristisch — ausnehmend gefiel, dann nach den schmucken Städten Magdeburg und Potsdam fand ihren Abschluß in Berlin, wo ich in Gesellschaft Mitterwurzers eine Rundreise durch alle Theater machte. Im Deutschen Theater sahen wir unter anderem eine höchst stimmungsvoll inszenierte Vorstellung des „Pfarrer von Kirchfeld“, bewunderten Ludwig Barnay als „Kean“ und erfreuten uns im Lessing-Theater an einer Musteraufführung der „Ehre“ mit Fräulein Petri als Alma, Adolf Klein als Graf Trast und Oskar Höcker als unübertrefflichen

Vater Heinecke. Heimgekehrt, trat ich in einen lebhaften Briefverkehr mit dem Dichter der „Sulamith“, Franz Keim, der mir mit Galgenhumor in Wort und höchst originellen Bildern sein Leid über die Direktion klagte, die seine Dramen „Spinnerin am Kreuz“, „Schmied von Rolandseck“ zwar annehme, aber nicht aufführe.

Zur selben Stunde, in der in Wien am Tage der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages der Grundstein zum Denkmal Ferdinand Raimunds gelegt wurde, stieg ich in Gutenstein zur einsamen, mit Kränzen von unserer Gemeinde, seiner Vaterstadt und treuen Verehrern geschmückten Dichtergruft hinauf. Wehmütigen Herzens stellte ich an der Ruhestätte unseres edelsten Volksdichters Betrachtungen an über das immer deutlicher zutage tretende Verschwinden Raimundscher Dichtungen aus den Spielplänen der deutschen Bühnen. Raimund braucht ein Publikum mit kindlichem Gefühl, mit naivem Denken, Eigenschaften, die sich im modernen Theaterpublikum selten mehr vorfinden. Vielleicht fehlen uns heute auch die richtigen Darsteller. Ich meine nicht die seiner realistischen Volksfiguren, für die sich immer, insbesondere in österreichischen Ländern, tüchtige Interpreten finden werden, wohl aber glaube ich, mangelt es an Schauspielern für seine naiv-idealen Gestalten. Gelegentlich eines Gastspieles in Innsbruck hatte ich im „Verschwender“ in dem allerdings für die Rolle viel zu alten Direktor von Othegraven einen Flotwell-Darsteller kennen gelernt, der mir mit dem Reste seiner einst bedeutenden, anerkannten Schauspielkunst ein ungefähres Bild gab, wie der Raimundsche Held wohl zu Dichters Zeiten gespielt worden sein mochte. Im Laufe des Sommers kam auch der Wiener Männergesangverein nach Gutenstein und am Grabe Raimunds ehrten die Sänger mit Lied und Wort den österreichischen Volksdichter. Nach einer warmherzigen Rede legte Olschbauer im Namen des Vereines einen herrlichen Kranz als Tribut der Verehrung auf die Gruft nieder. Auch der dreiundachtzigjährige Gründer des Männergesangvereines, Dr. Schmidt, war hinausgekommen, um an dieser Ehrung des ihm noch bekannten Künstlers und Dichters teilzunehmen.

## II.

Zahlreiche Fußtouren um Gippel und Göller herum, wiederholte Wanderungen in den Mariazeller Alpen, Besuche des Ötscher und Hochschwabgebietes, der Rax und des in unserer unmittelbaren Nähe gelegenen Schneeberges ließen mich den Rest der herrlichen Sommertage so rasch und angenehm verbringen, daß ich es fast bedauerte, Ende September 1890 meinen Landaufenthalt plötzlich abbrechen zu müssen, um in Anzengrubers elementarstem, grausam wahrem Wiener Volksstück: „Das vierte Gebot," in welchem ich nach der ursprünglich geplanten Besetzung nicht beschäftigt gewesen wäre, die Rolle des alten „Schalanter" zu übernehmen. Die Direktion sah sich wenige Tage vor der Erstaufführung zu dieser Umbesetzung veranlaßt und ersuchte mich, zu den letzten zwei Proben in Wien einzutreffen. Den „Schalanter" studierte ich in einer Nacht und im Eisenbahnwagen auf der Fahrt nach Wien. Das von Martinelli sorgfältig inszenierte Stück errang den ersten sensationellen Erfolg des Deutschen Volkstheaters. Einstimmiges Lob ernteten die Darsteller der Hauptrollen und lebhaft wurde bedauert, daß es Anzengruber nicht mehr vergönnt war, den nachhaltigen Sieg seines dramatischen Schmerzenskindes mit zu erleben. Gegen den Titel „Das vierte Gebot", der den geistigen Inhalt, die Richtung des Bühnenwerkes scharf und kräftig zusammenfaßt, machte sich insbesondere in ultramontanen Kreisen eine heftige Opposition geltend. In Wiener und Grazer Kirchen wurde gegen das unsittliche Stück gepredigt und doch hat Anzengruber ja nichts anderes gewollt, als auf die allgemein verbreitete einseitige Auffassung des vierten Gebotes hinzuweisen, die er gleichsam ergänzte. Ein sein Jagdvergnügen über seine Referentenpflicht stellender Kunstkritiker einer hervorragenden Tageszeitung, der nur die etwas uneben verlaufende Generalprobe besucht hatte, erregte mit seinem tadelnden Sonntagsfeuilleton, in welchem er dem „Vierten Gebot" keine lange Lebensdauer prophezeite, in Journalisten- und Theaterkreisen lebhafte Heiterkeit. Anzen-

grubers Wiener Tragödie war das erste Bühnenwerk, dem im Laufe der nächsten Spieljahre am Deutschen Volkstheater eine hundertmalige Aufführung beschieden sein sollte. Bei einer Reprise des Stückes hörte meine im Parket sitzende Frau aus dem Munde eines Theaterbesuchers folgenden klassischen Ausspruch: „Das ist ja ein saudummes Stück, dieses ‚Vierte Gebot‘! Jetzt gehe ich noch einmal in dieses Theater, zu den „Gespenstern“; wenn das auch so blöd ist, dann sieht mich dieses Theater nicht mehr!“ Ich hoffe im Interesse der Kunst, daß der brave Mann seinen Entschluß ausgeführt hat, daß ihm Ibsens Gespenster wirklich „blöd“ erschienen sind und daß das Deutsche Volkstheater den unerbittlichen Kritiker für alle Ewigkeit verloren hat. Diese leider nicht vereinzelt stehende schlechte Meinung über Anzengrubers gewaltige Dichtung erinnert mich an die lapidar naive Frage eines alten Militärs, der mit mir die Admonter Bibliothek besichtigte. Als der uns führende Benediktiner erwähnte, daß der Bücherschatz des Stiftes beinahe 80.000 Bände umfasse, ließ sich der vom Bücherlesen einen ziemlich unklaren Begriff habende alte Herr also vernehmen: „Na — und haben Sie das alles schon gelesen!?“ Ein mitleidig lächelnder Blick, den ihm der sprachlos dreinguckende Mönch zuwarf, war eine stumme, aber treffende Antwort. In einer von Ganghofer und Chiavacci besorgten Bearbeitung des Nestroyschen Stückes „Der Flüchtling“, in welchem ich die Hauptrolle darstellte, trat ich nach jahrelanger Pause wieder einmal als Sänger auf. Mit Eifer ging ich an das Studium der interessanten Rolle des Tischlers Engstrand in Ibsens „Gespenster“, die im Gegensatze zu Berlin in Wien freigegeben worden waren. Die ernste und würdige Aufführung regte das in atemloser Spannung befindliche Publikum lebhaft an und trotz einer starken Opposition nach dem Schlußakte wurde der Erfolg allseitig anerkannt.

Im Burgtheater war eine kleine Palastrevolution gegen den schneidigen jungen Direktor Burkhard ausgebrochen, die uns Wiener Theaterleute natürlich lebhaft beschäftigte. Konflikte mit ersten männlichen und weiblichen Hofschauspielern standen auf der Tagesordnung der neuen Direktion. Vor Antritt meines Winterurlaubes besuchte ich das Piaristenkloster in

der Josefstadt, in welchem ich seinerzeit als Konviktist ein Gymnasialjahr zugebracht hatte, um meinen noch lebenden, ehemaligen lieben Präfekten Kispersky, der sich über meine Erinnerung herzlich freute, aufzusuchen. Nach Absolvierung einiger Gastspiele verlebte ich die Weihnachtstage im Familienkreise in Gutenstein.

Zur Säkularfeier der Geburt des größten österreichischen Dichters Franz Grillparzer veranstaltete der Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein Concordia eine Festvorstellung im Karl-Theater, bei welcher Gelegenheit „Medea" mit Frau Wolter und ein dramatischer Prolog „Im Grillparzer-Stübchen" gegeben wurden, in welchem Lewinsky in frappanter Grillparzer-Maske, ich als „Ferdinand Raimund" und Fräulein von Kola als „Kathi Fröhlich" mitwirkten. Zwei heitere Novitäten: „Das zweite Gesicht," von Blumenthal selbst trefflich inszeniert, und ein französischer Schwank: „Der selige Toupinel," brachten Tewele und mir dankbare Aufgaben und dem Volkstheater während zweier Monate überfüllte Häuser. Ein nach Echegaray von Grawein bearbeitetes Drama „Bernardo Montilla" versagte – ein Kranz vom spanischen Gesandten war der Lohn für unfruchtbare Mühe. Langdauernde, anstrengende Proben, an denen sich Richard Voß, der Dichter des effektvollen Dramas „Schuldig," zu unserem Besten lebhaft beteiligte, hielten uns im Februar in Atem. Die mit großer Bühnenkenntnis dramatisierte Geschichte eines unschuldig Verurteilten errang einen mächtigen Erfolg; und wir Darsteller wurden von Kritik und Publikum in schmeichelhaftester Weise ausgezeichnet. Große Freude bereitete mir das persönliche Lob Ernesto Rossis, der an meinem „Sträfling Lehr" die psychologischen Nuancen rühmend anzuerkennen so freundlich war. Von Ludwig Barnay, der ebenfalls der Erstaufführung beiwohnte, erhielt ich als Zeichen seiner Anerkennung ein prachtvolles Andenken. Eine leider früh verstorbene junge Schauspielerin, Fräulein Dworzak, hatte bereits im „Vierten Gebot" als Josepha eine glänzende Probe ihres aufkeimenden Talentes abgelegt und überraschte neuerdings als Tochter „Lehrs" in „Schuldig" durch ihr temperamentvolles Spiel. Bei größerem künstlerischen Ernste und bei verständiger Führung hätte aus ihr eine tüchtige Schauspielerin gemacht werden können.

Die Wiener Schauspieler hatten sich zusammengetan, um für das segensreiche Institut der Deutschen Bühnengenossenschaft auch ihr Scherflein beizusteuern. Ein überaus lustiger Herrenabend in den Sophien-Sälen, bei welchem 105 Schauspieler und Sänger mitwirkten, brachte unserer Genossenschaftskasse die stattliche Summe von 24.000 Kronen. Eine wie gewöhnlich unfruchtbare Lustspielausschreibung brachte den Mitgliedern des Deutschen Volkstheaters Plage und Arbeit ohne nennenswerten Erfolg. Mitterwurzer eröffnete mit Ibsens „Wildente" abermals ein längeres Gastspiel. Trotz seiner unvergleichlichen Leistung als „Hjalmar" erfreute sich das Werk damals keiner besonderen Würdigung von Seite des Publikums. Bei einer Probe traf ich Ibsen im Foyer des Theaters und da er den Wunsch äußerte, die Direktion begrüßen zu wollen, führte ich den Dichter ins Bureau hinauf. Im Vorzimmer blieb der auf seinen charakteristischen Kopf, wie es schien, Stolze plötzlich vor dem Spiegel stehen, zog einen Kamm aus der Tasche und brachte die Haare in die bekannte Unordnung.

Von Direktor Hofpauer, dem Chef des „Münchner Ensembles" erhielt ich einen Antrag, an zehn Abenden in Berlin den „Meineidbauer" zu spielen, von den Theateragenten Entsch und Crelinger die Einladung in Petersburg und New-York Gastspiele zu absolvieren. Ich zog es nach der angestrengten Tätigkeit des letzten Jahres, in dem es zu wiederholtenmalen vorkam, daß ich an mehr als 25 Abenden in einem Monate beschäftigt war, vor, meine Sommerferien der Kräftigung meiner sich unangenehm fühlbar machenden Nerven zu widmen.

Ein Feind von Jubiläen mußte ich zu Beginn des Sommers doch an einem ähnlichen Erinnerungsfeste teilnehmen. Die Abiturienten, die im schicksalsschweren Jahre 1866 in Preßburg das Gymnasium absolviert hatten, zu denen auch ich gehörte, feierten die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Maturitätstages durch eine Zusammenkunft in Preßburg. Über zwanzig ehemalige Schulkollegen, darunter der Preßburger Bürgermeister Taller, die Professoren Helmár und Franzen, der Wiener Arzt Dr. Adler, Oberstuhlrichter, Advokaten, Gerichtsräte, Eisenbahninspektoren u. s. w. trafen in unserer alten lieben Gymnasialstadt zusammen. Eine gesellige Abendunterhaltung und ein

Festessen bei Palugyay, dem unser ehemalige Direktor königlicher Rat Wiedermann beiwohnte, gaben uns reichlich Gelegenheit, unsere Erlebnisse in dem verflossenen Vierteljahrhundert eingehend zu besprechen und fröhlich unserer gemeinsam verbrachten Jugendzeit zu gedenken. Von den dem geistlichen Stande angehörenden Kollegen war merkwürdigerweise keiner erschienen. Unser unvergeßliche erste Klassenvorstand Dr. Michael Walz richtete aus seiner deutschen Heimat rührende Worte an uns, mein Doppelkollege, der Hamburger Schauspieler Mylius, sandte aus Messina herzliche Grüße. Nach einem längeren Ausfluge, den ich mit meiner Frau in das heimatliche Alpengebiet unternahm und der uns nach dem stillen, reizend gelegenen Hollenstein bei Weyer führte, wo wir im rühmlichen Dietrichschen Gasthofe eine größere Rast machten, rückte ich Ende September wieder in Wien ein, wo ich mit der Direktion einen neuerlichen Vertrag abschloß, der mich nunmehr bis zum Jahre 1895 dem deutschen Volkstheater verpflichtete. In Wildenbruchs „Haubenlerche“, sah ich eine neuengagierte Kollegin, Fräulein Helene Odilon, eine geborene Lustspielsoubrette, die sich durch ihr großes Talent, ihren unermüdlichen gewissenhaften Fleiß in Kürze zu einer ersten Konversationsschauspielerin herangebildet hatte. Durch den protestantischen Pfarrer von Währing, Dr. Johanny, der mir das Wormser Lutherfestspiel überbrachte, wurde ich eingeladen, bei einer von der Wiener evangelischen Gemeinde veranstalteten Aufführung die Rolle des „Luther“ zu spielen. Infolge Mangels an Zeit mußte ich leider das schmeichelhafte Anerbieten ablehnen. In dem nach dem Ungarischen bearbeiteten lustigen Schwanke „Husarenliebe“ ernteten Fräulein Odilon und ich als Rittmeister Berényi — lebhaften Beifall.

Einen theatralischen Unglücksabend, der mich an mein Olmützer Debut als Intrigantliebhaber erinnerte, bedeutete für Dichter, Direktion und Schauspieler die einmalige Aufführung des Verbrecherdramas „Dämon Gold“ von Drechsler-Bohrmann. Mit Todesverachtung hatten wir gegen die von Akt zu Akt sich steigernde Heiterkeit des Publikums angekämpft. Im Schlußbilde, das im Gerichtssaale spielt, hatte ich mich knapp vor meiner Verurteilung zu erdolchen. Schon auf der Probe versuchte ein

junger Chorist, der als bayrischer Gendarm hinter mir zu stehen hatte, meinen Todessturz durch Umfassen meines Körpers zu erleichtern. Trotzdem ich ihn nun gebeten hatte, mich bei der Vorstellung ruhig hinstürzen zu lassen, erwachte abends unglücklicherweise abermals sein Mitleid — ich stürze nieder, er will mich auffangen, ich reiße ihn natürlich mit, er stolpert über mich weg und sein bayrischer Gendarmeriehelm poltert bis zur Rampe vor. Mit dem im ganzen Hause hörbaren Entschuldigungsrufe: „Aber ich bitt', Herr v. Tyrolt!" entfesselt der Arme einen Sturm von Gelächter im Publikum, wie unter den Mitwirkenden. „Dämon Gold" war für ewige Zeiten begraben! Als der fallende Vorhang mitleidvoll dem grausamen Spiel ein Ende gemacht, hörte man den in der ersten Kulisse stehenden Autor Staatsanwalt Baron Drechsler klagend ausrufen: „Das hat auch noch passieren müssen!"

Durch Blumenthal-Kadelburgs „Großstadtluft" wurde so manche andere unglückliche Novität aus dem Spielplan verdrängt und der übermütig lustige Schwank erheiterte fast durch ein volles Vierteljahr unser Publikum. Der alte gemütliche Landarzt Dr. Crusius wurde eine meiner beliebtesten Gastrollen, die ich weit über hundertmal zu spielen Gelegenheit fand. Im bescheidenen Kreise seiner treu ergebenen Freunde feierte der Wiener Juvenal, der unerreichte klassische Sittenschilderer des Wiener Volkes Friedrich Schlögl, seinen siebzigsten Geburtstag. Für den aller Reklame und allem Cliquenwesen abholden verdienstvollen Schriftsteller fand sich an seinem Ehrentage außer der Verleihung des Bürgerrechtes durch die Gemeinde, bedauerlicherweise nicht die ihm vollgebührende, bei anderen Personen und anderen Gelegenheiten oft so überschwenglich zutage tretende allgemeine Anerkennung. Zum Schluß des Jahres besuchte mich — zum letztenmale! — mein alter lieber erster Direktor, der bereits 80-jährige Natzl Czernitz, der in einem kleinen steirischen Markte den Rest seiner Tage verlebte. Mildtätige Theaterfreunde und Kollegen, in erster Linie Frau Kathi Schratt, haben dafür gesorgt, daß dieses prächtige Original aus der altösterreichischen Schauspielerwelt sein Dasein sorgenlos beschließen konnte.

Vergnügte Neujahrsferien mit herrlichen Fahrten auf

unseren ausgezeichneten Gutensteiner Schlittenbahnen, Rennwolfsport — Touren und Eisschießen waren vorüber, der Schminkkasten wurde in Tätigkeit gesetzt, die schauspielerische Arbeit begann wieder. Der Februar 1892 brachte mir zwei große Aufgaben, den „Kompagnon“ von L'Arronge, der unter des Autors tüchtiger Regie erfolgreich in Szene ging und Anzengrubers „Meineidbauer“.

Einer Einladung der Leitung des niederösterreichischen Volksbildungsvereines folgend, hielt ich im Laufe des Jahres im Gemeindehause des Bezirkes Landstraße einen Vortrag über Ferdinand Raimund und las ein zweitesmal Dichtungen von Rosegger und Stieler vor einem Arbeiterpublikum in Simmering. Mir bleiben diese beiden Vortragsabende durch die Empfänglichkeit und Dankbarkeit einer aufmerksamsten Zuhörerschaft in angenehmster Erinnerung. Stürmischer Jubel, der sich bis auf die Straße fortsetzte, belohnte mich für meine bescheidenen Darbietungen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, meinem Erstaunen Ausdruck zu geben, wenn bei den jetzt modern gewordenen Vorlesungen dramatischer Künstler hie und da die Tageskritik diese spezielle Kunst als etwas ganz Absonderliches rühmt. Die Fähigkeit, ein Stück, eine Rolle, ein Gedicht, eine Novelle im Sinn und Ton richtig zu lesen, gehört ja, meine ich, zu den Elementarbedingungen guter Schauspielerei.

Bei einer Wiederholung des „Meineidbauer“ kam es zwischen mir und dem allmächtigen Direktionssekretär Müller zu einem ernsten Konflikte, der sich beinahe zwei Jahre hindurch fortspann und mich bei selbstverständlich sonstiger gewissenhafter Pflichterfüllung veranlaßte, jeden persönlichen Verkehr mit der Direktion abzubrechen. Den unausgesetzten Bemühungen Siegmund Geiringers gelang es endlich am Schluß des Jahres 1893 den Frieden zwischen uns herzustellen und ihm allein habe ich es zu danken, wenn es mir möglich gemacht wurde, an dem mir lieb und wert gewordenen deutschen Volkstheater, an dem mir noch mancher schauspielerische Sieg vergönnt war, verbleiben zu können.

Am letzten Märztage starb mein lieber Landsmann und Fachkollege Sebastian Stelzer, einer der besten österreichischen Charakterkomiker. Leider bot ihm das Theater an der Wien

nicht den gebührenden Wirkungskreis, denn der treffliche Charakteristiker mußte sein Können vorwiegend in den Dienst der Operette stellen. Sein „Nullannerl“ in Morres wirksamstem Volksstücke war eine herrliche, bisher unerreichte Leistung. Leider verdirbt das Operettenwesen so manche große komische Schauspieltalente, da die Kunst des Charakterisierens in vielen Fällen durch die häufige Darstellung von Karikaturen sich vergröbert oder ganz verloren geht.

Bevor ich Ende April meine Tätigkeit schloß, hatte ich noch Gelegenheit, die Vorarbeiten zur großen Theaterausstellung, die heuer im Prater eröffnet werden sollte, kennen zu lernen. Über diesem Unternehmen schien kein freundlicher Stern leuchten zu wollen; es fiel in Theaterkreisen auf, daß sämtliche deutsche Hoftheater, das k. k. Hofburgtheater in erster Linie, von vorneherein ihre wichtige Mitwirkung versagten. Das von Fellner und Helmer entworfene, von Baumeister Otte, dem Erbauer der Sängerhalle, ausgeführte reizende Ausstellungstheater ging seiner Vollendung entgegen. Leider wurde später die Akustik des Hauses stark bemängelt. Ein Hauptmagnet der Ausstellungszeit war die italienische Schauspielerin Eleonora Duse, die bei brechend vollen Häusern im Karltheater dem Wiener Publikum zum erstenmale ihre großartigen Leistungen darbot.

Anfangs Mai traten ich und meine Frau eine vierwöchentliche Fahrt nach Deutschland an. Unter Sturm und Hagel, bei einer ganz außergewöhnlichen Kälte, die ich, im Sommerüberzieher reisend, empfindlich spürte, brachte uns der Nachteilzug in die Vaterstadt meiner Frau, nach Leipzig, das sich im letzten Dezennium außergewöhnlich verschönert und vergrößert hat. Eine stattliche Zahl herrlicher Neubauten, wie die Buchhändlerbörse, das Reichsgericht, das neue Gewandhaus, die Hauptpost, die Universitätsbibliothek, die Markthallen, der reizende Mendebrunnen geben Zeugnis von dem Wachstum der ersten sächsischen Kaufmannsstadt. In der Thomaskirche wohnten wir einer festlichen Konfirmationsfeier bei, die mich als Katholiken lebhaft interessierte. Im Rosental und im Connewitzer Gehölz, den Ausflugsorten Leipzigs, bewiesen mir die Hunderte von Kinderwagen, die nebstbei ein arges Verkehrshindernis bilden, daß die Bevölkerung von Goethes „Klein

Paris“ in hoffnungsvollem Wachsen begriffen ist. Ich besuchte mehreremale den mir liebgewordenen Auerbachkeller und hatte im Restaurant Hofbräu Gelegenheit, das ganze hohe deutsche Reichsgericht an seinem Stammtische kennen zu lernen.

Auf dem alten evangelischen Friedhofe, wo wir das Grab der Mutter meiner Frau besuchten, las ich auf den Grabsteinen eines alten Ehepaares kurze sinnige Worte; auf dem Stein der ihrem Manne im Tode Vorausgegangenen: „Entschwundenes Glück!“ auf dem seinen: „Gestilltes Sehnen!“

Im lebensfrohen Hamburg, wo wir gleich nach unserer Ankunft beim rühmlich bekannten Restaurateur Ehmke unsere Mahlzeit nahmen, verkehrte ich zumeist mit meinen lieben alten Freunden und Kollegen Oberregisseur Buchholz und Schauspieler Mylius. Es wurden Ausflüge nach Uhlenhorst, Blankenese usw. gemacht und Erinnerungen an vergangene, gemeinsam verlebte Jugendjahre wurden wachgerufen. Eingehend besichtigten wir die stattlichen Häfen, in denen uns eine kleine Dampffähre im Laufe eines Tages zu allem Sehenswerten brachte, zu den großen Docks und Warenspeichern, zu einem großen Ostindienfahrer und schließlich an die Seite eines Auswandererschiffes, wo wir gerade zur Abfahrt desselben zurecht kamen. Bei der Table d'hote in Streits Hotel trafen wir einen lieben Marienbader Bekannten, den Kaufherrn Schlüter, der uns in gastfreundlichster Weise den Rest unseres Aufenthaltes in seiner Vaterstadt angenehm zu machen wußte. Vor unserer Abreise machten wir noch einen Tagesausflug nach der alten Hansastadt Lübeck und dem lieblichen kleinen Ostseebade Travemünde. Zur Mittagszeit saßen wir in dem seiner Bordeauxweine wegen berühmten Lübecker Ratskeller und besichtigten nach trefflichem Mahle die verschiedenen Einzelgelasse des Kellers: den Hansasaal mit dem Admiralstisch, das Geibelzimmer u. s. w. Eine der größten Sehenswürdigkeiten Lübecks ist sein altes Rathaus. Welch ein Reichtum von wertvollster, ausgezeichneter Handwerks- und Künstlerarbeit! Nachdem wir noch dem eigenartigen Hause der Schiffergesellschaft, der stattlichen Marienkirche und dem Geibeldenkmal unseren Besuch abgestattet, fuhren wir über die schönen Wallanlagen und durch die an altertümlichen Bauten reiche, an Nürnberg mahnende Stadt zum Bahnhof. Mit Emil

Thomas, der als unglücklicher deutscher Theaterdirektor gerade aus Amerika heimgekommen war, fuhren wir nach Berlin. Freund Thomas vertrieb uns die mehrstündige Fahrt mit der humorvollen Schilderung seiner verunglückten überseeischen Theaterfeldzüge. Meine Frau, die seit ihrem Engagement am kgl. Schauspielhause nicht mehr nach Berlin gekommen war, hatte nun Gelegenheit, das mächtige Emporblühen der deutschen Reichshauptstadt zu bewundern. Nebst dem originellen Hohenzollernmuseum sah ich diesmal das einfache Palais des alten Kaisers Wilhelm, fast bürgerlich eingerichtet, aber reich an anregenden und interessanten Erinnerungszeichen. Ein drolliges Abenteuer erlebten wir auf der Stadtbahn, mit deren Fahrplänen wir noch keine Bekanntschaft gemacht hatten. Ein Zug, den wir unkundigerweise nicht zur rechten Zeit verließen, brachte uns in einen entlegenen Rangierbahnhof, wo wir zum Gaudium der Bahnbediensteten den außer Dienst gestellten leeren Zug verlassen mußten, um zu Fuß nach Berlin zurückzukehren. In den verschiedenen Theatern, die wir allabendlich besuchten, sahen wir außer Frau Sormas „Nora" nichts Erwähnenswertes. In Gesellschaft unseres ehemaligen Wiener Stadttheaterkollegen Theodor Brandts, der sich uns als neugebackener Theaterdirektor von Barmen und Elberfeld vorstellte, fuhren wir über die österreichische Grenze. Nach einem kurzen Verwandtenbesuche in Zwittau kamen wir im Juni wieder nach Gutenstein, wo wir nach wenigen Tagen den Unbillen und Schrecken einer hier seit fünfzig Jahren nicht erlebten schweren Hochwasserkatastrophe ausgesetzt wurden. Ein vier Tage lang währender Schnurregen und heftige Wolkenbrüche im Unterberggebiete hatten das ganze Tal der Steinapiesting überschwemmt und den reißenden „kalten Gang" aus seinen Ufern gedrängt. Hauseinstürze und zahlreiche Delogierungen im Markt und in den Rotten gaben Einheimischen und Sommerfrischlern Arbeit und Plackerei in Hülle und Fülle. Die silberne Hochzeitsfeier meines von ganz Gutenstein verehrten lieben Freundes, des Wiener Advokaten und ältesten Gutensteiner Sommergastes Dr. Johannes Krückl, sowie kurze Besuche bei Hofrat Hampe in St. Christoph am Semmering brachten freudige und angenehme Abwechslung in unser Sommerleben.

Einer Einladung des Zwittauer Bürgermeisters folgend, wirkte ich bei der festlichen Eröffnung der von dem bekannten Wohltäter Ottendorfer gegründeten Lesehalle als Sprecher des Prologs mit. Ottendorfer, ein gebürtiger Zwittauer, war im Jahre 1848 geflohen und hatte sich im Laufe der Zeit in Amerika als Eigentümer der hervorragendsten deutschen New-Yorker Zeitung eine geachtete Stellung und ein großes Vermögen erworben. Schon einigemale bedachte der edle Menschenfreund seine Vaterstadt mit großen Stiftungen. So gründete er daselbst ein großes Waisenhaus, bald darauf ein fürsorglich eingerichtetes Krankenhaus. Neuerdings nun hatte der brave Zwittauer Bürgerssohn die Summe von 200.000 Gulden zur Errichtung einer reich ausgestatteten, nach amerikanischem Muster eingerichteten Volksbibliothek gespendet. Ottendorfer war persönlich zur Eröffnungsfeier gekommen und ihm zu Ehren wurde eine Reihe von Festen arrangiert, die ich bei einer tropischen Augusthitze mitmachte. Beim Festbankett hatte ich reichliche Gelegenheit, den Philanthropen und uneigennützigen Wohltäter seiner Vaterstadt bewundern und schätzen zu lernen. Zum Andenken an seine Mutter ließ Ottendorfer außerdem noch vor der Lesehalle einen entzückenden Brunnen, ein Werk des Stuttgarter Bildhauers Thondorfer, die „Mutterliebe" darstellend, errichten.

Bevor ich anfangs Oktober mein Wiener Winterquartier bezog, veranstaltete ich in Gutenstein einen „Raimund-Abend", dessen reiches Erträgnis der Renovierung des Raimundschen Grabdenkmales gewidmet ward. Für das Gelingen des stimmungsvollen Abends mußte ich insbesondere dem gewiegten Raimundbiographen Regierungsrat Dr. Glossy dankbar sein, dessen inhaltsreicher und interessanter Vortrag über unseren heimatlichen Dichter den Glanzpunkt des Programmes bildete.

Die wenigen freien Tage der ersten Theaterwochen benützte ich zu mehrmaligen Besuchen der Theaterausstellung. Für den Fachmann und ernsteren Theaterfreund boten die historischen Sammlungen, namentlich die russische Ausstellung viel Beachtenswertes. Fröhliches lebhaftes Treiben herrschte in „Altwien", das geschmackvoll inszeniert und mit zahlreichen Anziehungspunkten ausgestattet, im großen ganzen mit der eigent-

lichen Theaterausstellung wenig zu tun hatte. Was zum Brennpunkt der Ausstellung werden sollte, das Theater, war zur Nebensache geworden. Eines nachmittags traf ich in den Ausstellungsräumen meinen ungarischen Kollegen Ujházy, den ich abends im Ausstellungstheater als „Abbé Konstantin“ aufrichtig zu bewundern Gelegenheit fand. In seiner wie in der heiteren Gesellschaft des Komikers Vizváry, des Bekmann des ungarischen Nationaltheaters und der ungarischen Tragödin Frau Jászay verbrachte ich nach dem Theater vergnügte Stunden.

Am 5. Oktober 1892 spielte ich zum erstenmale am Deutschen Volkstheater eine meiner Lieblingsrollen aus dem Anzengruber-Repertoire, den Grillhofer im „G'wissenswurm“, vierzehn Tage später kam ein lustiger Schwank Blumenthal-Kadelburgs, „Die Orientreise,“ auf den Spielplan und erntete ich mit der drastischen Figur des Bulgaren „Mitrovics“ stürmischen Heiterkeitsbeifall. Vom Hamburger Thalia-Theater war ein sympathischer Darsteller für gesetzte Liebhaber und Bonvivants, Herr Nhil, gekommen. Anfangs von der Kritik nicht besonders günstig beurteilt, fand der Künstler nicht die gewünschte Beschäftigung, und so verlor das Deutsche Volkstheater binnen kurzer Zeit ein vortreffliches Mitglied, dessen mittlerweile errungene Beliebtheit sich an seinem Abschiedsabende deutlich zu erkennen gab. Die mir unleidlichen persönlichen Verhältnisse zu dem maßgebenden Sekretär des Theaters brachten mich auf die Idee, nach Berliner Muster in Wien ein Sozietät-Theater ins Leben zu rufen. Mit Zuhilfenahme eines umfangreichen, mir zugebote stehenden Fachmaterials arbeitete ich ein ausführliches Promemoria aus, mit dem ich, zumeist in mehrfachen mündlichen Besprechungen, Baron Berger, von Schönthan, Julius Bauer, der bereits einen hübschen Namen für das modern heitere Schauspielhaus — Figaro-Theater — gefunden hatte, Edgar von Spiegl, Dr. Granichstädten, einige von mir in Betracht gezogene Kollegen sowie schließlich mehrere erste Finanzkräfte Wiens bekannt machte. Das Sozietät-Theater sollte durch Ausgabe von 90 Stück Anteilscheinen à 10.000 Gulden gegründet werden, der leitende Verwaltungsrat aus sechs Mitgliedern bestehen, dem sich der jeweilige Direktor des Theaters,

der unter keiner Bedingung aus dem Kreise der Schauspieler-Sozietäre genommen werden dürfte, als siebenter anschloß. Nach wenigen Wochen rühriger Tätigkeit, in denen ich allein bereits Zeichnungen über 300.000 Gulden vorzulegen in der Lage war, scheiterte das geplante Unternehmen teilweise an dem Mangel kapitalskräftiger Künstler, teilweise an dem geringen Interesse, das von einzelnen meiner Idee entgegengebracht ward. So schrieb mir u. a. Girardi: „Verehrter Freund! Nach reiflicher Überlegung hat das Projekt, so glänzend ich es auch finde, für mich keinen Vorteil. Bedenke nur, ich verdiene im Engagement in neun Monaten ...... Gulden, meine künstlerische Stellung könnte auch nicht besser sein — somit wirst Du einsehen, daß es für mich zwecklos ist, mich zu beteiligen. Auch habe ich für die Zukunft andere Pläne. Hoffentlich zürnst Du deswegen nicht Deinem Dich bestens grüßenden Girardi." Was in Berlin möglich war, konnte leider in Wien nicht zustande kommen.

Gegen Schluß des Jahres brachten wir noch mit gutem Erfolg L'Arronges Lustspiel „Der Weg zum Herzen". Anläßlich meines kurzen Winterurlaubes trat ich unter anderem auch in Zwittau als Schauspieler auf; ich spielte in dem vom Fabrikanten Sponer in seiner Villa seinerzeit nach meinen Angaben erbauten Privattheater zu Gunsten der Stadtarmen den „Mitrovics" in der „Orientreise".

Auf dringenden Wunsch der Direktion verpflichtete ich mich während meines Urlaubes dreimal von Gutenstein nach Wien hineinzufahren, um im Volkstheater aufzutreten. Zu der am 3. Januar 1893 mit mir angesetzten Vorstellung machte ich die sonst drei Stunden währende Fahrt unter etwas erschwerenden Umständen. Ein überaus heftiges Schneewehen in der vergangenen Nacht ließ ein Einstellen der Züge auf der Gutensteiner Linie befürchten. Ich nahm daher einen Schlitten, und in Pelz und Decke verwahrt, fuhr ich um acht Uhr früh in das mit unverminderter Kraft wütende Schneetreiben hinaus, der Wiener-Neustadt zu, von wo mich ein Eilzug der Südbahn weiterbefördern sollte. Im geschützten Piestingtale kamen wir verhältnismäßig rasch vorwärts, aber nun kam das Steinfeld, und es galt, die weite Neustädter Ebene zu durchqueren. Das Singen und Sausen der Telegraphendrähte übertönte die Rufe



Tyrolt als Schalanter im „Vierten Gebot“.



des Kutschers, der die Pferde nur mit schärfsten Peitschenhieben zum Weitergehen veranlassen konnte. Der Schneesturm tobte mit so gewaltiger Stärke, daß oft vor unseren Augen binnen wenigen Minuten meterhohe Schneewehen entstanden und gleich wieder weggefegt wurden. Unter solchen Umständen die Straße nicht zu verlieren, war schwierig, um so mehr, als wir kaum zehn Schritte weit ausblicken konnten. In der Nähe der kaiserlichen Pulvermagazine auf der Wöllersdorfer Haide fuhren wir auch, glücklicherweise ohne erheblichen Schaden anzurichten, in ein Detachement Soldaten hinein, das zur Wachablösung vor uns marschierte. Im wütenden Schneetreiben hörten und sahen die Soldaten weder uns, noch wir sie. Nach vierstündiger martervoller Fahrt langte ich endlich steif und starr am Wiener-Neustädter Bahnhofe an. Nach schnell eingenommener Stärkung bestieg ich nachmittags einen Lokalzug und glaubte nun, aller weiteren Sorge enthoben zu sein. Gegen drei Uhr hielt der Zug in Mödling und ich vernahm aus dem Munde des Stationsbeamten die Nachricht, daß die Bahnstrecke nach Wien unfahrbar geworden sei. Ein aufklärendes Telegramm an die Direktion des Deutschen Volkstheaters, neuerliche, mehrstündige, auch gerade nicht „heitere" Schlittenfahrt und um halb sieben Uhr abends, gerade eine Stunde vor Beginn der Vorstellung, endete beim Weghuberpark meine beinahe elfstündige Winterfahrt von Gutenstein nach Wien, um trotz grenzenloser Ermüdung und Abspannung noch drei Stunden lang dem ahnungslosen Publikum eine lustige Rolle vorzuspielen.

Anfangs Januar errangen wir mit einer gut besetzten und sorgfältig vorbereiteten Aufführung von „Minna von Barnhelm" Ehre und Beifall. Die Damen Sandrock und Odilon spielten „Minna" und „Franziska", Nhil den „Tellheim", Weisse den „Franzosen" und ich den „Just". Wenige Wochen später schlug ein Schönthan-Kadelburgscher Schwank: „Zwei glückliche Tage," der in launiger Weise die Geschichte vom Villenkauf und -verkauf behandelte, zündend ein und allseitig wurden Tewele als lustiger Wiener Hausherrnsohn, ich als alter gemütlicher „Onkel Lüttchen" als die Hauptstützen des über fünfzig Abende erlebenden heiteren Stückes bezeichnet.

Da eine Beilegung meiner persönlichen Streitsache von der Direktion kaum zu erwarten war, stellte ich zu wiederholtenmalen das dringende Ansuchen um meine Entlassung aus dem Verbande des Deutschen Volkstheaters, die mir aber stets verweigert wurde. Nach mehrfachen Besprechungen mit dem zukünftigen Direktor und einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten des Raimund-Theaters kam zwischen mir und Herrn Müller-Gutenbrunn am 8. März 1893 ein Eventualvertrag zustande, der mich, falls es mir möglich sein sollte, meine Verbindlichkeiten gegenüber dem Deutschen Volkstheater zu lösen, auf zwei Jahre dem Raimund-Theater verpflichtete. Ein Engagementsantrag an das „Berliner Theater" und ein Gastspiel in Moskau wurden von mir dankend abgelehnt.

Ein um diese Zeit stattgefundener Wechsel in der Person des Kunstkritikers in der „Deutschen Zeitung" — an Stelle Ganghofers war Hermann Bahr getreten — veranlaßt mich, eine theaterhistorisch nicht uninteressante Tatsache mitzuteilen. Während ich in den verflossenen zwanzig Jahren meiner schauspielerischen Tätigkeit in Wien den jeweiligen Kunstkritikern obenwähnter Zeitung in den ersten fünf Jahren als „miserabler", in den folgenden sechs Jahren als „vorzüglicher", dann einige Zeit als „gut verwendbarer" Darsteller erschien, ward ich endlich vier Jahre hindurch als „ausgezeichneter Meister" gefeiert, um schließlich wieder zum „schlechten Schauspieler" degradiert zu werden. Ein ständiger Leser der damaligen „Deutschen Zeitung" mußte da von meinem künstlerischen Können eigentlich ein ziemlich verworrenes Bild bekommen haben.

Nach mehreren trostlosen Novitäten, von denen es keine über vier Aufführungen brachte, schlug das am 18. März 1893 von dem Dichter selbst inszenierte Volksstück L'Arronges „Lolos Vater" derart ein, daß es bis zum Ende meiner Spielzeit das Theater in allen Räumen füllte. In maßgebenden Rollen standen Frau Odilon als „Lolo", ich als deutschböhmelnder Briefträger, Frau Berg als zärtliche Mutter und Giampietro und Fräulein Glöckner als sympathisches Buchbinderpaar im Vordergrund. Das ursprünglich im Berliner Jargon geschriebene Stück wurde von mir für Österreich bearbeitet, und gewann gerade die wichtige Figur des dummschlauen Vaters durch

die humoristische Dialektstudie einen gemütlich harmlosen Charakter.

In diesen Tagen machte ich die persönliche Bekanntschaft des Bildhauers Robert Weigl, der bei der Raimund-Denkmal-Konkurrenz mit dem zweiten Preise ausgezeichnet wurde. In seinem Atelier, wo er gerade seine charakteristischen Beethoven- und Mozart-Statuetten schuf, verlebte ich anregende und angenehme Plauderstunden über Kunst und Theater. Seine prächtige Porträtbüste Raimunds, die er meinem Bibliothekszimmer widmete, erinnert mich an den liebenswürdigen, leider schon dahingeschiedenen Wiener Künstler.

Die Sommermonate verlebten ich und meine Frau diesmal in Südtirol, indem wir von Bozen aus, allerdings mit einigen Seitentouren, eine sechswöchentliche Fuß- und Wagenreise nach den Höhenluftorten Martino di Castrozza und Madonna di Campiglio antraten. Unser Marsch begann mit der Wanderung durch das pittoreske Eggental dem lieblich gelegenen Birchabruck entgegen, wo wir nächtigten und am Morgen durch ein achtundvierzig Stunden währendes Unwetter grausam überrascht wurden. Erst nach drei Tagen stiegen wir wieder im Sonnenschein über Wälschnofen auf steilen, steinigen Bergpfaden — damals gab's noch kein Karerseehotel und keine bequeme Fahrstraße — zum Caressapaß hinauf. Über eine Sumpfwiese gelangten wir zum einsam versteckt im Walde liegenden Karersee, in dem sich die Wände des mit Neuschnee bedeckten Latemar spiegelten. Nach einem frugalen Mahl in der höchst primitiven Alpenwirtschaft genossen wir von der Paßhöhe noch herrliche Rückblicke auf Rotwand und Latemar, sahen den aus dem Grödenertal aufragenden Langkofel, vor uns die majestätische Marmolata. Nun ging's hinab nach der Hauptstation des Fassatales Vigo, von wo uns noch am Abend ein schnelles Maultiergefährt über den malerisch gelegenen Ort Moena nach Predazzo führte. Vor dem Städtchen kamen wir an großartigen Marmorbrüchen vorbei, in denen eben kolossale schöne Blöcke für ein Dante-Denkmal bearbeitet wurden. In dem seit 400 Jahren bestehenden alten Postgasthofe kehrten wir ein. Predazzo ist eine berühmte Station der Geologen. Ein Stuttgarter Geheimrat, der hier seinen Sommeraufenthalt mit

geologischen Studien verbringt, erklärte uns beim Abendessen an der Hand einer von ihm selbst entworfenen Detailkarte den gewaltigen vorweltlichen Sturz des hiesigen Bergbeckens. In genau erforschtem Umkreise findet man z. B. durchlaufende Porphyrschichten plötzlich hunderte von Metern tiefer fortgesetzt. Humboldt und Goethe zählten zu den Besuchern des interessanten Ortes. Das altertümliche Wirtszimmer glich einem Museum, in welchem neben den Bildnissen hervorragender Naturforscher zahlreiche geologische Funde, seltene Mineralien, Karten u. dgl. von der wissenschaftlichen Bedeutung Predazzos Zeugnis gaben. Die Bevölkerung kann deutsch, macht aber von der ihr unsympathischen Sprache nur ungern Gebrauch.

Am nächsten Morgen erreichten wir den herrlichen Lärchenbestand von Paneveggio, wo in der trefflichen Alpenwirtschaft gerade die Ankunft des Herzogs von Campo Franco und seiner jungen Gemahlin, der Tochter des Erzherzogs Heinrich, die hier einsamen Sommeraufenthalt nehmen wollten, erwartet wurde. Bald grüßte uns am Rollepaß der gewaltige Cimon della Palla, das Matterhorn der Dolomiten.

Erst in später Nachmittagsstunde erreichten wir unser vorläufiges Ziel, das von dem sächsischen Wirte Panzer aus dem alten Klosterwirtsgebäude neugeschaffene moderne Alpenhotel Martino di Castrozza. Bedauerlich ist es, daß man in unserem herrlichsten und schönsten Alpenlande unsere Landsleute verhältnismäßig am schwächsten vertreten findet. Diese Erfahrung machte ich zu wiederholtenmalen an verschiedenen Orten. Tirol ist die touristische Domäne der Reichsdeutschen und Engländer geworden. Nach achttägigem Aufenthalte schnürten wir unsere Rucksäcke und in der angenehmen Gesellschaft des Wiener Historikers Dr. Friedjung, der sich uns als Reisebegleiter anschloß, zogen wir hinab nach dem entzückend gelegenen österreichischen Grenzorte Primiero. Durch das nun beginnende wilde Cismonetal — mir noch in lebhafter Erinnerung durch die vor Jahren unglücklich ausgegangene Saumpfadpartie — fuhren wir nun im bequemen Postwagen auf der ausgebauten, herrlichen Kunststraße. Nach raschem Pferdewechsel in Fonzaso ging's an dem stattlichen italienischen Fort bei Primolano ins Val Sugana hinab. Nach kurzer Rast im

heißen Borgo, wo mir der freundliche Wirt auf meine Frage, ob Borgo eine Stadt sei, bedauernd erwiderte: „No, Signore, nur eine Fleckmarkt!“ erreichten wir endlich unsere Nachtstation, das berühmte Arsenikbad Roncegno. Die Gesellschaft dieses ausgedehnten vornehmen Kuretablissements rekrutiert sich zumeist aus Italien, insbesondere Rom ist hier stark vertreten. Nach dem späten Diner durchwandelten wir den großen Park und bestiegen eine Aussichtswarte, von der wir bei Sonnenuntergang die im Abendrot eigentümlich glühende Suganer Landschaft bewunderten. Am Abend versammelt sich die ganze Gesellschaft in den kühlen Hotelhallen und auf dem Riesenplateau vor dem im elektrischen Licht strahlenden Hauptgebäude promenieren die Gäste rauchend und plaudernd bis in die späte, warme Nacht. Der Eigentümer des Etablissements, der Udiner Advokat Dr. Waitz, machte noch in spätester Abendstunde unseren liebenswürdigen Cicerone durch sämtliche Abteilungen der Heilanstalt. Alle Salons, Kammern, Baderäume, Schwitzkästen u. dgl. wurden elektrisch beleuchtet und uns eingehend alle Heilprozeduren erklärt. Das Unternehmen war ursprünglich in den Händen einheimischer Aktionäre, die für den Aufschwung des Bades nichts tun konnten oder wollten. Dr. Waitz und sein Bruder haben das Verdienst, Roncegno zu seiner heutigen Blüte emporgehoben zu haben. Während vor 18 Jahren beiläufig 900 Flaschen Roncegnoquelle im Jahre abgesetzt wurden, beträgt gegenwärtig (1893) der jährliche Umsatz 400.000 Flaschen.

Eine entzückende Wagenfahrt, die allerdings um vier Uhr früh begann, brachte uns über Levico, den See von Caldonazzo und Pergine durch den schönsten Teil des Suganatales nach Trient hinab, wo wir bei einer Temperatur von 38 Grad Wärme uns kaum aus dem kühlen Hotelzimmer heraustrauten. Dr. Friedjung, den seine kriegsgeschichtlichen Arbeiten heimwärts zogen, trennte sich hier von uns, die wir bestrebt waren, sobald als nur möglich der hier herrschenden Siedkesselhitze zu entrinnen. Durch das romantische Sarcatal, an dem einsam, aber reizend gelegenen kleinen Bade Comano vorbei, waren wir wieder in Höhenluft, nach Pinzolo gekommen, der Einbruchstation in das Val di Genova, das wir bis zur Leipziger Hütte kennen lernten. Ein bejahrter sächsischer Gerichtsrat und

seine muntere Ehehälfte begleiteten uns auf dem vierstündigen Marsche in die großartige Berg- und Gletscherwelt. Eine arg verwahrloste Straße führte uns endlich auf den großen Wiesenplan hinauf, an dessen Ende, von Wald und Bergen umrahmt, Madonna di Campiglio sich erhebt. Die uns überaus liebenswürdig entgegenkommenden Hausleute, Herr und Frau Österreicher, sorgten für treffliche Unterkunft und in Bälde fanden wir in so manchem Hotelgast angenehme Begleiter auf unseren kleineren Partien oder fröhliche Tischgenossen, wie den Stuttgarter Hofrat Pfeiffer, ein bekannter Förderer Campiglios, und die Bremer Großhändlerfamilie Keßler.

Ähnlich wie Martino di Castrozza war auch Campiglio ursprünglich ein Kloster und Hospiz für Wanderer nach dem Nons- und Sulzberg. Man erzählt, daß seinerzeit hier oben in dem von der Welt abgeschlossenen, selten einer Visitation unterliegenden Kloster, das von Mönchen und Nonnen bewohnt war, ein ziemlich weltliches Familienleben sich entwickelte, dessen lebendiges Endresultat die Behörden schließlich zur Auflassung der Klosterwirtschaft bewog. Obgleich Campiglio höher liegt als Castrozza, hat es doch ein milderes Klima wie dieses. Von Norden geschützt, nach Süden offen, konnten wir zu wiederholtenmalen unseren bayrischen Abendtrunk im Freien nehmen. Nachdem ich die verschiedenen Sennhütten (Malga Ritorto mit schönem Blick auf die Presonellagruppe u. s. w.) abgegangen war, bestieg ich in Gesellschaft zweier Prager Herren den Monte Spinale, den bequemen Aussichtsberg Campiglios. An einem bezeichneten Lieblingsplätzchen unserer verstorbenen Kaiserin vorüberkommend, betraten wir nach zweistündigem Steigen das große Plateau, von welchem wir eine entzückende Rundschau über das ferne Ortlergebiet und namentlich über die unmittelbar vor dem Spinale sich in ihrer ganzen Breite ausdehnende Gruppe der Bocca di Brenta genossen.

Nach vierzehntägigem fröhlichen Aufenthalte wanderten wir, trotz einer uns zu Ehren veranstalteten Abschiedsbowle, die uns bis Mitternacht in der gemütlichen Hotelschwemme mit unseren lieben neuen Bekannten beisammenhielt, um fünf Uhr morgens über das einsame Campo Carlo Magno zu den im dichtesten Wald liegenden Enzianhütten hinab und von dort

nach kurzer Rast nach Dimaro, wo wir uns im Gasthause des Luigi Martinelli, eines Namensvetters meines Kollegen, von einigen Kurgästen trennten, die uns bis hieher das Geleite gegeben hatten. Zu Fuß erreichten wir noch den stattlichen Ort Malé, der vor kurzem einem verheerenden Brande zum Opfer gefallen war, bestiegen ein Wägelchen und gelangten in abwechslungsreicher Fahrt durch die herrlichen und fruchtbaren Täler des Nons- und Sulzberges über Fondo auf der großartigen Militäralpenstraße in vorgerückter Abendstunde noch zum Hotel auf dem Mendelpaß. Vor Sonnenuntergang stiegen wir täglich während unseres hierortigen Aufenthaltes über die Paßhöhe zur ersten Straßenkehre hinab und schwelgten im zauberhaften Anblick der Gottesnatur. Tief unter uns in farbenprächtiger Abendbeleuchtung das Etschtal mit seinen Burgen und Ortschaften, der liebliche Kalterersee umrahmt von Wein- und Obstgeländen, uns gegenüber die imposante Reihe der Dolomiten, eine sich vor uns auftürmende Bergwelt ganz eigener Art. Nach Bozen hinabgekommen, litten wir durch die Höhenluft Verwöhnte unsäglich unter der qualvollen Hitze und ich beneidete die großen Hunde der Bozner, die ungeniert in das Brunnenbecken des Walter von der Vogelweide-Denkmales sprangen, um sich mit Wollust im kühlen Naß herumzuwälzen. Durch das Pustertal, am Wörthersee noch eine kurze Station machend, kehrten wir heim.

Mitte August absolvierte ich kurze Gastspiele in Gmunden und Ischl und verbrachte fröhliche Tage in Gesellschaft meiner Kollegen Baumeister, Girardi, Jarno, Frau Schratt und Jenny Groß. Im Salzkammergut herrschte infolge der neueröffneten Schafbergbahn und der direkten Bahnlinie Ischl—Salzburg ein unangenehm lebhafter Verkehr und ich floh daher bald in die stilleren Gegenden von Hollenstein und Wildalpen, wo ich meinen lieben alten Hausarzt Dr. Staniek, die liebenswürdige Apothekerfamilie Waldheim und meine Burgtheaterkollegen Thimig und Schöne traf, die sich hier im Stile einer Bauernwirtschaft eine allerliebste, gemütliche Sommerfrische geschaffen hatten. Den Schluß machten zwei Ruhetage bei den originellen Herbergsleuten Schützenauer in der „Höll“ am Fuße des Hochschwabs.

## III.

Zu Beginn meiner schauspielerischen Tätigkeit im Oktober ward endlich am deutschen Volkstheater der Frieden zwischen mir und dem Direktionsstellvertreter hergestellt und das Ende Mai vom Repertoire abgesetzte Zugstück „Lolos Vater“ konnte sich mit ungeschwächter Kraft neuerdings im Spielplan dauernd festsetzen. Ein harmloses Lustspiel von Skowronnek „Palastrevolution“ brachte Frau Odilon als Amerikanerin und mir als Journalistenpapa Findeisen hübschen künstlerischen Erfolg.

In den ersten vier Jahren bekleidete ein Verwandter Geiringers das Amt eines Lektors und dramaturgischen Beirates am deutschen Volkstheater, nunmehr trat ein Bruder des Baurates und Vereinsausschusses Fellner an seine Stelle.

Anläßlich eines Gastspieles in Graz fand ich nach langer Zeit wieder einmal erwünschte Gelegenheit, als „alter Herr“ der Arminen mit meinen Couleurbrüdern auf der Burschenschaftskneipe einen fröhlichen studentischen Abend zu verbringen.

Mit Fuldas romantischem Märchen „Der Talisman“ und einem schwächeren literarischen Produkt der Firma Blumenthal-Kadelburg „Mauerblümchen“ schlossen wir die Novitätenreihe des Jahres.

Ende November war das Raimundtheater unter der Direktion des Schriftstellers Adam Müller-Guttenbrunn eröffnet worden. Die ersten Vorstellungen, Raimunds „Gefesselte Phantasie“ und Wilbrandts „Graf von Hammerstein“ zeigten ernste, künstlerische, zielbewußte Arbeit. Regie, Darstellung und Ausstattung wurden allgemein lobend anerkannt: nur das ungünstig gelegene Haus mit seinen mehr als unbequemen Sitzen gab anfänglich Anlaß zum Tadel.

Mit Müller-Guttenbrunn erschien auf dem Wiener Theaterboden eine neue, von ernstem Streben beseelte, tüchtige directoriale Arbeitskraft, die es an Rührigkeit und klugem Eifer nicht fehlen ließ. Das nach meiner unmaßgeblichen Meinung beste Stück von Karlweis „Der kleine Mann“, sowie Suder-

manns bühnenwirksames Schauspiel „Heimat“, zwei Komödien, die man sich am deutschen Volkstheater bedauerlicherweise entgehen ließ, erwarb der neue Direktor, half sich mit den beiden starken Bühnenerfolgen über eine an Novitäten arme Saison und rückte dadurch sein Theater dem Interesse des großen Wiener Publikums näher. Mit aufrichtigem Bedauern mußte jeder ehrliche Theaterfreund den talentvollen jungen Direktor, der die Wiener Produktion nach Kräften zu fördern bemüht war und manches neue Talent auf die Wiener Bühne brachte, infolge mehrfacher Zerwürfnisse mit seinem Vereinsausschusse, vom Raimundtheater scheiden sehen.

Nachdem ich in den achtzig Tagen vom 1. Oktober bis 20. Dezember an 77 Abenden gespielt hatte, unterließ ich die üblichen Weihnachtsgastspiele und vergönnte meinen Nerven eine vierzehntägige wohltuende Landruhe.

Am Weihnachtstage erfreute mich Adolf L'Arronge mit seinem großen Bilde und beifolgenden liebenswürdigen Zeilen:

„Mein werter Freund und Helfershelfer! Es würde mich freuen, wenn Sie mit ebensoviel Freude wie ich an alle die Tage zurückdenken wollten, an denen es mir vergönnt war, mit Ihnen gemeinsam die Ausarbeitung von Rollen zu besprechen. Hoffentlich finden wir uns zu gleichen Zwecken bald auf der Bühne wieder. Mit herzlichem Gruß und Dank Ihr Adolf L'Arronge.“

Am 5. Januar 1894 traf ich wieder in Wien ein und trat als Briefträger Klemm in „Lolos Vater“ wieder in Tätigkeit. Direktor v. Bukovics überreichte mir in hübscher Umrahmung den üblichen Neujahrsgulden der Postbediensteten, unter dem folgende schmeichelhafte Widmung stand:

„A Guldenzettel, zweihundert Heller!
Is Regulierungs-Dunst!
A papierene Roll' in an' echte Gestalt
Umsetzen, das is Kunst! —
A Fetzen Papier, a Handvoll Nickel
Is halt Valuta-Dunst!
Du wechselst Papier in goldnes Genie,
Das, Freunderl, das is Kunst!

Unserem lieben alten Hausbriefträger zum 1. Januar des Valuta-Regulierungsjahres in Freundschaft und Verehrung."

Bald begannen unter der Regie der Verfasser die Proben des Schönthan-Kadelburgschen Schwankes „Der Herr Senator", der mit großem Erfolge in Szene ging. Der auf der Generalprobe anwesende Großherzog von Oldenburg machte mir liebenswürdige Komplimente über meinen „Senator" und den für einen Österreicher ziemlich schwierigen Hamburger Dialekt. Das von den Damen Odilon und Hausner, von Tewele, Kutschera und mir gespielte überaus heitere Stück blieb nebst dem Davisschen Lustspiele „Die Katakomben", in welchem ich Gelegenheit hatte, eine bärbeißige drollige Beamtencharge, den „Offizial Bohrmann", zu schaffen, bis zu meinem im Juni beginnenden Sommerurlaube ununterbrochen auf dem Spielplan unseres Theaters, der, da auch die vorjährigen Novitäten noch immer starke Zugkraft übten, an die Lustspielkräfte des deutschen Volkstheaters nicht geringe Anforderungen stellte. Hiezu kam noch die französische Effektkomödie „Madame Sansgêne", welche sich durch die ausgezeichnete heiter-pikante Darstellung der Hauptrolle durch Frau Odilon zu einem allerersten Kassenstücke gestaltete. An freien Abenden, die für mich am deutschen Volkstheater zu den Ausnahmen gehörten, verlebten ich und meine Frau vergnügte Stunden bei neuen Bekannten, so im gastlichen Hause meines lieben und verehrten Freundes Moritz Mayer, bei Frau Hofrat Hebra und ihrem leider früh dahingeschiedenen Sohne Dr. Hans Hebra, in der lieben Familie Dr. Steigers, bei den Doktoren Frühwald, Professor Breus, Apotheker v. Waldheim u. a. m. In diesem Winter trugen wir eine meiner liebsten und ältesten Kolleginnen, die zu hundertenmalen an meiner Seite als Gattin und zärtliche Mutter auf den Brettern stand, Frau Leopoldine Berg, zu Grabe. Sie war das Opfer ihrer nicht genug zu rühmenden Pflichttreue geworden. Nach einer heftigen Influenza noch Rekonvaleszentin, ließ sich die schüchterne, bescheidene Künstlerin überreden, zu früh aufzutreten und erlag einer sie rasch dahinraffenden Rippenfellentzündung. Ich kannte Frau Berg noch vom Stadttheater her, wo ihr wenig gute Tage beschieden waren, da Laube das kräftigere Talent der Frau Wagner bevorzugte. Oftmals, wenn ich mich in ihrer

Garderobe zu kurzem Plaudern einfand, klagte die einst ob ihrer Schönheit und Grazie allgemein bewunderte Künstlerin, es gäbe nichts Traurigeres als altwerdende oder altgewordene Schauspielerinnen. Treffend kennzeichnete sie, abgesehen von den stark verminderten Gagenbezügen, die verschiedene, oft kränkende Behandlungsweise vonseite mancher Vorgesetzten, die, vor einer jungen Primadonna katzbuckelnd, der armen alten Mutterdarstellerin gegenüber wenig Rücksicht nehmen zu müssen glaubten. Und doch kenne ich in der Frauenwelt des Theaterlebens noch eine traurigere Existenz, die der alternden Liebhaberin, deren künstlerisches Vermögen es nicht zuläßt, in einen anderen Rollenkreis einzutreten. Diese Ärmsten und Bedauernswerten leiden nicht nur unter der Grausamkeit der Zeit, sondern auch durch eine kaum vorauszusehende tückische Grenze ihres Talentes.

Auch in Gutenstein gibt es zur Winterszeit ab und zu ein Theater. Die noch immer viel zu zahlreichen Wandergesellschaften verirren sich mitunter auch in unser stilles Waldnest. So lernte ich vor Weihnachten die ganz annehmbare Truppe des alten soliden Theaterprinzipales Hofbauer kennen, dessen Sohn Rudolf mir durch seine entschiedene Begabung angenehm auffiel. Auf meine Empfehlung hin wurde er von der Direktion des deutschen Volkstheaters anfänglich für kleinere Rollen mit Chorverpflichtung engagiert, bekam später wichtigere Aufgaben zugeteilt und heute erfreut sich der junge strebsame Künstler, der seine hübsche Baritonstimme ausbildete, als Sänger und Schauspieler des Karltheaters ziemlicher Beliebtheit. Während ich im Raimundtheater Gelegenheit fand, meinen alten Stadttheaterkollegen Waldemar in seiner glänzendsten Rolle als Schuster Strohmeyer im „kleinen Mann“ zu bewundern, machte ich im Burgtheater das interessante erste Auftreten Mitterwurzers als „Mephisto“ mit, dessen abermaliges Engagement durch Direktor Burkhard in Burgtheaterkreisen viel Staub aufwirbelte.

Bei meinem lieben Freund Dr. Johannes Krückl traf ich dessen Bruder, den Straßburger Theaterdirektor, Sänger und wichtigsten Förderer der deutschen Bühnengenossenschaft Dr. Franz Krückl, der mir bei den gemütlichen Zusammenkünften im Hause seines Bruders vielfache und interessante

Details aus der Entstehungszeit unseres deutschen Schauspieler-verbandes zu erzählen wußte.

Aus meiner bescheidenen Sammlung Raimundscher Reliquien wanderte ein Trinkglas, dessen sich Raimund in seinem Gutensteiner Landhause mit Vorliebe bedient hatte und ihn als „Aschenmann“ darstellte, als Zeichen meiner Verehrung am 31. Mai 1894 in die Garderobe meines lieben Landsmannes und Kollegen Girardi, der an diesem Tage sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum feierte.

Nachdem ich mit der Direktion einen neuerlichen Vertrag auf zwei Jahre abgeschlossen hatte, bezog ich mein Gutensteiner Sommerquartier, um es nur einmal, gelegentlich eines Ausfluges nach Graz, zu verlassen. Große und schwierige künstlerische Aufgaben veranlaßten mich zu eifrigen Vorstudien: die Lektüre zahlreicher mir ad personam überreichter Stücke und die damit zusammenhängende Korrespondenz mit den einzelnen Autoren raubte mir die dringend nötige Ruhe und Erholung und so kam es, daß mich bald nach Beginn der Saison eine hochgradige nervöse Abspannung zu einer unfreiwilligen längeren Spielpause zwang.

Als bezeichnendes Kuriosum will ich hier erwähnen, daß die besorgte Gattin eines in Gutenstein zur Sommerfrische weilenden Hofrates sich allen Ernstes bei mir erkundigte, ob Ferdinand Raimunds Werke wohl eine passende Lektüre für ihre erwachsenen Töchter seien.

Einen tieftraurigen Eindruck machte auf mich das Buch „Mein Leben“ des mir persönlich gut bekannten und geschätzten, vom Schicksal vielgeprüften Dichters Franz Nissel. Ein Bekenntnis eigener und fremder Schuld! Die ewig gleiche, triste Mär' vom deutschen Trauerspieldichter! Nissel war eine feinfühlige, vornehme Künstlernatur; seine Eltern ließen nach seinem eigenen Geständnis den körperlich schwächlichen Jüngling leider nur allzulange „duseln“, bis endlich der ideale Träumer zu spät einsehen mußte, daß man in unserer poesielosen Welt von einem „halben Pfund“ Talent nicht leben könne.

Während der herrlichsten Septembertage überraschte mich Ahnungslosen plötzlich ein kleiner Jubiläumsrummel, der vor allem an dem Kardinalfehler litt, daß er gar keine Berechtigung

hatte. Ein übereifriger befreundeter Kollege hatte unklare Nachrichten über die heranrückende Vollendung meiner fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit erhalten und bezeichnete, ohne genauere Erkundigung einzuziehen und vor allem ohne meine Erlaubnis, einzelnen Wiener Blättern den 15. September 1894 als meinen Jubiläumstag. Eine Reihe meine künstlerische Laufbahn in liebenswürdiger Weise besprechender Zeitungsaufsätze ehrte und erfreute, wenn auch um ein Jahr zu früh, mein dankschuldiges Herz, aber sie trugen den Irrtum weiter in die großen Kreise der Theaterwelt, zu Freunden, Bekannten und Verwandten. Über fünfhundert Telegramme, Gratulationsbriefe, Karten, Geschenke, Gedichte, persönliche Besuche u. s. w. stürmten mit einemmale mein stilles Heim und ich hatte am Schlusse meines Sommerurlaubes vollauf zu tun, für all die mir zuteil gewordenen Aufmerksamkeiten meinen pflichtschuldigen Dank auszusprechen.

Seit längerer Zeit an einer von mir leider nicht ernst genug genommenen Schlaflosigkeit leidend, brachte dieser krankhafte Zustand meinem Nervensystem so empfindlichen Schaden bei, daß ich nach kaum vierwöchentlicher Tätigkeit über dringendes Anraten der Ärzte meinem Berufe auf Monate hinaus entsagen mußte. Die am 19. Oktober 1894 abgehaltene Generalprobe von Paillerons „Komödianten" verlief so glänzend, daß der Schriftsteller Lothar über diese, sowie über meine Darstellung der wichtigen Hauptrolle des „Pégomas" einen begeisterten Brief an den Pariser Dichter richtete. Tags darauf, während der Erstaufführung der französischen Komödie überfiel mich eine derartig heftige nervöse Unruhe und Aufregung, daß ich, kaum mehr Herr meiner Gedanken, nur mit dem Aufgebot aller meiner Kräfte die anstrengende Rolle zu Ende spielen konnte. Ein von meinem Hausdoktor Staniek einberufenes Konsilium mehrerer Nervenärzte konstatierte eine heftige Überreizung der Kopfnerven, eine durch jahrelange Überanstrengung herbeigeführte Abspannung, und auf Vorschlag des Hofrates von Krafft-Ebing, der sich meiner in besonders liebevoller Weise annahm, riet man mir, vorläufig für längere Zeit meine schauspielerische Tätigkeit einzustellen und Aufenthalt in einem milderen Klima zu nehmen. Krafft-Ebings trefflichen

Ratschlägen, insbesondere der eindringlichen Mahnung, die Nachtstunden nie mehr zum Rollenstudium, sondern zum Schlafen zu verwenden, verdankte ich es, daß ich binnen Jahresfrist wieder gekräftigt mit altgewohnter Lust meinem aufregenden Berufe nachgehen konnte.

Die Direktion des Deutschen Volkstheaters hatte mich mit liebenswürdigem Bedauern meiner Verpflichtungen enthoben und stellte nur die Bedingung, daß ich bei Wiederaufnahme meiner Tätigkeit in Wien mich ihrem Theater zur Verfügung stelle. ---

Anfangs November reiste ich in Begleitung meiner Frau und meiner alten Mutter nach Meran. Im Eisenbahnwagen machte ich die Bekanntschaft des schlesischen Reichsratsabgeordneten Superintendenten Dr. Haase, der, nach schwerer Krankheit ebenfalls den Süden aufsuchend, mir mit interessanten Details aus seinem reichen politischen Leben in angenehmster Weise die Zeit verkürzte.

In Terlan hinter Bozen war plötzlich der altberühmte schiefe Turm, über den die Tiroler zum Ärger der Terlaner die beißendsten Witze gemacht hatten, verschwunden und ein geradliniger Kampanile mit saftgrünem Turmdach strebt an seiner Stelle zum Himmel empor. In der trefflich geleiteten Pension Viktoria fanden wir ruhige und vorzügliche Unterkunft. Außer uns dreien bewohnte nur ein bayrischer Graf Sandizell mit Familie und Dienerschaft das vornehm behagliche Haus. Die Monate vor der Weihnachtszeit zählen in Meran zur toten Saison und dementsprechend machte auf mich, trotz der Anwesenheit vieler Kurgäste, der berühmte Tiroler Luftkurort einen ziemlich langweiligen Eindruck. In den ersten Tagen bummelte ich viel in der Stadt herum. Die „Lauben“, weite, in die Häuser eingebaute Bogengänge, die im Winter Schutz, im Sommer Kühlung spenden, boten mancherlei Sehenswertes. An den links und rechts von unserer Pension stehenden Häusern entdeckte ich historisch interessante Inschriften. So steht auf einem Hause der Familie Ranacher zu lesen: „In der Nacht von dem 18. auf den 19. Jänner 1810 wurde Andreas Hofer, der Held von Tirol, vor seinem Leidensgange nach Mantua in diesem Hause gefangen gehalten. Gewidmet von Anna

Ranacher." Gleich in der Nähe gibt eine vom Touristenklub an der Mauer des Gasthofes zum „Grafen von Meran" mit Hofers Bildnis gezierte Gedenktafel Kunde, daß in diesem Gasthause am 28. Januar 1810 Andreas Hofer als Gefangener vom General Hurari verhört wurde. Auf den musterhaft gehaltenen Anlagen an beiden Ufern der Passer, auf der Gisela- und Gilf-Promenade, auf dem durch den Wohltäter Merans, Dr. Tappeiner, ins Leben gerufenen berühmten Weg am Kuchelberg konnte man mich selten sehen. Desto mehr trieb ich mich in der herrlichen Umgebung Merans herum, auf Burgen und Schlössern, in Dörfern und Weilern, auf den mitunter halsbrecherischen Wasserleitungssteigen und auf den Landstraßen. Zum Besuche der mit spitzen Katzenköpfen gepflasterten Weinbergwege muß man allerdings kein verwöhnter Fußgeher sein und über solide Beschuhung verfügen. So stieg ich u. a. hinauf nach Fragsburg, Katzenstein, Schloß Trautmannsdorf, zum entzückend gelegenen Gottesacker von Marling, wanderte nach Schönna, wo man den lohnendsten Ausblick auf die Vintschgauer und Suldner Ferner genießt, ergötzte mich an dem paradiesischen Panorama von Schloß Tirol und kletterte bei Vasling an rauschenden Wässerchen und uralten mächtigen Kastanienbäumen vorbei nach dem wildromantischen Schloß Lebenberg hinauf, das seit dem vierzehnten Jahrhundert wohl oft seinen Besitzer gewechselt haben mag, bis es heute in die Hand eines Bauern kam. Alte Ritterzeit und Tiroler Bauernwelt übersieht man hier mit einem Blick. Da droht noch das wuchtige, verrostete Fallgitter im Burgtor und auf dem Geländer der Treppe, die zur Turmwächterstube führt, hängen durchnäßte Lodenjanker der heute da oben hausenden Bauernknechte. Rechts im Vorhof steht auf einer kleinen von Weinreben überdachten Erhöhung ein alter, verwitterter Steintisch, an dem sich gewiß der durstige Lebenberger manch kühlen Labetrunk kredenzen ließ. Heut sitzt ein griesgrämiger Bauer da mit seinem Mostkruge und starrt hinab auf den mächtigen Vorbau mit Kugelscharten, in dem statt der Donnerbüchsen Karren und Leiterwagen aufgestellt sind, die den schützenden Burgwall zum prosaischen „Schuppen" erniedrigen.

Ein Lieblingsspaziergang ward mir der Weg über Dorf

Algund und die Plarser Wasserleitung bis zur großen Etschbrücke auf der Töll und von da auf der großen Vintschgauer Reichsstraße an der schmucken Brauerei Forst vorüber nach Meran zurück. Oftmals begegneten mir die Riesenfrachtwägen der Vintschgauer mit ihren beinahe einen halben Meter breiten Wagenrädern. Vor jedem dieser vorsündflutlichen Ungetüme 12 bis 14 Paar Pferde gespannt, dazu die rufenden Fuhrknechte, die bellenden Wagenhunde — ein seltener und eigentümlicher Anblick! Erstaunt und verwundert blickt man im Zeitalter der Eisenbahnen und des Automobils auf diese schwerfälligen Verkehrsmittel einer entschwundenen Zeit. Unsere Abende verbrachten wir größtenteils im gemütlichen Forsterbräu, dessen unternehmungslustiger Besitzer, ein Bruder meiner Hamburger Kollegin Franziska Ellmenreich, uns viel von seinen amerikanischen Erlebnissen erzählte und seine Pläne als zukünftiger Hotelier in Meran und Sulden entwickelte.

Mit den mir von meiner Grazer Studentenzeit her bekannten Meraner Familien Dr. Sölder und Dr. Pallang verlebten wir in dem alten, mit reichen Kunstschätzen ausgestatteten, behaglichen Sölderschen Patrizierheim in Obermais vergnügte Tage und fanden in dem Wintergast des Hauses, dem Wiener Maler Seelos, einen fröhlichen Gesellschafter. Knapp vor dem Weihnachtsfeste, das ich gerne am häuslichen Herd verbringe, verließen wir Meran, dessen milde Luft mir einen ausgiebigen und wohltuenden Aufenthalt im Freien ermöglicht hatte. In der dritten Nachmittagsstunde spazierten wir noch im einfachen Rock mit unseren Bekannten am Meraner Bahnhof und drei Stunden später fuhren wir unter dichtestem Schneefall in die Station Franzensfeste ein. Eine stürmische Winternachtfahrt brachte uns glücklich nach Gutenstein, wo wir in stiller Waldeinsamkeit mit lieben Freunden das Christfest feierten.

Die schneereichen strengen Wintermonate verbringe ich mit Vorliebe auf dem Lande und so blieb ich, zur Kräftigung meiner Gesundheit eifrig alle möglichen Wintersporte und verschiedene körperliche Arbeiten pflegend, diesmal bis zum März 1895 in unserer freundlichen niederösterreichischen Gebirgsgegend. Zu meiner Freude hatte sich wieder der langentbehrte Schlaf

eingestellt, der sich bei einer streng eingehaltenen rationellen Lebensweise zu meiner großen Befriedigung oft bis auf neun Stunden ausdehnte. Mit eintretendem Tauwetter beginnt am Lande die böseste Zeit; wir suchten daher die Stadt auf und da nach ärztlichem Gutachten die Aufnahme meiner Bühnentätigkeit noch nicht ratsam erschien, begnügte ich mich vorläufig mit der Rolle des fleißigen Zuschauers in den Wiener Theatern. Im Volkstheater war um diese Zeit eine reizende Darstellerin des naiven Faches, Fräulein Rosa Retty, eingezogen. In der tüchtigen Schule L'Arronges aufgewachsen, entwickelte die vortreffliche Künstlerin, die bereits in jungen Jahren eine seltene schauspielerische Reife erreicht hatte, eine vielseitige Gestaltungskraft, welche alle ihre naturwahren Bühnenschöpfungen dem verständigen Theaterfreunde zu einem wahren Genuß werden ließen. Mit ihr kam auch ihr Vater als guter Schauspieler und gewissenhafter Regisseur in unseren Theaterkreis. Häufig besuchte ich außer dem Volkstheater die Burg und das Raimund-Theater, in welch letzterem mich die Volksstücke „Gebildete Menschen", „Die Überzähligen" und namentlich Costas „Bruder Martin", der sich zu einem langanhaltenden Zugstücke entwickelt hatte, lebhaft interessierten. Ich freute mich herzlich, daß das harmlose, nach alten Theaterrezepten gebraute, aber wirksame Stück Costas, mehr Posse als Volksstück, mit seinem kräftigen Erfolge den Lebensabend des armen Volksdichters unerwartet verschönte. Sowohl beim Raimund-Theater wie beim Deutschen Volkstheater hatte Costa seinerzeit mit dem „Bruder Martin" eine Ablehnung erfahren. Eines Tages erschien er in meiner Wohnung, bat mich dringend, das Stück zu lesen, mich der mir zusagenden Titelrolle anzunehmen und bei meiner Direktion nochmals den Versuch zu machen, diese für die Aufführung seines dramatischen Schmerzenskindes zu gewinnen. In drastischer Weise schilderte mir der vom Schicksal schwer heimgesuchte alte Theatermann seine grenzenlose Notlage. Am selben Abend las ich das Stück. Die Hauptfigur gefiel mir außerordentlich, obgleich ich gewünscht hätte, daß der herumwandernde Mönch schärfer und charakteristischer gezeichnet worden wäre; der lustige Schneider „Lipperl" hätte in Freund Tewele den wirksamsten Darsteller gefunden, und so ging ich nach

einigen Tagen in unser Theaterbureau und befürwortete die Annahme des von Costa in einzelnen Szenen glücklich umgearbeiteten dramatischen Werkes. Ob dasselbe in seiner neuen Form nochmals gelesen wurde, weiß ich nicht, aber mit aufrichtigem Bedauern mußte ich dem Schriftsteller mitteilen, daß sein Stück auch diesmal abgelehnt wurde.

Vor meiner Abreise von Wien hatte ich mehrfache Besprechungen mit den Direktionsmitgliedern des Deutschen Volkstheaters, in denen ich den Herren mitteilte, daß ich aus Gesundheitsrücksichten überhaupt nicht mehr gesonnen sei, ein ständiges Engagement anzunehmen, wohl aber gern bereit sei, jeweilig Gastspiele von mehrmonatlicher Dauer abzuschließen. Die Direktion erklärte sich im Prinzipe mit meinem Vorschlage einverstanden und es wurden die künstlerischen und materiellen Bedingungen festgesetzt, unter welchen in Zukunft solche Gastspielübereinkommen mit mir zustande kommen sollten.

Da ich erst zu Beginn des nächsten Jahres meine Wiener Tätigkeit aufnehmen konnte, beauftragte ich meinen Theateragenten, eine längere Gastspieltournee einzuleiten, welche auch Mitte August von mir angetreten wurde. Nach kurzem Aufenthalte in Steiermark und einer abenteuerreichen lustigen Fußreise in Gesellschaft meines lieben, zu früh dahingeschiedenen Freundes, des Notars und Gemeinderates Dr. Otto Gesselbauer, durch das Ötschergebiet, hatte ich daheim mit den Vorbereitungen zu der fast fünf Monate umfassenden Gastspielreise vollauf zu tun. Am 20. August 1895 betrat ich, nach langer Zeit wieder, in Karlsbad, bei einer Temperatur von 36 Grad, die Bühne. Meine Frau machte als hilfreiche Begleiterin die ganze Tour mit. Mitte September hatte ich die Theater in Marienbad, Franzensbad und Teplitz ebenfalls absolviert und konnte nun der andauernd qualvollen Hitze in das Salzkammergut entweichen, wo ich in Ischl und Gmunden an sechs Abenden auftrat und in den reizenden Sommersitzen Oskar Blumenthals und Girardis gastliche Aufnahme fand. Zu der am 18. September in Laubes Vaterstadt Sprottau in Preußisch-Schlesien stattgefundenen Enthüllung seines Denkmals sandte ich, da ich leider nicht persönlich der schönen Feier beiwohnen konnte, ein

Huldigungstelegramm für meinen unvergeßlichen Direktor. Der Adoptivsohn Laubes, Professor Hähnel, erfreute mich später mit der Übersendung des Denkmalbildes, das in meinem Arbeitszimmer, unter der Tilgnerschen Laube-Büste stehend, mir die Erinnerung an meinen Meister stets wacherhält. Während eines zehntägigen Gastspieles in Graz genoß ich wunderschöne Herbsttage in Gesellschaft lieber alten Studienfreunde und im Hause eines meiner ältesten Theaterkollegen, des Weimarer Hofschauspielers Guido Lehmann, der sich als Pensionär hieher zurückgezogen hatte, besprachen wir im gemütlichen Zusammensein so manches Jugenderlebnis.

In meinen Wanderfahrten ließ ich eine kurze Unterbrechung eintreten, um am 8. Oktober 1895 mit meiner Mutter und meiner Frau daheim den richtigen Gedenktag einer fünfundzwanzigjährigen Bühnenwirksamkeit in aller Stille zu feiern.

Mitte Oktober ging's neuerdings auf die Reise und die bald längeren, bald kürzeren Gastspiele in Preßburg, Brünn, Baden, Ödenburg, Wiener-Neustadt, Linz, Innsbruck, Olmütz, Troppau u. s. w. brachten mir mancherlei Abwechslung und einige liebe alte Bekannte zu Gesicht; so in Linz meinen biederen Weitlahnbrunner Kameraden, den kaiserlichen Rat Saxinger, in Troppau den ehemaligen Grazer Kommilitonen Bürgermeister Dr. Rochowansky, in Brünn und Preßburg die alten lieben Freunde aus meiner Jugend- und ersten Theaterzeit. Den Schluß dieser langen Gastspielfahrt bildete Triest, wo ich Mitte Dezember eintraf. Mit einer eigens für mein Gastspiel zusammengestellten deutschen Schauspielergesellschaft, in welcher sich auch der drollige Wiener Komiker Gottsleben befand, spielte ich eine Woche hindurch am Armoniatheater vor vollen Häusern. Mit meinen Triester Bekannten, den Familien Oblasser und Rovelli, Hofrat Visini und Chormeister Heller gab es allabendlich nach dem Theater gesellige Zusammenkünfte, in den frühen Morgenstunden Barkenfahrten in die Bucht von Muggia zum Austernfang. Ein heulender Schneesturm begleitete uns am 22. Dezember über den Karst und Semmering bis in unser stilles Tal. Die frohe Weihnachtszeit und die ersten herrlichen Wintertage des neuen Jahres 1896 waren vorüber, als ich abermals eine, wenn auch nur einmonatliche Gastspielfahrt

antrat, die mit zehntägigem Aufenthalte in Abbazia, wo ich im Kurtheater drei Gastrollen gab, ihren Abschluß fand. In angenehmer Gesellschaft des Schriftstellers Karlweis, des damaligen Hoteldirektors Silberhuber und des mir von meiner Universitätszeit her bekannten Kurarztes, Regierungsrates Dr. Glax, verflogen die letzten Ferialtage. Vor meinem Ausfluge an die österreichische Riviera hatte ich in einer kleineren Provinzstadt gastiert, wo ich auf der Probe aus dem Munde des regieführenden Direktors Z. folgende charakteristische Ermahnung an einen jungen lernfaulen Schauspieler hörte: „Ja!... lieber Freund, wenn Sie absolut nicht schwimmen können — technischer Ausdruck für das Spielen nach dem Souffleur — dann bleibt Ihnen nichts anderes übrig... dann müssen Sie die Rolle lernen!“

Nach einjähriger Pause betrat ich in „Lolos Vater“ am 29. Februar 1896 gesund und munter wieder die Bretter meines lieben Volkstheaters. Mein erstes Auftreten brachte mir mannigfache mich hocherfreuende Ehren. Bei meinem Erscheinen auf der Bühne empfing mich das ausverkaufte Haus mit minutenlangem Applaus, Kränze und Blumen füllten bald meine von der Direktion festlich geschmückte Garderobe und ein fröhlicher Abendschmaus nach dem Theater im geselligen Kreise von Freunden und Bekannten beschloß den für mich wichtigen Tag.

Während meiner Abwesenheit hatten im Volkstheater mehrfache Personalveränderungen stattgefunden. So war unter anderen mein langjähriger Bühnenkamerad Tewele infolge eines Zerwürfnisses mit der Direktion ausgeschieden und blieb bedauerlicherweise volle vier Jahre unserem Institute fern. Die jetzt für ihn eintretenden Nachfolger konnten den ewig heiteren Wiener Künstler ebensowenig ersetzen, als seinerzeit seine verschiedenen Remplaçanten am Wiener Stadttheater. Ein origineller feinfühlig vornehmer Darsteller von Liebhaberrollen war, leider nur für wenige Jahre, in Herrn Christians gewonnen worden, den man heute zu den beliebtesten Künstlern des Berliner kgl. Schauspielhauses zählen darf. Eine vortreffliche, scharfschneidige Charakterdarstellerin Frau Schmittlein und eine vielversprechende sinnige Liebhaberin Fräulein Wachner ergänzten das Damenensemble.

Leider schenkten die maßgebenden Persönlichkeiten des Volkstheaters dem zu schönen Hoffnungen berechtigenden Talente des Fräuleins Wachner nicht die gebührende Aufmerksamkeit und während man vergebliche und unfruchtbare Versuche anstellte, aus einer ungarischen Schauspielerin, die zwar eine sehr hohe Gage bezog, aber kaum der deutschen Sprache mächtig war, eine Schillersche Tragödin zu machen, vernachlässigte man eine junge Wiener Darstellerin, die endlich nach fünf für sie künstlerisch nicht allzu ergiebigen Arbeitsjahren ebenfalls am Berliner Hoftheater den langersehnten Wirkungskreis fand. Wenn der dem Volkstheatervereinsausschusse angehörende Verfasser der Denkschrift „Das deutsche Volkstheater in Wien“ in diesem vielfach auf einseitigen Informationen beruhenden Buche sein allerdings berechtigtes Bedauern ausspricht, daß man diese ernst strebende junge Künstlerin nach Berlin ziehen ließ, gleichzeitig aber prophezeit, daß Fräulein Wachner fern vom Wiener Boden nicht so verstanden werden wird wie hier, da in Berlin ja wohl der Wiener Ton des „weißen Rößl“ aber nicht der von Grillparzer gefällt, so muß man diese -- kühne Bemerkung wohl nur mit der totalen Unkenntnis der Berliner Theaterverhältnisse entschuldigen. Wenn Fräulein Wachner irgendwo „nicht verstanden wurde“, so geschah dies in der Direktionskanzlei des deutschen Volkstheaters und nicht in Berlin, wo sie sich heute an der Seite ihres Kollegen Christians einer anerkannten und ihr künstlerisches Können fördernden Tätigkeit erfreut. Das am 7. März 1896 zum erstenmale aufgeführte Schönthansche Lustspiel „Zirkusleute“, in welchem mir und Fräulein Retty die dankbaren Hauptrollen des alten Clown und seiner Tochter zugefallen waren, erfreute sich infolge der in allen Teilen gelungenen Darstellung und der sorgsamen vom Autor selbst besorgten Inszenesetzung eines so nachhaltigen Erfolges, daß mein Gastspiel bis Ende Mai verlängert wurde und bis dahin das wirksame und zugkräftige Stück unseren Spielplan beherrschte. Eine zu Beginn des Jahres ausgebrochene Direktionskrise am Raimundtheater, welche die Theaterstadt Wien lebhaft zu interessieren schien, hatte in ihrem Verlaufe manche unsaubere Intrigantenszene aufzuweisen und endete mit dem bedauerlichen Scheiden Müller-Guttenbrunns, der in

dem in Deutschland bestens bekannten Theaterfachmanne Ernst Gettke schließlich seinen Nachfolger fand.

Auf einem im Frühjahre unternommenen Ausfluge traf ich auf dem Semmering im Südbahnhotel mit dem mir von meiner Preßburger Jugendzeit her bekannten Bildhauer Tilgner zusammen, dessen auffallend krankhafte Aufregung ich mit der demnächst stattfindenden Enthüllung seines Mozartdenkmales zu erklären suchte. Wenige Tage vor diesem für ihn wichtigen Tage verschied der liebenswürdige Künstler am Herzschlag. Den Monat Juni füllte eine Sommergastspielreise aus, die mich auf eine Woche an das kgl. deutsche Landestheater in Prag und daran anschließend nach den böhmischen Badeorten Karlsbad, Franzensbad und Marienbad führte. Bei dem strengen deutschen Publikum der böhmischen Hauptstadt hatte ich das Glück, einen vollen Theatersieg zu erringen; ich wurde von der Kritik, der Direktion und den einheimischen Kollegen in so liebenswürdiger Weise aufgenommen, daß ich mich auf die fast alljährlich wiederkehrenden Prager Gastspiele ganz besonders freuen durfte. Ich lernte hier liebe und vornehm denkende Künstler kennen und verkehrte zumeist in der anregenden Gesellschaft des tüchtigen Kunstkritikers Alfred Klar, des Dramaturgen Dr. Teweles und des Oberregisseurs Dalmonico, der in und außer dem Theater meinen bereitwilligen Cicerone machte. In den verschiedenen Staatsämtern fand ich auch alte Kommilitonen, die mich zu wiederholtenmalen aufsuchten, um mir ihre freien Stunden zu widmen. Während ich mich in Karlsbad anläßlich meines fünfabendlichen Gastspieles stets im Kreise der ehemaligen Kollegen Lobe und Frau Schratt, der Schriftsteller Stettenheim und Karlweis, meines Berliner Kollegen Engels und bekannter Wiener Advokaten befand, mit denen ich auch ab und zu weitere Ausflüge in die schöne Umgebung unternahm, traf ich in dem eintönigen Franzensbad einen einzigen Bekannten, Freund Tewele, der mich als „Gast am Theater" ablöste und mir von seiner Bukarester Fahrt, sowie von seinem neuen Engagement am Raimundtheater mancherlei zu erzählen wußte. In Marienbad, wo ich längeren Aufenthalt nahm, verlebte ich in einem der fidelsten Geselligkeitsvereine, um dessen Gedeihen sich ein bekannter Pilsener Juwelier große Verdienste erwirbt,

vergnügte Stunden. Während der Proben erzählte man mir im Theater einige nicht sehr erbauliche Geschichten eines wegen seiner österreichfeindlichen Gesinnung bekannten Berliner Komikers, die ihn aber nicht hindert, an österreichischen Bühnen zu gastieren. Ein Schauspieler, der mit dem Unterpersonal und den kleinen Leuten des Theaters, auf die er bei Ausübung seines Berufes angewiesen ist, brüsk verfährt, schafft sich ein Heer von Feinden, die ihm unter Umständen sehr unangenehm werden können.

Im Hochsommer kehrte mein ältester Freund Gymnasialprofessor Helmár, mit dem wir den vor kurzem erfolgten Tod seiner lieben Frau, unserer treuen Freundin, aufrichtig betrauerten, als willkommener Gast in unser Gutensteiner Heim ein.

Wenn in den ersten Augusttagen auch in unserem sonst so stillen Waldneste die Sommerfrischlerei bedenkliche Dimensionen anzunehmen beginnt, entfliehe ich zumeist, meinem ehrlichen Bedürfnisse nach Ruhe entsprechend, auf einige Wochen in -- höhere Regionen. Diesmal hatte ich meine Frau beredet, wieder wie in vergangenen Jahren mit mir, den Rucksack auf dem Rücken, als sorglose Fußwanderer unsere Alpengebiete zu durchstreifen. Unser erster Marsch führte uns von St. Ägyd im Neuwald durch die einsam gelegene protestantische Holzknechtansiedelung Ulrichsberg über das entzückend gelegene Puchenstuben nach Gaming, Lunz und Göstling, von wo wir, die steirische Grenze passierend, nach Hieflau hinabstiegen. Im stattlichen Göstlinger Postgasthofe fanden wir nicht nur freundliche Unterkunft, sondern auch eine im Seidenkleid herumstolzierende Wirtin nebst ihren zwei hübschen Töchtern, die man mit ihren leider geschminkten Gesichtern und theatralischen Dirndlkostümen eher für Operettenchoristinnen, als für biedere Landmädchen gehalten hätte. Wir verbrachten den Abend mit Dr. Weitlof, dem bekannten Obmann des deutschen Schulvereines, der in der Nähe von Göstling ein Kohlenbergwerk besitzt. Sein alter Verwalter, ein lustiger Schlesier, der sich ebenfalls zum Abendessen eingefunden hatte, machte zu meiner sich eben eine Zigarette anzündenden Frau die witzige Bemerkung: „Habn's schon recht, gnä' Frau, wenn's rauchen —

g'selchtes Fleisch halt länger!“ In Hieflau nahmen wir mehrtägigen Aufenthalt, besuchten Eisenerz, das einsame Radmertal und mein nahes Heimatstädtchen Rottenmann, um die Grabstätte meines Großvaters wiederzusehen. Von Selztal brachte uns eine mehrstündige Eisenbahnfahrt an den Ausgangspunkt einer zweiten Fußtour, nach dem schmucken Dörfchen Kaprun. Bei herrlichstem Wetter durchwanderten wir die prächtige Thunklamm, durch die in brausenden Sturzfällen die Ache niederschießt und kamen auf der vor kurzem eröffneten neuen Straße durch das obere Kaprunertal zum Kesselfallalpenhaus, das sich in künstlerischer Ausführung inmitten dieser märchenhaft schönen Welt gigantischer Ferner und hochstämmigen Tannenwaldes wie ein kleines Zauberschloß darbietet. Die Schöpfer dieses allerliebsten Alpenhotels, zwei Brüder aus Saalfelden, brachten in diesem ganz reizende Ideen zur Ausführung. So gaben sie, um nur eines zu erwähnen, dem Speisesaal, dem Lesezimmer usw. in Schild- und Auerhähnen, Uhus, wilden Rosensträuchern, die abends im elektrischen Lichte funkeln, ganz originelle Lichtspender. Spät abends besichtigten wir noch den in färbigem elektrischen Licht strahlenden, mächtigen Kesselfall und suchten dann unser Zimmer auf, um uns für den Marsch auf den Moserboden, den Glanzpunkt dieser Gegend, zu stärken. In der fünften Morgenstunde des 11. August brachen wir auf. Vor dem Hotel wurden eben einige Fahrsessel mit Maultieren bespannt, um marschuntüchtige oder bequeme Gäste in die Gletscherwelt hinaufzuführen, die wir nach etwa dreistündigem Marsche erreichten. In der „Erzherzog Rainerhütte“, einer respektablen Alpenwirtschaft, machten wir die Bekanntschaft des Hamburger Gerichtspräsidenten Dr. Lehmann und seiner Frau, mit denen wir nun die letzte steile Strecke bis zum 1900 Meter hochliegenden Moserboden zurücklegten. Bald verstummten unsere lebhaften Gespräche über Hamburger und Wiener Theater vor dem majestätischen Bilde, das sich vor unseren Blicken aufrollte. Ein Kranz von Eisbergen, wie der Hochtenn, die Glocknerin, die Bärenköpfe, Riffl und Wiesbachhorn zeigte sich uns in seiner Erhabenheit und ließ uns die Schrecknisse der Gletscherwelt ahnen. Noch in später Abendstunde schwelgten wir mit unseren lieben Begleitern in der gemütlichen Wirtsstube des Kesselfall-

hauses im unvergeßlichen Eindruck des heutigen Naturgenusses. Über Nacht hatte sich leider das Wetter geändert. Ein heftiger Wolkenbruch war niedergegangen und unter strömendem Regen fuhren die vierspännigen Hotelomnibusse mit uns fliehenden Gästen zu Tal. Als wir über die Salzachbrücke fuhren, hatte der wildgewordene Fluß bereits die Jochhölzer überflutet und im rasenden Lauf des Wassers dahintreibende Hölzer, Hausgeräte u. s. w. ließen vermuten, daß das Unwetter auch in der oberen Tiroler Gegend arg gehaust haben mochte. In Zell am See fanden wir den Bahnhof mit Menschen vollgepfropft, durchwegs Ausreißer vor dem greulichen Wetter, das hier schon seit 20 Stunden wütete. Bei Lend sollte ein Dammbruch die Bahn unterbrochen haben, bei Kitzbühl und Hopfgarten die Ache ausgetreten sein, Häuser weggerissen und den Schienenstrang zerstört haben; also rechts und links kein Fortkommen. Mit einem nach der Tiroler Richtung gehenden Zuge kamen wir bis zur Station St. Johann, wo ich zufällig meinen Vetter, den Eisenbahndirektor von Innsbruck, Hofrat v. Drathschmidt traf, der uns riet hier auszusteigen, um auf der möglicherweise noch zu befahrenden Straße, die von hier nach Wörgl läuft, letzteren Ort zu erreichen. Sein guter Rat wurde befolgt. Am nächsten Morgen konnten wir bei der Station Itter, wo Straße und Ache sich dem Bahndamme nähern, die furchtbaren Verheerungen wahrnehmen, die die Wässer angerichtet hatten. Die Eisenbahnstrecke zerrissen und unterwaschen, Schienen und Schwellen in der Luft hängend, Wächterhäuser und Brücken eingestürzt — ein Jammerbild, das uns lebhaft die von uns mitgemachte Wasserkatastrophe im Zillertal in Erinnerung brachte. Von Wörgl konnten wir unbehindert unsere Reise fortsetzen und trafen abends jenseits des Brenners in Waidbruck ein, wo die Wege ins Schlerngebiet und Grödenertal ausmünden. Froh, den Wasserkalamitäten in Nordtirol entronnen zu sein, wandelten wir die aussichtsreiche Bergstraße gegen Kastelruth und Seis hinan und kamen gegen Mittag in das am Fuß des Schlerns im Wald verborgenliegende kleine Bad Ratzes. Zwei Münchner Touristen, die von Schlern herabgekommen waren, animierten bei Tisch meine Frau, die Besteigung des herrlichen Tiroler Aussichtsberges ja nicht zu unterlassen und so sah uns der

folgende Sonntagsmorgen schon in erster Frühe auf den Steigen der Schluchtwände des Frötschbaches, die zum Schlernplateau hinaufführen In der vierten Gehstunde hatten die steilen Geröllserpentinen die Kräfte meiner Frau ziemlich erschöpft und eine längere Rast, verbunden mit dem bei solchen Ermattungsfällen anzuempfehlenden sich glatt auf den Erdboden Hinstrecken halfen der Ermüdeten wieder weiter. Endlich hatten wir das von der Sektion Bozen trefflich geleitete Schlernhaus erreicht, stiegen gegen Abend noch zur 2565 Meter hohen Schlernspitze hinan, taten einen Blick in die grausige Klamm zwischen Burgstall und Jungem Schlern und genossen bei herrlicher Abendbeleuchtung das in seiner Art wohl einzige Gebirgspanorama: Ortlergruppe und Ötztaler, Venediger, die wilden Geislerspitzen und den himmelanstrebenden Langkofel, die Roßzähne, die eisige Marmolata, den Rosengarten, den Latemar, den Cimon della Pala, die Brenta-, Adamello- und Presanellagruppen! Ein unvergeßlicher Anblick! Wir hatten großes Glück, denn zwei Stunden später plätscherte es traurig vom Dache des Schutzhauses herunter; ein langsam rieselnder Landregen hatte sich eingestellt. Das Thermometer an der Haustüre zeigte bald nur mehr einen Grad Wärme. Da keine Aussicht auf baldige Besserung des Wetters vorhanden war, mußten wir in Nebel und Regen den langen Marsch über die Seiseralpe, auf der sich nicht weniger als 70 Sennereien befinden, antreten. Bevor wir ins Grödenertal abstiegen, rasteten wir in einer der größten Sennhütten, in der Heißböckschwaige, in der bereits zwei Gendarmen und einige reisende Studenten beim warmen Kachelofen Zuflucht gesucht hatten. Geradezu schwindelerregend und unheimlich wirkt das Überschreiten der sich förmlich hutschenden wassergetränkten Matten. In St. Ulrich, dem lebhaften und wohlhabenden Hauptorte der die Holzbildhauerei betreibenden Grödener, nahmen wir längeres Standquartier. Hier trafen wir in den nächsten Tagen den Wiener Fabrikanten Ludwig: er und seine heitere Frau, zwei leidenschaftliche Hochtouristen. Als Begleiter und Führer hatten sie einen guten Bekannten aus der Gutensteiner Gegend, den bekannten Raxführer Innthaler, mitgebracht. Gemeinschaftliche Ausflüge auf das Sellajoch, sowie auf die Regensburgerhütte wurden nun unternommen und

während Ludwigs mit dem braven Innthaler die höchste der Geislerspitzen, den 3027 Meter hohen Sas Rigais, bestiegen, trieben ich und meine Frau uns auf den herrlichen, mit Edelweiß ganz übersäten Matten, wo das seltene Edelkraut buchstäblich gemäht wird, herum. Über Tag machten wir Spazierfahrten nach Christina und Wolkenstein, abends versammelten wir uns auf der improvisierten Kneipe lustiger Mitglieder der Wiener akademischen Sektion, wo ich den bekannten alpinen Schriftsteller und kühnen Bergsteiger Normann-Nerouda kennen lernte, der zwei Jahre später in einem Kamin des Langkofels sein Leben einbüßte. Mit meinem Landsmann, dem steirischen Abgeordneten Dr. Reicher, machten wir den Rückweg durch das Pustertal und besuchten von Villach aus liebe Verwandte auf Schloß Obergörtschach bei Krainburg, Freund Moritz Mayer in seinem reizenden Pörtschacher Tusculum, sowie Professor Dr. Breus auf seinem jüngst erworbenen Gutsbesitze am Faakersee.

## IV.

Ich hatte mich im September 1896 auf einige Tage nach Graz begeben, als mir dorthin die überraschende Mitteilung von dem plötzlichen Ausscheiden des Sekretärs Müller aus dem Verbande des deutschen Volkstheater's zukam. Zwischen dem langjährigen Vertrauensmann unseres Direktors und Herrn Siegmund Geiringer, der mit verschiedenen Maßnahmen und Gebarungen des Direktionsstellvertreters absolut nicht einverstanden war, kam es zu Reibungen und Konflikten, die mit dem Abgange Müllers endeten. Kurze Zeit nachher verließen auch der Hausinspektor, sowie der Buchhalter und Hauptkassier des Theaters ihre Posten.

Zwei neue Rollen „Dr. Klaus“ und „Der Herr Abbé“ brachten mir zu Beginn der Saison schöne schauspielerische Erfolge; namentlich hielt sich das L'Arrongesche Lustspiel, das abermals vom Autor selbst sorgfältig inszeniert worden war, bis zum Ende des Jahres auf dem Repertoire. Mitte November unternahm ich mit einer unter meiner Leitung zusammen-

gestellten Gesellschaft einen Gastspielausflug nach Budapest, bei welcher Gelegenheit ich mich dem dankbaren deutschsprechenden Budapester Publikum an mehreren Abenden in verschiedenen Rollen unserer Zugstücke vorstellte.

Mit aufrichtiger Trauer erfüllte mich das plötzliche Hinscheiden meines lieben alten Stadttheaterkollegen Hugo Ranzenberg, der endlich nach einem jahrelangen Wanderleben auf deutschen und amerikanischen Bühnen als Regisseur und Darsteller am Wiener Raimund-Theater eine geachtete und ihn befriedigende Stellung errungen hatte. Mit dem heute beliebtesten Berliner Komiker Richard Alexander, der ebenfalls am Wiener Stadttheater seine Künstlerlaufbahn begonnen hatte, verbrachte ich anläßlich seines erfolgreichen Gastspieles am Josefstädter-Theater manchen vergnügten Abend. Am Schlusse des Jahres machte die eheliche Scheidungsaffäre Girardi-Odilon in Theaterkreisen unliebsames Aufsehen und der in Wien weit über Gebühr protegierte Theaterklatsch feierte häßliche Orgien.

Nach einem dreiwöchentlichen Weihnachtsurlaube nahm ich Mitte Januar 1897 meine Tätigkeit im Volkstheater wieder auf und rüstete mich eifrig für die Proben eines neuen Karlweisschen Volksstückes, das mir der beliebte dramatische Dichter bereits im Oktober vorgelesen hatte. Wir versprachen uns beide nicht mit Unrecht vom „Groben Hemd“ einen großen und nachhaltigen Erfolg. Wochen hindurch fand sich an freien Abenden der gewissenhaft arbeitende Schriftsteller in meiner Wohnung ein und in stundenlangen Besprechungen prüften wir jeden einzelnen Akt, jede einzelne Szene, ja oft einzelne Sätze sorglich auf ihre dramatische Wirkung. Diese Abende gemeinschaftlicher dramaturgischer Arbeit gewährten mir viel Freude und gehören ebenso wie die für mich stets lehrreichen Unterhaltungen mit den erprobten Bühnenmännern L'Arronge, Oskar Blumenthal und von Schönthan zu meinen angenehmsten Theatererinnerungen. Da ich, wenn es mir nur irgend möglich war, stets gerne vollständig textsicher und mit der in meiner Phantasie bereits feststehenden Bühnenfigur auf die Proben kam, die für mich in erster Linie den Zweck hatten, meine bereits fixierten Gestalten dem Ensemble dienstbar und anpassend einzufügen, war mir das häusliche Studium der Rolle,

das stille alleinige Gestalten, Ausarbeiten und Ausschmücken der Bühnenfiguren immer der interessanteste und anregendste Teil meiner schauspielerischen Arbeit. Am 1. Februar 1897 übertraf der Erfolg des Karlweisschen Werkes alle unsere Erwartungen; der volle ehrliche Erfolg des „Groben Hemdes“ lohnte die Mühen der Schauspieler und des Autors, der in erfolgreichster Weise auf den Proben zum Gelingen des Abends mitgewirkt hatte. Mit der echtesten und dankbarsten Figur des Stückes, dem gemütlichen „Papa Schöllhofer“, war es mir vergönnt, ein allgemeine Anerkennung findendes Seitenstück zu meinem „Schalanter“ zu schaffen, und habe ich diese beiden urwüchsigen Wiener Gestalten nebst dem Briefträger „Klemm“ in „Lolos Vater“ zusammen weit über vierhundertmal auf österreichischen und deutschen Bühnen zu verkörpern Gelegenheit gefunden. Keines der nachfolgenden Stücke des viel zu früh verblichenen Schriftstellers errang mehr den Erfolg seines „Groben Hemdes“. Mich dünkt, das allzu überschwengliche Gehaben einzelner seiner kritischen Freunde, die den beliebten Volksdichter zum „Wiener Aristophanes“ emporheben wollten, hat dem begabten Manne mehr Schaden als Nutzen gebracht, da die immer höher gespannten Erwartungen des Publikums von dem überdies kränkelnden Karlweis kaum mehr voll befriedigt werden konnten. Auch hier kann man den trefflichen Ausspruch des russischen Dichters Maxim Gorki anwenden: „Es ist nicht gut, wenn ein Schriftsteller zu viel Verehrer hat. Nur den Sumpfpflanzen gedeiht ein Überfluß von Feuchtigkeit zum Wohl. Die Eichen brauchen wenig davon. Jeder, der mit dem Publikum etwas zu tun hat, sollte immer die Luft um sich herum mit der Karbolsäure der Wahrheit reinigen.“ Das jüngste Wiener Volksstück erfreute sich bald wachsender Beliebtheit und figurierte bis Ende Mai als Kassenstück auf den Programmen unseres Theaters. Direktor Oskar Blumenthal, der der Erstaufführung des Stückes beigewohnt hatte, schloß mit mir einen Gastspielvertrag, nach welchem ich mich verpflichtete, im Februar 1898 am Berliner Lessing-Theater die Rolle des „Schöllhofer“ an 20 Abenden zu spielen. So sollte mein sehnlicher Wunsch, mich dem Publikum der deutschen Reichshauptstadt als Schauspieler vorstellen zu dürfen, in naher Zeit in

Erfüllung gehen. Bei einer Vorstellung des Schauspieles „Die offizielle Frau" im Raimund-Theater begrüßte ich meine ehemalige Schülerin Fräulein Hermine Reichenbach, die sich zu einer liebenswürdigen und vorzüglichen Salonschauspielerin entwickelt hatte. Leider entführte sie bald darauf ein Lübecker Kaufherr, der sie zu seiner Gattin machte, der Kunst.

Eine ins Leben getretene Theatergesetzkommission, welche sich insbesondere mit den Fragen der Theaterzensur und der Theaterkonzessionen beschäftigte, beehrte auch mich mit einer Einladung als Experten zu ihrer am 12. Februar 1897 stattfindenden Kommissionssitzung. Da ich an diesem Tage im Theater beschäftigt, andererseits es gestattet war, auch schriftliche Gutachten abzugeben, erlaubte ich mir, auf letzterem Wege meiner unmaßgeblichen Meinung Ausdruck zu geben. Ich erklärte mich als entschiedenen Gegner aller Theaterzensur, da ich es nicht für zweckdienlich halte, daß Theaterstücke vor deren Aufführung einer Behörde zur Begutachtung und Aufführungsbewilligung überantwortet werden. Daß sich die Theaterdirektoren bei bestehender behördlicher Theaterzensur behaglicher fühlen, ist begreiflich; aber darauf kommt es doch nicht an. In erster Linie sollen sich die Kunst, die Dichter, die Künstler behaglich fühlen. Im übrigen erinnere ich mich, daß Laube, der doch auch Theaterdirektor war und mit dem ich zu wiederholtenmalen über dieses Thema sprach, der Theaterzensur nichts weniger als freundlich gesinnt war, und ihre Existenz oft lebhaft bedauerte. Auch Anzengruber würde nach den traurigen Erfahrungen, die er mit seinem „Vierten Gebot" gemacht, wohl kaum für die Theaterzensur gestimmt haben. Wenn man erlebt, wie Komödien der nacktesten Zote, des krassesten Blödsinns, des rohesten Geschmackes anstandslos aufgeführt werden dürfen, während echten und erhebenden Dichtungen die Pforten unserer Theater verschlossen bleiben müssen, wird man es keinem ehrlichen Freunde der dramatischen Kunst verübeln dürfen, wenn er die Berechtigung der behördlichen Theaterzensur energisch in Frage stellt. Was das System der Theaterkonzessionen anbelangt, hielt ich es für richtig, wenn strenger als bisher darauf gesehen würde, daß der Konzessionär selbst genügend literarisch und dramaturgisch gebildet sei und auch genügend materielle Mittel

besitze, um sein Theater dauernd als Kunstinstitut leiten zu können.

Einen Antrag des Berliner Theaterdirektors Neumann-Hofer, auf drei Jahre nach Berlin zu übersiedeln, lehnte ich dankend ab und verpflichtete mich neuerdings auf acht Monate dem Deutschen Volkstheater. Eben als wir im Direktionsbureau das neue Gastspielübereinkommen unterzeichneten, erhielten wir die erschütternde Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden Friedrich Mitterwurzers. Auf sonnigster Künstlerhöhe, im Burgtheater sich noch die langentbehrte Genugtuung durch eine Reihe glanzvoller Schöpfungen erkämpfend, entriß uns der Tod diesen vielleicht genialsten Schauspieler unseres Jahrhunderts.

Wenige Wochen später beklagte ich abermals den Heimgang eines mir besonders lieben Freundes. Der Wiener Advokat Dr. Johannes Krückl, ein gemüt- und humorvoller, hilfreicher und guter Mensch, ward mit ihm zu Grabe getragen.

Das Repertoire des Deutschen Volkstheaters brachte außer der langen Reihe von Aufführungen des „Groben Hemdes“ in dieser Saison für mich nur mehr eine kleine einaktige Novität von Robert Bracco, das packende Drama „Pietro Caruso“, das, von Fräulein Retty, Herrn Christians und mir dargestellt, einen hübschen Erfolg erzielte. Kleinere Gastspiele in den naheliegenden Provinzstädten verschafften mir angenehme Abwechslung in der notgedrungenen Eintönigkeit meiner Schauspielerarbeit. Bei einem solchen drei Abende umfassenden Auftreten in Pilsen wurde ich von dem Direktor des dortigen tschechischen Theaters Herrn Budil mit einem prachtvollen Lorbeerkranze und schmeichelhaftem Schreiben geehrt. Anläßlich eines heiteren Frühstückes, das mir einige Verwaltungsräte der Pilsener Aktienbrauerei gaben, lernte ich die in einer Ausdehnung von fünfzig Joch angelegten großartigen Brauetablissements genauer kennen. Ich machte die Bekanntschaft eines beim Braukessel hantierenden Mannes, des Oberbräuers, dessen Gehalt, wie man mir erzählte, sich auf 84.000 Kronen beläuft, dem sich noch ganz beträchtliche Nebeneinkünfte anreihen. Während meines Gastspieles in Brünn — Mitte März 1897 — besuchte mich ein junger Versicherungsbeamter, Philipp Langmann, im Hotel und überreichte mir sein erstes

Bühnenwerk, das Drama „Bartel Turaser“. Er bat mich, sein Fürsprecher bei der Direktion des deutschen Volkstheaters zu sein, bei der das Stück schon seit Wochen eingereicht liege und mich für den Titelhelden, den Arbeiter Turaser, als Darsteller zu interessieren. Noch in derselben Nacht hatte ich das mich außerordentlich fesselnde Erstlingswerk gelesen, veranlaßte Langmann, sofort ein Buch an meine Kollegin Frau Schmittlein, welche wie keine andere für das resolute Turaserweib prädestiniert schien, zu senden, und als wir, wie zu erwarten war, von dieser Seite freudigste Bereitwilligkeit, die wichtige weibliche Hauptrolle darzustellen, fanden, empfahl ich bei meiner Rückkehr nach Wien aufs wärmste die Annahme des Stückes, von dessen dichterischen Qualitäten sich auch die Direktion bei der Lektüre überzeugte. Die Aufführung wurde für das kommende Spieljahr in Aussicht genommen.

Die kommende erste Sommerzeit verbrachte ich in meinem Landhause mit fleißigen schauspielerischen Vorstudien für die nächste Saison. Gleichzeitig erfreute mich Freund Helmár abermals mit einem längeren Besuche, und anfangs August reiste ich mit meiner Frau zu mehrwöchentlichem Aufenthalte ins Ortlergebiet. In Gesellschaft meiner Wiener Kollegen, des Ehepaares Klein-Hruby, das eine Radfahrtour ins venezianische Hochgebirge vorhatte, fuhren wir bei mörderischer Hitze nach Meran. Nach einer daselbst verbrachten qualvollen Nacht hatte uns ein Wagen bald in das höher gelegene, wenn auch noch lange nicht kühle Vintschgau entführt. Als wir bei den am Eingange ins wilde Martelltal liegenden alten Burgen vorbeifuhren, erzählte mir unser Führer eine hier sich abspielende interessante Kaufgeschichte. Der bäuerliche Bewohner der einen Burg fand in dem Gemäuer, wie sich später herausstellte, eine interessante alte Niederschrift des Nibelungenliedes. Für zehn Kreuzer überließ er die ihm wertlos scheinenden Pergamente einem Nachbarn, der sie für einige Gulden dem Schullehrer verkaufte. Heute soll eine Berliner Bibliothek die glückliche Besitzerin des seltenen Bücherschatzes sein, den sie für tausend Mark erworben. In Schlanders und Gomagoi, den Mittags- und Abendstationen aller Post- und Privatfuhrwerke, gab es ein ohrenbetäubendes Getümmel und Gewirre der sich hier zur gleichen Stunde treffenden vier-

und sechsspännigen Post- und Reisewagen, Omnibusse, Landstellwagen, Fiaker und Lastfuhrwerke, die fast die ganze Straße versperrten. Lärmende, aus- und anschirrende Pferdeknechte, Vorspannleute, herumschießende Kellnerinnen, dazwischen Pferde, Kühe und Ziegenherden der Dorfbewohner — man dankte seinem Schöpfer, wenn man diesem spektakulösen Tohuwabohu glücklich entronnen war. Während der Mahlzeit sprach ich mit dem Hauswirt über die geplante Vintschgauerbahn, von der die Leute absolut nichts wissen wollen. Diese häufig bemerkbare Engherzigkeit der Landbevölkerung ist zu verstehen, wenn man Gelegenheit hat, die gegenwärtige Vereinsamung und Verarmung so mancher unserer Alpentäler kennen zu lernen, die, bevor die Schienenstränge sie durchliefen, durch den langsamen Verkehr der Postreisenden und der Fuhrleute den Eindruck lebhaften und wohlhabenden Lebens machten. Wir hatten gerade die großen Werkstätten der Laaser Marmorbrüche passiert, als ein im Staubwirbel wildabenteuerlich, ohne Kopfbedeckung dahersausender Radfahrer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm — Dr. Chrystomanos, der Gründer der Tiroler Alpenhotelgesellschaft, ein warmer Förderer des Fremdenverkehrs. Von Sulden radelte er in einer Tour bis Bozen, um im Karerseehotel Vorbereitungen zum Empfange unserer Kaiserin zu treffen und dann wieder nach Trafoi zurückzukehren. Hinter Gomagoi führt von der hier beginnenden Stilfserjochstraße ein neuer Fahrweg, um dessen Bau sich unser ehemalige Generalintendant des Burgtheaters, Baron Hofmann, besondere Verdienste erworben, in steilen Serpentinen in die Suldner Alpenwelt. Nach mehrstündiger Fahrt erreichten wir das inmitten der in Schnee und Eis starrenden Bergriesen eingebettete Hochtal, durchfuhren den einsamen Ort Sulden, der eigentlich nur aus dem Pfarrhofe, der Kirche, einigen Gasthäusern und zerstreut herumliegenden Bauerngehöften besteht, und wurden bald darauf vor dem stattlichen Suldenhotel vom liebenswürdigen Direktor Ellmenreich aufs herzlichste begrüßt. Die Lage dieses nicht übermäßig großen und darum behaglicheren Alpenhotels ist einzig schön; ihm gegenüber erheben sich Suldenspitze, Schrötterhorn, Zebru und vor allem die majestätische Königsspitze des Ortlerstockes, die im violettroten Morgenglühen einen

unvergleichlichen Anblick gewährt. Nebst lieben Wiener Bekannten trafen wir hier die kgl. preußische Kammersängerin Fräulein Hiedler, eine mir aus der Gutensteiner Sommerfrische bekannte lustige Wienerin, und den berühmten Wagner-Sänger Albert Niemann, der uns in der Schwemme — den Speisesaal zu betreten, war er nicht zu bewegen — allabendlich flotte Geschichten aus seinem reichen Künstlerleben zum besten gab. Wir hatten keine Ahnung, daß fast zur selben Zeit drüben in Pontresina Niemanns erste geschiedene Frau, die berühmte Tragödin Wilhelmine Seebach, ihre letzten Seufzer aushauchte. Interessant war mir die Bekanntschaft des alten, in Touristenkreisen hochgeschätzten Suldener Pfarrers Eller, der für die Erschließung des Ortlergebietes zeit seines Lebens unermüdlich tätig war. Während meines vom Wetter begünstigten Aufenthaltes besuchte ich die Payer-, die Düsseldorfer- und die Schaubachhütte, das Kleinod in dieser Gletscherwelt. Das auf bequemem Reitsteig zu erreichende 2573 Meter hoch liegende Schutzhaus hat sich zu einem veritablen Gasthof entwickelt, in dem es sogar eine Table d'hote gibt. Auf dem Wege zum Eisseepaß, wo in nächster Zeit eine neue Hütte eingeweiht werden sollte, sah ich das interessante Schauspiel zu Tal fahrender Ortlerbesteiger, die mit sausender Geschwindigkeit über ein Schneefeld herabjagten. Bei einem Ausfluge auf die Stilfserjochstraße begrüßten wir auf dem höchsten Punkte derselben, auf der sogenannten Dreisprachenspitze (2843 Meter), die in der Ferne auftauchende gewaltige Bernina. Den letzten Abend verbrachten wir im Alpenhotel Trafoi in Gesellschaft Dr. Chrystomanos' und der hier zur Sommerfrische weilenden Wiener Bekannten, Dr. Goldbaum und Frau, wie meiner Burgtheaterkollegin Fräulein Kallina.

Ein Unwohlsein meiner Frau zwang uns, im heißen Bozen eine Station zu machen, und ich benützte die unfreiwillige Muße zu einem Marsche nach Schloß Runkelstein und in das obere Sarntal. Über den uns schon bekannten Caressapaß, wo wir im neuerstandenen großen Karerseehotel nächtigten, wanderten wir nun über Campitello dem Fedajapaß entgegen, auf dem wir in unmittelbarer Nähe der gigantischen Marmolata in der primitiven Alpenwirtschaft Valentini Rast machten. Als

wir am Abende auf den Matten hinter dem Hause planlos herumbummelten, machte uns ein Hirte auf drei schwarze, in den Runsen der Marmolatafelsen sich hin und her bewegende Punkte aufmerksam. Mit dem Feldstecher konnten wir drei Männer wahrnehmen, die behutsam den Abstieg zum Fedajapaß herunter nahmen. Nach beiläufig drei Stunden langte der kleine Trupp kühner Bergwanderer in unserer Hütte an: Zwei italienische Bergführer, Riesenkerle, und ein schmächtiges älteres Männchen in schwarzem Anzug, seinen Stehkragen am Alpenstock befestigt. Unsere anfänglich humoristische Anschauung über den seltsamen Touristen wich bald gehörigem Respekt, den wir einem der hervorragendsten italienischen Alpinisten, dem Präsidenten des Alpinen Klubs in Agordo, bezeigen mußten, der seit vier Uhr früh vom Val Ombretta aus einen neuen Übergang über die Eisfelder der Marmolata mit Erfolg versucht hatte. In der interessanten Gesellschaft des liebenswürdig bescheidenen alten Herrn, der sich gerade sechzehn Stunden auf diesem lebensgefährlichen Entdeckungswege befunden, erfuhr ich von dem Gebrauch mitgeschleppter massiver Eisenstifte, die als sichere Stufensprossen in das Eis geschlagen werden. Unter strömendem Regen, der sich zu unserem Leidwesen in der Nacht eingestellt hatte, stiegen wir am anderen Morgen durch die wilde Schlucht von Sottoguda nach dem italienischen Grenzorte Caprile hinab. Über den weniger hübschen, aber bequemen Giaupaß erreichten wir folgenden Tages Cortina und gelangten spät in der Nacht nach unserer einstigen langjährigen Sommerfrische Bad Weitlahnbrunn.

Von all den heiteren Gästen dieses traulichen Höhenortes -- Kollega Bukovics, Pauline Lucca, Hofrat Demelius, Familie Saxinger, Netschek, Rovelli u. s. w. -- war nur einer dem Plätzchen treugeblieben, der Oberlandesgerichtspräsident Ritter von Schmeidel, mit dem wir während unseres diesmaligen kurzen Aufenthaltes in Wehmut der verschwundenen urfidelen Zeit gedachten. Vier Tage nach unserer Abreise las ich in den Zeitungen von dem in Weitlahnbrunn erfolgten Tode Schmeidels. In Pörtschach empfing uns die gastfreundliche Familie Moritz Mayers, auf dessen prächtiger elektrischer Jacht wir in den nächsten Tagen den lieblichen Wörthersee kreuz und quer

durchfuhren. Vor unserer Heimkehr folgten wir der freundlichen Einladung unseres lieben Bekannten, des Gewerken- und Kommerzialrates Vogel, in seiner Wartberger Villeggiatur im Mürztale einige Tage zu verbringen. Hausherr und Hausfrau, heitere und gemütliche Rheinländer, unternahmen mit uns zahlreiche Ausflüge in die Frein, in das Tal der hohen Veitsch, nach dem Thörlgraben und zu dem von meinem Mailänder Bekannten, Ingenieur Piatti, erbauten Hochschwabhotel in der Fölz, besuchten das freundliche Kindberg, wo ich ein Denkmal unseres landsmännischen Tondichters Schmölzer fand und meinen Jugendfreund Rosegger in seinem lauschigen Sommerheim Krieglach. Der in späteren Jahren noch oft sich wiederholende Aufenthalt im reizenden Wartberger „Vogelhaus“ gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen.

Ende September 1897 bezog ich mein Wiener Winterquartier bei Vater Heß im „König von Ungarn“ und traf da Felix Schweighofer mit stattlichem Vollbarte. Der alte Kollege hatte sein Dresdener Heim verlassen, um hier mehrere unserer jüngsten Novitäten kennen zu lernen und für seine Gastspiele zu erwerben. Mit wiederholten Blumenspenden bezeugte mir Schweighofer seine liebenswürdige Anerkennung für so manche meiner von ihm gesehenen Leistungen.

Auch der im Karltheater gastierende italienische Schauspieler Zacconi spendete mir schmeichelhaftes Lob über meinen „Schöllhofer“, den er ebenfalls in sein Repertoire aufzunehmen gedachte. Leider hatte ich nur einmal, in Ibsens „Gespenster“, Gelegenheit, die verblüffende Kühnheit des realistischen Künstlers zu bewundern. Bereits anfangs Oktober konnte das deutsche Volkstheater die fünfzigste Aufführung des „groben Hemdes“ feiern, bei welchem Anlasse Dichter, Direktion und Publikum mir durch mannigfache Aufmerksamkeiten ihre freundliche Anerkennung zuteil werden ließen.

Zwei heitere Novitäten anerkannter Lustspielverfasser „Annas Traum“ von L'Arronge und „Helgas Hochzeit“ von Schönthan konnten es trotz sorgsamer Darstellung nur zu mäßigen Erfolgen bringen; besonders die wenig freundliche Aufnahme des letzteren Stückes überraschte alle Beteiligten aufs höchste. Eine am Schlusse des zweiten Aktes mit Pfeifen und

Lärmen unerwartet heftig auftretende Opposition ließ eine gewisse Absichtlichkeit in der Animosität verraten, die dem harmlosen Stückchen, welches kurz vorher mit hübschem Erfolge am Berliner kgl. Schauspielhaus gewirkt hatte, hier entgegengebracht ward. Von einer im Auftrage der Direktion unternommenen geschäftlichen Reise nach Berlin zurückgekehrt, nahm ich an den Proben eines neuen Blumenthal-Kadelburgschen Schwankes „Hans Huckebein“ teil, der unter der Regie der beiden Autoren dem deutschen Volkstheater einen nachhaltigen Lacherfolg sicherte. Ein jüngst in den Verband unseres Theaters eingetretener Künstler Leopold Kramer zeigte in einer Dialektliebhaberrolle sein hervorragendes Charakterisierungstalent, welches ihn bei seinem ernsten und unermüdlichen Streben in späteren Jahren gewiß in die Reihe der bedeutendsten deutschen Charakterspieler führen wird. Am 20. November 1897 gab's eine Sensationsnovität, für deren erste Aufführungen wochenlang vorher schon kein Sitz mehr zu haben war. Burgtheaterdirektor Dr. Burkhard war unter die Bühnenschriftsteller gegangen und hatte seine etwas provokatorische ländliche Komödie „Die Bürgermeisterwahl“ dem Volkstheater überlassen. Ein lebhafter Theaterabend stand in Aussicht. Nach einer originellen Exposition, die ununterbrochen an einem Wirtsstammtisch spielte, folgte ein lustiger, die Landbeamtenpraxis scharf geißelnder zweiter Akt. Die Schlußbilder des die Juristen- und Beamtenwelt stark verstimmenden dramatischen Scherzes entsprachen nicht mehr den Erwartungen eines unparteiischen Theaterpublikums.

Während es in den Schlußwochen des Jahres in Wien und einzelnen Provinzstädten stürmisch zuging, daß man fast glauben konnte, wir ständen am Vorabende einer kleinen Revolution, während sich unsere Gesetzgeber im Parlamente herumbalgten, beschimpften und verhaftet wurden, Demonstrationen, blutige Straßenkämpfe und Plünderungen auf der Tagesordnung waren, probten die Mitglieder des deutschen Volkstheaters in friedlich ernstem Zusammenwirken an dem ersten Bühnenwerke eines hoffnungsvollen österreichischen Dichters, an Philipp Langmanns Drama „Bartel Turaser“. Nach zahllosen Besprechungen und eindringlichen Vorstellungen hatte Langmann endlich gestattet, das von mir als bühnengefährlich

erklärte Auftreten des gestorbenen Kindes im letzten Akte zu streichen und die Geistererscheinung durch eine Halluzination des krankhaft erregten Turasers zu ersetzen. Vor den Bühnenproben, die Regisseur Retty mit seiner ihn auszeichnenden Gewissenhaftigkeit führte, wurde eine Leseprobe abgehalten — unsere modernen Theaterprinzipale sind seltsamerweise keine besonderen Anhänger dieser nach meiner Meinung wichtigen, grundlegenden Einrichtung — in welcher ich auf Wunsch des Dichters das ganze Stück den versammelten Darstellern und den von mir geladenen Schriftstellern J. J. David und Dr. Moritz Necker vorlas. Allgemein war man von der großen dramatischen Wirkung des Werkes erbaut. Ich will hier dankbar erwähnen, daß die trefflichen Striche im letzten Akte, deren Nichtberücksichtigung der Berliner Aufführung wesentlich schadete, von Dr. Necker vorgeschlagen worden waren. J. J. David, der sich ebenfalls lebhaft für den neuen Bühnendichter interessierte, richtete nach dieser Leseprobe folgende freundliche Zeilen an mich: „Ihre Einrichtung finde ich glänzend. Langmann kann sich zu einem Berater und Freunde wie Sie gratulieren. Ich hoffe zuversichtlich einen Erfolg Ihrer Bemühungen und endlich muß man wohl auch was riskieren. Ein Talent wie Langmann in die breiteste Öffentlichkeit geführt zu haben, ist immer eine Ruhmestat für einen Künstler." Die erste Aufführung des „Bartel Turaser" am 11. Dezember 1897 bedeutete einen literarischen Ehrenabend des deutschen Volkstheaters. Die gesamte Kunstkritik bestätigte freudig das einstimmige Lobesurteil des Publikums. Frau Schmittlein und ich, die Darsteller der Hauptrollen, waren Gegenstand ehrendster Auszeichnung und mit dem über seinen großen ersten Bühnenerfolg glückseligen Dichter wurden wir wohl einige zwanzigmale vor die Rampe gerufen. Alle Mitwirkenden hatten eine unvergeßliche, erhebende, mächtige Theaterfreude genossen. Der Sieg des neuen Dramas ward erst in der elementar wirkenden Schlußszene des Turaserschen Ehepaares im ersten Akte entschieden. Während der etwas lang geratenen Exposition, in welcher der ohnehin passive Turaser häufig zur Rolle der Staffage herabgedrückt und dadurch auf der Szene selbst in eine noch passivere Stellung gedrängt wird, bemächtigte sich des Publikums eine gefährliche

Unruhe und abgesehen von der immer ansteckend wirkenden üblichen Husterei, mußte ich mich ernstlich ärgern über das Lachen einzelner Leute bei solchen Stellen, wo es doch für halbwegs verständige und dem Gang der Handlung aufmerksam folgende Zuhörer nichts zu lachen gibt. Erst nach oberwähnter Glanzszene des Stückes brachte der brausende Jubel des Publikums die ersehnte glückliche Entscheidung. Als ich und Frau Schmittlein den stürmischen Hervorrufen am Schlusse des Aktes Folge leisteten, sahen wir vor unseren Augen zahlreiche Hüte im Zuschauerraum fliegen, die die enthusiastischen Parkettbesucher vor Begeisterung in die Luft geworfen hatten. „Bartel Turaser“ blieb bis zu meinem Berliner Gastspiele auf dem Spielplan unseres Theaters.

Die Direktion hatte mir meinen Weihnachtsurlaub abgelöst und so verbrachte ich, nur ein kurzes Gastspiel in Graz erledigend, diesmal den hl. Abend in der Stadt. Mit der Jahreswende schied Direktor Burkhard aus dem Burgtheater. Während seiner mitunter stürmischen direktorialen Laufbahn konnte man die beim Theater nicht selten vorkommende Beobachtung machen, wie anfänglich heftige und erbitterte kritische Gegner sich schließlich zu warmen und enthusiastischen literarischen Gönnern ummodelten.

Zu Beginn des Jahres 1898 folgte ich einer abermaligen Einladung des Grazer Theaterdirektors Gottinger, bei ihm ein zweites Gastspiel zu absolvieren, und Ende Januar reihten sich an unsere Wiener Aufführungen von „Bartel Turaser“ zwei Festvorstellungen dieses Dramas in Brünn, der Vaterstadt Langmanns, zu denen die ganze Wiener „Familie Turaser“, ich, Frau Schmittlein und der kleine Friese, als Gäste erschienen waren. Der heimische Dichter und wir Darsteller wurden von dem jubelnden Brünner Publikum mit Beifall und Ehren ausgezeichnet. Als ich zu Beginn der ersten Vorstellung meine Garderobe verließ, sah ich im Hintergrunde der Bühne eine starke Abteilung Sicherheitswache postiert. Man schien demnach befürchtet zu haben, daß das Arbeiterstück des Sozialdemokraten Langmann in der großen Fabriksstadt Anlaß zu stürmischen Kundgebungen werden könnte; die Vorsichtsmaßregel erwies sich als überflüssig, denn das Dichterwerk wirkte auch hier voll und rein.

Anfangs Februar reiste ich nach Deutschland zu meinem ersten Berliner Gastspiele. Während der Probentage, zu denen sich schließlich auch Karlweis eingefunden hatte, machte ich in den freien Abendstunden Besuche bei meinen Bekannten und wurde namentlich im Hause L'Arronges, der mir und meiner Frau für die Zeit unseres Berliner Aufenthaltes in liebenswürdiger Weise seine Eigentümerloge im „Deutschen Theater" zur Verfügung stellte, gastfreundlich aufgenommen. An späteren freien Tagen — das „grobe Hemd" alternierte im Repertoire mit dem zugkräftigen „weißen Rößl" — wurden von uns die übrigen Berliner Bühnen fleißig frequentiert und nach dem Theater regnete es noch Einladungen über Einladungen, aus denen wir fast nie vor den Frühstunden heimkehrten. Ich mußte staunen, wie wir beide, eines derartigen Nachtschlaraffenlebens ungewohnt, all diesen gesellschaftlichen Anforderungen ohne Störung unserer Gesundheit gerecht werden konnten. Von interessanten Theaterabenden, die ich mitmachte, will ich nur die glänzenden Aufführungen von Sudermanns „Johannes" mit Kainz und Sorma, von der musterhaft inszenierten „versunkenen Glocke", in der Kainz, Sorma, Rittner und der in Wien leider verkannte Hermann Müller ein unübertreffliches Quartett bildeten, von „Morituri" und von „Mutter Thiele" erwähnen, welch letzteres Stück im kgl. Schauspielhause durch die vollendete Darstellung des Künstlerpaares Vollmer und Schramm über Wasser gehalten wurde.

Am frühen Morgen des 4. Februar 1898 erschien der humoristisch angehauchte Hausdiener unseres Hotels mit meinen Kleidern und dem bedeutungsvollen Ausspruche: „Heute is nu der jroße Tag, mein Herr!" Abends stand ich auf den Brettern des Lessingtheaters zum erstenmale vor dem das Haus in allen Räumen füllenden Berliner Publikum. Der erste ziemlich unbedeutende Akt des Wiener Volksstückes ging ruhig vorüber, doch konnte man bereits eine dem Dichter und Hauptdarsteller wohlwollende Stimmung wahrnehmen. Mit dem kräftigen Einschlag der großen Szene zwischen „Schöllhofer" und Sohn war der Erfolg des Abends entschieden, der sich nach den Abschlüssen in brausenden Beifallssalven kundgab. Als ich nach dem lustig wirksamen dritten Akte ungezähltemale vor der Rampe er-

scheinen mußte, wurde vom Publikum in schmeichelhafter Weise ununterbrochen mein Name gerufen. Ein ehrenreicher, unvergeßlicher Theaterabend! Nach der Vorstellung vereinigte sich bei Vater Dressel eine stattliche Gesellschaft von Direktoren, Schriftstellern, Journalisten und Künstlern zu heiterem Mahle, bei welchem wir Wiener Gäste in liebenswürdigen Toasten von L'Arronge, Oskar Blumenthal, Julius Stettenheim, Philippi, Skowronnek und Hans Olden gefeiert wurden. Da ich als Schauspieler vor den kritischen Berlinern volle Anerkennung gefunden hatte, sei es mir gestattet hier kurze Auszüge aus den Urteilen der vier tonangebendsten Berliner Blätter zu wiederholen:

„Herr Dr. Tyrolt stellte sich in dieser Rolle zum erstenmale den Berlinern vor. Die Wiener waren vor einiger Zeit aufs höchste erstaunt, als sie Frau Lili Petri kennen lernten, erstaunt, daß ihnen eine solche Künstlerin so lange vorenthalten geblieben war. Gegenüber Herrn Dr. Tyrolt können wir nur dem gleichen Gefühl des Erstaunens Ausdruck geben. Mit einem Schlage, mit den ersten Worten bewies dieser Darsteller, daß er ein ganzer Künstler ist, einer von jenen nur allzuseltenen Schauspielern, die im Herzen ihrer Aufgabe stehen und von innen heraus gestalten, jede Bewegung, jedes Wort im Geiste der Rolle. Herrn Dr. Tyrolt kommt es allein darauf an, einen Menschen zu gestalten. Er weiß, daß sich jene Wirkung, die namentlich die Darsteller komischer Charakterrollen so gern durch äußerliche Tricks zu erreichen suchen, viel tiefer und sicherer einstellt, wenn der Zuhörer einer harmonischen, in sich geschlossenen Schöpfung gegenübersteht. Bei Herrn Dr. Tyrolt war auch nicht die geringste Spur von jenen überflüssigen Mätzchen zu entdecken, dagegen ein reiches Gemüt und ein goldener unwiderstehlicher Humor.“

„Herr Dr. Tyrolt, der als „Schöllhofer“ sein Gastspiel begann, ist ein Darsteller von ureigenster Gestaltungskraft, einer jener wenigen, die wundervoll zu charakterisieren wissen und die doch immer ganz sie selbst bleiben. Tyrolt ist wahr und natürlich bis ins kleinste, ob er uns lachen macht oder ob er uns rührt und erschüttert.“

„Nächst Baumeister ist Rudolf Tyrolt von allen Wiener

Größen, die hier gastierten, der natürlichste und daher auch der beste Schauspieler."

"... Im Mittelpunkte der Darstellung stand Dr. Tyrolt. Wie war es nur möglich, daß solch ein Schauspieler dem Berliner Publikum so lange vorenthalten wurde!"

Julius Stettenheim sandte mir „als bewundernder Bürger" nach der Erstaufführung des „groben Hemdes" sein freundliches Bild mit folgenden schmeichelhaften Zeilen:

„Wie wäre Frankreich heute vergnügt,
Wär's unter deiner Führung gekommen,
Du kamst, man sah dich, du hast gesiegt,
Und hast Berlin schnell eingenommen."

Meine einstige Theaterkollegin Nina Weisse, heute Frau Regierungsrat Magnus, die Familien Lewysohn, die Direktoren Blumenthal, L'Arronge und Lautenburg, die Kollegen Alexander, Kainz, Kammersängerin Hiedler, Emil Thomas, liebe Bekannte wie Lunge und Jakobi, sowie mein vor kurzem verstorbener gemütlicher Berliner Nährvater Dressel bereiteten uns während unseres Berliner Aufenthaltes ein geselliges Vergnügen nach dem anderen. Bei den diversen Diners und Soupers trat ich in angenehme persönliche Beziehung zu Albert Traeger, Dr. Otto Brahm, Frau Kammersängerin Mallinger, Fritz Mauthner, Direktor Rahn, Hermann Müller und den Grandseigneur des deutschen Theaters, den ewig jugendlichen Friedrich Haase. Bei einem Liederabende im Apollotheater lernte ich Yvette Gilbert und Maler Böcklin kennen. Einer Einladung O. E. Hartlebens Folge leistend, spielte ich bei einer Matinee der „freien dramatischen Vereinigung" im Residenztheater meinen „Bezirksrichter" in Burkhards „Bürgermeisterwahl" und erzielte mit einer allerdings sehr kühnen Nuance, die ich auf Zureden Hartlebens gewagt hatte, bei den enragierten Anhängern naturalistischen Spieles verständnisvolle, schallende Heiterkeit.

Der Direktor des „Berliner Theaters", Intendant Prasch, schloß mit mir einen Vertrag ab, nach welchem ich mich verpflichtete, im März des kommenden Jahres an zwanzig Abenden auf seiner Bühne als Gast aufzutreten.

Zur Erinnerung an mein erstes Auftreten in Berlin

überreichte mir mein liebenswürdiger Chef, Direktor Oskar Blumenthal, vor meiner Abreise sein Bild mit freundlicher Widmung und einen Ebenholzstock mit Silberkrücke, den ich von nun ab bei jeder Vorstellung des „groben Hemdes" trug.

Am 18. Februar 1898 erhielt ich in Berlin von meinem Wiener Direktor folgendes Schreiben:

„Hochverehrter Herr und Freund! Die Frage des Komikers erscheint für uns, wie ich hoffe, endgültig erledigt. Sie werden sich darüber gewiß mit uns freuen, denn Sie haben ja selbst diese Lücke im Personal so lebhaft empfunden, daß Sie uns wiederholt ein Wiederengagement des Herrn Tewele nahelegten. Wir haben einen dreijährigen Vertrag mit Herrn Girardi abgeschlossen und teilen Ihnen dies sofort mit, um Ihnen gleichzeitig zu sagen, was sich allerdings eigentlich von selbst versteht, daß dieses Engagement unsere Beziehungen zu Ihnen gar nicht berührt, sondern vielmehr als eine Ergänzung derselben aufzufassen ist und daß wir nach wie vor alles aufbieten werden, um Ihnen die Angehörigkeit an das deutsche Volkstheater so angenehm als möglich zu machen."

Aus diesen liebenswürdigen Zeilen des Herrn v. Bukovics ging klar und deutlich hervor, daß die Direktion des deutschen Volkstheaters ursprünglich die vorzügliche und richtige Idee hatte, den beliebtesten Wiener Künstler Girardi als Nachfolger Teweles auf dem von ihm souverän beherrschten Gebiete der positiven Komik für unsere Bühne zu gewinnen. Leider wurde im Laufe der Zeit durch Vorschläge und Einflüsterungen maßgebender guter Freunde, die in ihrer auf Verblüffung berechneten Ausdrucksweise Girardi als den „tragischesten Schauspieler Wiens" bezeichneten und ihn mit aller Gewalt zum Charakterspieler stempelten, der Direktion nahegelegt, mit ihm schauspielerische Experimente zu machen. Der sich selbst am besten kennende Künstler wurde hiedurch, nachdem er zwei Jahre mit bewunderungswürdiger Geduld eine teilweise falsche, teilweise aus von vornherein verlorenen, undankbaren Aufgaben bestehende schauspielerische Verwendung über sich hatte ergehen lassen, dahin gebracht, seinen laufenden Vertrag mit dem Volkstheater noch vor dem geplanten Berliner Ensemblegastspiele zu lösen und das Haus beim Weghuberpark zu verlassen. Wie in Volks-

theaterkreisen erzählt wurde, soll der damals schon Einfluß nehmende Vortragsmeister Strakosch dem liebenswürdigsten und harmlosesten Komiker ganz ernstlich das Studium des „Mephisto" empfohlen haben. Ich kann nicht glauben, daß dieser mit dem Künstler geplante Fachwechsel den eigenen Intentionen Girardis entsprach, der doch seit mehr als zwanzig Jahren an den großen Charakterschöpfungen Anzengrubers ruhig vorüberging, ohne sich jemals für die Darstellung eines „Wurzelsepp", „Meineidbauer", „Steinklopferhans", „Grillhofer" oder „Düsterer" ernstlich zu interessieren. Girardi kehrte nach diesem „Ausfluge in das Charakterfach" wie seinerzeit die Gallmeyer wieder in jenes Gebiet zurück, auf dem er sich, unerreicht und unübertroffen, nach wie vor seine größten und ehrlichsten Erfolge erringt.

Von Berlin heimgekehrt, machte ich den zu Ehren des 50. Geburtstages Dr. Glossys veranstalteten gemütlichen Bankettabend mit und nahm meine bis Mitte Mai währende Tätigkeit am Volkstheater wieder auf, die mir noch zwei dankbare Aufgaben in Fuldas satirischer Komödie „Robinsons Eiland" und in Paul Lindaus Schauspiel „Der Abend" brachte. Ein sechsabendliches Gastspiel am kgl. deutschen Landestheater in Prag, bei welchem namentlich mein „Bartel Turaser" mächtigen Erfolg erzielte, schloß die für mich interessante und bedeutungsvolle Frühjahrssaison.

Während am Geburtstage Ferdinand Raimunds in Wien die feierliche Enthüllung seines Denkmales stattfand, nahm ich in Gutenstein, an seiner Gruft stehend, in Gedanken teil an dieser endlichen Ehrung unseres Volksdichters. Möge sein Musengenosse Anzengruber auf den „schuldigen Tribut der dankbaren Nachwelt" nicht ebenso lange warten müssen!

Der Einladung des Großindustriellen Krupp, bei der geplanten Eröffnung seines Arbeitertheaters in Berndorf in dem neuen Karlweisschen Stücke „Das liebe Ich" mitzuwirken, konnte ich leider nicht entsprechen, da ich, weder für das Stück noch dessen unsympathische Hauptrolle schwärmend, bereits der Direktion des deutschen Volkstheaters ein diesbezügliches Refus gegeben hatte.

Nach einem in der Hochsaison absolvierten, zwölf Spiel-

abende umfassenden Sommergastspiele in Karlsbad und Marienbad verlebte ich mehrere Wochen bei Freund Moritz Mayer in Pörtschach, einige Tage im Wartberger „Vogelhaus“, den Rest meiner Ferien in Gutenstein.

Anfangs Oktober traf ich in Wien zu den Proben des in Deutschland riesige Zugkraft ausübenden lustigen Schwankes „Im weißen Rößl“ von Blumenthal und Kadelburg ein, dem das Glück auch hier in solchem Maße treu bleiben sollte, daß ich durch volle vier Monate auf unserer Bühne nur als „Berliner Giesecke“ erscheinen konnte. Das Geheimnis des beispiellosen und allgemeinen Erfolges dieses übermütig heiteren Schwankes lag wohl in dem die Reiselust behaglich vorführenden, den heiteren Gegensatz von Nord und Süd geschickt und witzreich behandelnden Thema.

Alexander Strakosch, der beinahe durch zwanzig Jahre der deutschen Bühne ferngeblieben war und nur in letzterer Zeit im Burgtheater unter der Direktion Burkhard als halboffizieller Talententdecker und Vortragsmeister einen Unterschlupf gefunden hatte, wurde plötzlich von Direktor v. Bukovics, wahrscheinlich auf das Zureden einiger Freunde hin, für das deutsche Volkstheater engagiert. Nach drei Jahren schied Strakosch wieder aus dem Institute, dem er nichts weniger als ein glücklicher Berater war. Die bald von ihm ins Leben gerufene, absolut untaugliches Material produzierende Elevenschule, seine Zeit und Geld kostenden Regieversuche anläßlich einer überflüssigen Wiedererweckung des Laubeschen „Demetrius“, seine vorwiegend unfruchtbaren und kostspieligen Neuengagements, seine jahrelange erfolglose Bemühung, aus einem Schlierseer Naturburschen einen Schillerschen „Don Carlos“ zu machen u. s. w...., all dies bewog schließlich die Direktion dazu, auf eine weitere Tätigkeit des Vortragsmeisters zu verzichten.

An meinem fünfzigsten Geburtstage schloß ich mein letztes längeres Gastspielübereinkommen mit dem Volkstheater ab, welches mich bis Ende März 1900 verpflichtete. Einzelne freie Tage benützte ich zu kurzen Provinzgastspielen, um in die eintönige „weiße Rößelei“ etwas Abwechslung zu bringen. Knapp vor Weihnachten erhielt ich den lieben Besuch eines ehemaligen Grazer Kommilitonen, Alfred Zoffs, der sich seit

jener Zeit als akademischer Maler einen tüchtigen Namen erworben hatte.

Im Januar 1899 sah ich im Burgtheater eine vortreffliche Aufführung des „Fuhrmann Henschel“, der Hauptmann den Grillparzerpreis eintrug, während der heimische Dichter des „Bartel Turaser“ bedauerlicherweise leer ausging. Die Rolle des „Fuhrmann“ lag mir nach meiner unmaßgeblichen Meinung ganz besonders und es hat mich sehr betrübt, daß ich diese Rolle nie in Wien spielen konnte. Ich kehrte eben von einem Gastspiele in Brünn zurück, als mir Kollege Giampietro mitteilte, daß er seine wiederholt verlangte Entlassung seitens der Direktion endlich erhalten habe und demnächst aus dem Volkstheater scheide. Der Entgang einiger komischer Liebhaberrollen, auf die er Anspruch zu haben glaubte, die aber Girardi zugeteilt worden waren, schien besonders seine Unzufriedenheit wachgerufen zu haben und mit aufrichtigem Bedauern sahen wir diesen seit zehn Jahren verdienstvoll wirkenden, tüchtigen Künstler von unserer Bühne scheiden.

Mitte März rüstete ich mich zu meiner zweiten, bis Ende April währenden Gastspielfahrt nach Deutschland. In Berlin, von Publikum und Kritik ebenso liebenswürdig aufgenommen wie im Vorjahre, spielte ich diesmal verschiedene Rollen meines älteren Repertoires. Nach einem Abstecher in die Schweiz, wo ich am Züricher Stadttheater an sechs Abenden auftrat und zum erstenmale die Erfahrung machte, daß Anzengrubers „Viertes Gebot“ gelinde abgelehnt wurde und wenig Verständnis fand, ging ich nach Stuttgart, wo ich am kgl. Hoftheater gastierte und „Das vierte Gebot“ mit mächtigstem Erfolge hoftheaterfähig machte. Während der Generalprobe vom „Groben Hemd“ erschien die Königin, die dem Theater lebhaftes Interesse entgegenbringt, im Parkett und nahm sichtlichen Anteil an der Darstellung des ihr sympathischen Wiener Volksstückes. In Stuttgart traf ich auch meinen lieben alten Doppelkollegen Dr. Kaser wieder, der gleich mir im Jahre 1870 in Olmütz seine Schauspielerlaufbahn begonnen hatte. In Zürich entzückte mich das neue Nationalmuseum, in Stuttgart die liebliche Umgebung der schwäbischen Hauptstadt, die in Gesellschaft liebenswürdiger Hoftheaterkollegen durchstreift wurde.

Am gemütlichen Theaterstammtische verkehrte ich jeden Abend mit dem hochbetagten, aber noch stimmrüstigen Kammersänger Sontheim, der noch an allen Theaterereignissen warmen Anteil nimmt.

Meine alte Mutter mußte sich im Laufe des Juni einer Staroperation unterziehen. Nachdem dieselbe durch Dr. Bergmeister glücklich ausgeführt worden war und ich die Rekonvaleszentin wieder daheim in sorglicher Obhut wußte, unternahm ich zu meiner dringend nötigen Erholung eine längere Fußreise nach Kärnten und Steiermark, bei welcher Gelegenheit ich auch das mir bekannte Berliner Künstlerpaar Sommerstorff auf seinem idyllischen Gütchen in Spital am Semmering aufsuchte. Abends schritten wir zum einsam gelegenen Ortsfriedhof hinauf, auf dem mein einstiger Garderobenkamerad im Burgtheater, der im jugendlichen Alter dahingeschiedene Hübner, seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die Feier des zehnjährigen Bestandes der von mir ins Leben gerufenen Gutensteiner Bibliothek und des Lesevereines führte mich im August wieder heim. Wir hatten die Freude, bei diesem Anlasse den beliebten Wiener Volksschriftsteller Chiavacci als lieben Vorlesegast begrüßen zu dürfen. Durch Überreichung eines künstlerisch vornehm ausgestatteten Diplomes, auf welchem mein Bibliothekszimmer, Ansichten vom Schneeberg, von Raimunds und meinem Hause, das Burgtheater, mehrere meiner Theatergestalten u. dgl. zu sehen sind, wurde ich zum Ehrenmitgliede ernannt. Mit Ausnahme eines kleinen Abstechers in das Salzkammergut, wo ich Freund Tewele trotz seines Hausspruches: „Wer was bei mir will gelten — der komme selten!“ in seinem entzückenden Unteracher Tuskulum überfiel, verblieb ich bis zur Aufnahme meiner Berufsarbeit zu Hause.

## V.

Der große Erfolg des „Weißen Rößls“ hatte die beiden glücklichen Verfasser veranlaßt, eine Fortsetzung zu schreiben. Der ganz amüsante Scherz, „Als ich wiederkam“ genannt,

schlug zwar nicht so kräftig ein, wie sein Vorläufer, nichtsdestoweniger war es mir beschieden, abermals drei Monate auf der Bühne aus dem Kostüm „Gieseckes“ nicht herauszukommen. Um diese Zeit bereitete dem lustig auf der Bühne herumtollenden „Berliner“ ein heftig auftretendes Ischiasleiden qualvolle Augenblicke und nicht geringe physische Beschwerden, von denen man unten im Parkett wohl schwerlich eine Ahnung hatte.

Die im Fango-Heilbade täglich mit mir vorgenommene gründliche Massage erinnerte mich an die Wahrheit des alten Spruches: „Mitunter ist eine tüchtige Tracht Prügel ganz gesund!“ Ist denn so eine energische Durchwalkerei des Masseurs etwas anderes, als eine feinere, nach anatomischen Grundsätzen in ein System gebrachte Prügelei unseres Körpers? Wenige Tage nach dem Blumenthal-Kadelburgschen Schwanke beging das Deutsche Volkstheater in festlicher Weise die hundertste Aufführung des „Vierten Gebotes“. Das künftige Standbild Anzengrubers erschien plastisch auf der Bühne und ein vom Dramaturgen verfaßter Prolog fand in Martinelli einen meisterhaften Interpreten. Das Erscheinen mehrerer Novitäten im Repertoire, in denen ich unbeschäftigt blieb, ermöglichte mir neuerdings kleinere Gastspielzüge nach Brünn, Olmütz, Salzburg, Pilsen und Linz.

Auf der jüngsten Wiener Bühne, dem Kaiser-Jubiläumstheater, hatte ich ein vortreffliches, dem Leben talentvoll abgelauschtes Schauspiel „Liebesheirat“ gesehen. Bald darauf machte ich die persönliche Bekanntschaft der Dichterin Frau Antonie Baumberg. Durch mehrere Monate verkehrte ich mit der hochbegabten, liebenswürdigen, tief unglücklichen Frau, die ein so tragisches Ende finden sollte; mündlich und schriftlich besprachen wir so manches ihrer älteren und neuen Stücke, die sie so gerne am Volkstheater hätte dargestellt sehen wollen. Leider konnte man ihrem sehnlichsten Wunsche nicht entsprechen, das bereits am Jubiläumstheater abgespielte Volksstück „Familie Bollmann“, das nebenbei auch weit hinter ihrem ersten Bühnenerfolge zurückblieb, am Volkstheater aufzuführen. Darauf beziehen sich nachfolgende charakteristische Zeilen der in künstlerischer Unruhe und kummervoller Not hilflos untergegangenen Dichterin.



Tyrolt als Schöllhofer im „Groben Hemd“.



Sie schreibt: „Ihr Brief, sehr geehrter Herr Doktor, hat mir eine Enttäuschung gebracht. Außerordentlich interessant wäre es mir gewesen, über das Stück mit Ihnen zu plaudern. Ich würde mich so freuen, wenn Sie mir wieder einmal das Vergnügen Ihres Besuches schenken würden. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es mir gelingen würde, das Stück von Direktor Guttenbrunn freizubekommen. Für Sie, geehrter Doktor, sowie für mich wäre ein Triumph damit zu holen. Heute würde man beim Deutschen Volkstheater jede Bedingung eingehen, die Sie stellen, um Sie dem Institute oder wenigstens dem bevorstehenden Berliner Gastspiel zu erhalten. Bitte, überlegen Sie doch die Sache; ich dagegen beschäftige mich bereits lebhaft mit einem Stoff, der sich möglicherweise zu Ihrer Zufriedenheit ausgestalten ließe."

Einige Wochen später kam von Frau Baumberg ein auf dasselbe Thema neuerdings zurückgreifender Brief: „Sehr geehrter Herr Doktor! Hätte nicht gedacht, daß diese Baumberg ein so ungezogenes Frauenzimmer ist; auf meine freundliche Karte nicht einmal eine Antwort! So oder ähnlich haben Sie sicher gedacht. Man darf aber nicht gleich das Schlimmste voraussetzen. Ungezogen war ich nicht, aber krank, nicht unbedenklich krank. Habe seit Neujahr im verdunkelten Zimmer liegen müssen und schreiben war verpönt, nicht einmal denken konnte ich -- immer eine böse Geschichte für einen Autor, wenn's im Kopf fehlt! Wenn mich mein Arzt beim Briefschreiben erwischen würde, könnte ich mich auf ein paar Grobheiten gefaßt machen. Aber es drängt mich, Ihnen davon Mitteilung zu machen, daß ich „Familie Vollmann" freigekriegt habe für Wien. Den Förderern des Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters war das Stück ein Dorn im Auge, sie haben verschiedene darin vorkommende Bemerkungen buchstäblich auf sich bezogen und dem Direktor die Hölle so heiß gemacht, daß er es bei verhältnismäßig guten Einnahmen absagte und mir es nun sogar freigab, weil ihm selbst leid sei, daß es ganz verschwinden solle. Es gibt viele Menschen, die ihr ganzes Leben lang von einem Haupttreffer träumen, hie und da fällt auch ein solcher, aber gewöhnlich dem größten Dümmling zu. Auch ich träume von einem Haupttreffer und möchte ganz gern so

ein Dümmling sein. „Tyrolt-Gastspiel“ ist Nummer und Serie — sollten sie nie gezogen werden? Von Ihrer gestrigen Meisterleistung habe ich mir heute Wunder erzählen lassen; ich gratuliere zu dem kolossalen Erfolg. Ich bin wirklich keine neidisch veranlagte Natur, aber heute regt sich wirklich so etwas von Neid in mir, denke ich an diesen Herrn L..., das kann ich Ihnen sagen. Also — also weiter hoffen. Vielleicht fällt der Haupttreffer doch noch einmal zu Ihrer Sie hochschätzenden A. Baumberg.“

Im Schoße der Volkstheaterdirektion war die Idee aufgetaucht, im nächsten Frühjahre ein Wechselensemble — Gastspiel in Berlin und Wien zu veranstalten, derart, daß die Mitglieder des Wiener Deutschen Volkstheaters am Deutschen Theater in Berlin, die Mitglieder dieser letzteren Bühne am Wiener Volkstheater gleichzeitig auftreten. Auf eine Anfrage, ob ich mich an diesem Künstlerzuge nach Berlin beteiligen wolle, erklärte ich mich hiezu bereit, falls wenigstens eine neue maßgebende Rolle für mich vorhanden wäre; gab aber gleichzeitig meine bescheidene Meinung dahin ab, daß ich mich für das Projekt nicht besonders erwärmen könne und das ganze Unternehmen für unpraktisch und gefährlich halte. In Direktionskreisen glaubte man an den Berliner Erfolg von Karlweis' „Onkel Toni“ und für mich sollte „Familie Wawroch“, ein Arbeiterdrama, für das sich namentlich der Dramaturg unseres Theaters lebhaft einsetzte, eine glänzende Rolle enthalten. Ich las das Stück des Herrn Adamus und konnte mich der Ansicht der Direktionsherren absolut nicht anschließen. Ich fand das Talent verratende Werk bühnenunfähig, teilweise unwahr, meine „glänzende Rolle“ albern und unmöglich. Dieses Urteil hielt ich auch gegenüber dem Autor, den man mir auf den Hals geschickt hatte, aufrecht. Diese meine Stellungnahme gegen das Berliner Gastspiel, gegen „Familie Wawroch“ und etliche ähnliche unklare und unfertige Bühnenerzeugnisse hatten auf beiden Seiten eine Verstimmung eintreten lassen, die bei mir durch das Überhandnehmen verschiedener persönlicher Einflüsse auf die Direktion, die dieser und dem Theater nichts weniger als zum Heil gereichen sollten, derartig zunahm, daß ich am 21. Dezember 1899, unmittelbar vor der Vorstellung der

„Journalisten", mit Herrn Siegmund Geiringer im Direktionsbureau eine längere ausführliche Unterredung hatte, in welcher ich ihn bat, Herrn v. Bukovics mitzuteilen, daß ich mich unter den veränderten Verhältnissen im Deutschen Volkstheater nicht mehr wohl fühle und auf ein weiteres Verbleiben meinerseits kaum zu rechnen wäre. Zwischen mir und der von mancher Seite hiezu animierten Direktion trat im Laufe der nächsten Zeit eine Erkältung unserer bisher freundlich geschäftlichen Beziehungen ein, und es wurde in einer dem Direktor nahestehenden Kegelgesellschaft, in der man auch kurz danach den Ersatzmann für den scheidenden Kompagnon Herrn Geiringer zu finden wußte, Herrn v. Bukovics nahegelegt, an meine Stelle Herrn Thaller zu berufen, wenn derselbe vom Raimund-Theater freigemacht werden könnte. Herrn v. Bukovics gelang dies durch die Zahlung einer Abstandssumme von 24.000 Kronen an Direktor Gettke.

Am Sylvestertage starb einer der letzten meiner ehemaligen fröhlichen Kneipgenossen von der Abendrunde beim „Goldenen Sieb", der Tondichter und Kapellmeister Millöcker. Mitterwurzer, Berla, Grève und Glitz waren geschieden. Mehrfache Unterredungen zwischen Baron Berger, dem künftigen Direktor des neuen Hamburger Schauspielhauses, und mir in den ersten Tagen des Jahres 1900 führten zu keinem greifbaren Resultate.

Am 13. Januar 1900 kam als erste Novität des neuen Jahres Blumenthal-Kadelburgs Lustspiel „Auf der Sonnenseite" heraus, in welchem ich als Ofenfabrikant Wummel eine vortreffliche Charge darzustellen hatte. Der starke Erfolg des heiteren Stückes veranlaßte die Direktion, während meiner nur mehr kurzen Anwesenheit am Volkstheater auch noch Lubliners „Das fünfte Rad" und Blumenthal-Bernsteins Volksstück „Matthias Gollinger", in welchen Stücken ich die führenden Hauptrollen innehatte, zu geben. Namentlich im ersteren errangen Kramer und ich im wirksamen zweiten Akte wiederholt stürmischen Beifall auf offener Szene. Gegen das harmlose, aber vornehmere Stückchen war seltsamerweise ein ganzer Rattenkönig von kleinen Intrigen losgelassen worden. Nach einem schicksalsreichen Leben hatte der nach Rott jedenfalls bedeutendste Wiener Charakterkomiker Adolf Friese die Augen geschlossen.

Wer ihn nur aus seiner Operettentätigkeit kennen gelernt, hatte keine Ahnung von der gediegenen, soliden Schauspielerarbeit, die dieser auch als Lehrmeister tüchtige Künstler in den sechziger und siebenziger Jahren geleistet hat. Unvergeßlich wird mir seine rührende, schlichte Darstellung in dem alten Volksstücke: „Der Werkelmann und seine Familie“ bleiben.

Am frühen Morgen des 5. Februar 1900 erhielt ich folgendes mich höchlichst überraschende Billett: „Hochverehrter Doktor! Ich habe mit heutigem Tage mein Verhältnis zu Herrn Direktor v. Bukovics in freundschaftlicher Weise gelöst. Hoffentlich alteriert dies unsere Freundschaft, auf die ich sehr stolz bin, nicht im geringsten und ich werde mich freuen, Sie recht bald zu sehen. Stets in großer Verehrung Ihr Siegmund Geiringer.“ Wenige Stunden später kam er in meine Wohnung, wo nun ausführlich sein Austritt aus unserem Theater besprochen ward. Obwohl Herr Geiringer in seinen Mitteilungen sich zurückhaltend verhielt, glaube ich doch vermuten zu dürfen, daß das gegen seinen Willen erfolgte überflüssige Engagement des Vortragsmeisters, das bevorstehende Berliner Gastspiel, über dessen Gelingen er berechtigte Zweifel hegte, die vielen unnützen und unfruchtbaren Engagements, die den Tagesetat des Theaters gefährlich hinaufgeschraubt hatten, mehrere Neueinführungen, wie die geplante Errichtung der Elevenschule u. s. w., wohl die Hauptbeweggründe gewesen sein mögen, die den auch beim Vereinsausschuß nicht sonderlich beliebten Mann zu dem Entschluß brachten, die Kompagnie mit Herrn v. Bukovics zu lösen. Bezeichnend war es, daß der dem Vereinsausschuß angehörende Verfasser der hier schon einmal erwähnten Denkschrift des Deutschen Volkstheaters, Dr. Steinhauser, der in seinem Buche nicht nur dem Direktor, sämtlichen Regisseuren, dem Dramaturgen, uns Mitgliedern, sondern auch dem Kapellmeister des Zwischenaktsorchesters und dem Theatermaler überschwengliches Lob spendete, für die erfolgreichen Verdienste dieses tüchtigen Administrators, dem das Deutsche Volkstheater in mancher Beziehung viel zu verdanken hatte, kein einziges Wort der Anerkennung fand, ja den Namen Geiringer nicht einmal erwähnte.

Ende Februar erledigte ich noch zwei Gastspiele in Brünn

und Preßburg, in welch letzterer Stadt die Doppelsprachigkeit der Bevölkerung zur Anstellung eines Theaterdirektors geführt hatte, der zwei Gesellschaften, eine ungarische und eine deutsche, zugleich zu halten verpflichtet war, durch welche unpraktische Maßregel wohl nichts weiter erreicht werden dürfte, als daß das ungarische Theater nicht leben, das deutsche nicht sterben kann.

An unserem Stammtisch in der gemütlichen „Magnatenschwemme“ des „Königs von Ungarn“, dem Jahre hindurch der ewig heitere hochbetagte Hofjuwelier Syré präsidierte, brachte Chiavacci eines Abends den Kapitän der unglücklichen „Berenice“, die, von Brasilien kommend, mit vier Pestkranken an Bord bekanntlich vierundsiebzig Tage im mittelländischen Meer herumlavieren mußte, bis man ihr erlaubte, an Land zu kommen. Den interessanten Erzählungen des stattlichen Dalmatiners, der seine bereits unwillig gewordene Mannschaft auf dieser martervollen, gefährlichen und abenteuerlichen Irrfahrt in Zügel zu halten wußte, lauschten wir mit großem Interesse.

Meine letzten Spielabende waren herangerückt und am 30. März 1900 betrat ich als Briefträger Klemm in „Lolos Vater“, wie ich vermuten mußte, zum letztenmale, die Bühne des Deutschen Volkstheaters. Eine mir angebotene Abschiedsvorstellung hatte ich mir ausdrücklich verbeten. So schied ich in aller Stille aus dem mir liebgewordenen Theater, dem ich eine stattliche Reihe von schönen Erfolgen verdankte und zu dessen Gedeihen ich, wie ich mir schmeicheln darf, seit Eröffnung des Hauses ebenfalls mein bescheidenes Scherflein redlich beigetragen hatte. Möglicherweise wurde durch so manche unliebsame Erfahrung in den letzten Monaten eine Abspannung meiner Nerven herbeigeführt, aber mich überkam damals zum erstenmale eine gewisse Theatermüdigkeit, die sich auch während der unter den angenehmsten Verhältnissen sich vollziehenden, im Herbste unternommenen Gastspielreise in Österreich und Deutschland nicht verlor, so daß ich von jetzt ab dem Gedanken, mich von der Bühne zurückzuziehen, immer mehr und mehr Raum gab.

Bald nach mir war auch Girardi, der eine Lösung seines laufenden Vertrages erreicht hatte, vom Volkstheater geschieden,

in welches nun wieder Tewele zurückgeholt wurde, der bei den nach Jauners Tode im Karl-Theater arrangierten Volkstheateraufführungen mitwirken und beim heranrückenden Berliner Gastspiel Girardis Rolle in „Onkel Toni" übernehmen sollte. Über unsere etwas forcierten Abgänge vom Deutschen Volkstheater ließ sich der Kunstkritiker der „Neuen freien Presse" im Feuilleton vom 5. April 1900 u. a. wie folgt vernehmen: „Aus den Kämpfen der Autoritäten, die keine sind, mit Talenten, die es sind und sich als solche fühlen, ist der Wiener Bühne schon viel Schaden erwachsen. Tyrolt, einer unserer allerbesten Schauspieler, fiel eben als Opfer eines solchen Streites, Girardi war aus ähnlichen Ursachen genötigt, sich aus einem willkommenen Lustigmacher in einen Charakterkomiker von zweifelhaftem Werte zu verwandeln, Tewele mußte Jahre warten, ehe er die geeignete Berufsstätte wiederfand. Leider ziehen auch die Theater dressierte und gefügige Mittelmäßigkeiten dem schwerer zu behandelnden Talente vor."

Während eines Gastspieles in Linz, Ende April 1900, las ich die Wiener Berichte über die Erstaufführung des für mich bedeutungsvoll gewordenen Stückes „Familie Wawroch". Wie ich vorauszusagen gewagt hatte, hat dieses Stück trotz der Fürsorge des regieführenden Dramaturgen, der sich sogar einer Reise nach Mährisch-Ostrau unterzog, um an Ort und Stelle lebendige Streikestudien zu machen und zerschlissene Arbeitergewänder als Kostüme einzukaufen, beim Publikum Unwillen erregt, wurde zurückgewiesen und erlebte einen Durchfall, der sich bei einer späteren Aufführung am Lessing-Theater in Berlin, wo es eine Zeitlang verboten war, wiederholte.

Mit Direktor Gettke hatte ich für nächsten Herbst ein Gastspiel am Raimund-Theater, auf vierzig Abende berechnet, verabredet, von dem mich der liebenswürdige Direktor, da ich um diese Zeit erkrankte, entband.

In den ersten Maitagen 1901 gastierte ich an acht Abenden abermals am Deutschen Landestheater in Prag.

Nach einwöchentlichem Aufenthalte in Dresden sah ich auf dem Heimwege am Volkstheater in Wien die dort gastierenden Schauspieler des Berliner „Deutschen Theaters" in einer Musteraufführung ihrer mitgebrachten Novität „Der Probekandidat".

„Das fade Lehrerstück," das unbegreiflicherweise von der Direktion des Deutschen Volkstheaters nicht angenommen worden war, gestaltete sich zum Kassenmagnet der Berliner. Ich möchte hier die Vermutung aussprechen, daß dieses Refus des „Probekandidaten" auf den weiteren Entgang mancher bühnenwirksamen Stücke, wie „Flachsmann als Erzieher", „Jugend von heute", „Rosenmontag" u. s. w., die in den Rahmen des Volkstheaters zum mindesten ebensogut gepaßt hätten, wie in den unserer Hofbühne, nicht ohne Einfluß geblieben war.

Das von dem Direktor des Deutschen Volkstheaters ungünstig abgeschlossene und nicht genügend vorbereitete Ensemblegastspiel in Berlin brachte im großen ganzen nicht nennenswerten künstlerischen und materiell negativen Erfolg. Karlweis' „Onkel Toni", auf den man als Novität noch die meiste Hoffnung gesetzt hatte, war abgefallen. Das Endresultat dieses unter ungünstigen Auspizien eingeleiteten Wechselgastspieles, dem auch die meisten Mitglieder des Volkstheaters geringes Vertrauen entgegenbrachten, war, daß nunmehr fast alljährlich Direktor Brahm mit seiner Schauspielgesellschaft in Wien erscheint, Herr v. Bukovics aber trotz seines in Berlin voreilig gegebenen Versprechens nicht mehr wiederkam.

Am 8. Juli 1900 hatte ich mit meiner Frau in aller Stille das Fest unserer silbernen Hochzeit gefeiert und zwei Tage später trat ich eine den ganzen Monat in Anspruch nehmende Gastspielfahrt nach Teplitz, Karlsbad und Marienbad an, von der ich, unter der qualvollen Hitze leidend, abgespannt und ermüdet heimkehrte. In den böhmischen Bädern hatte ich manchen lieben Bekannten getroffen, so den Dichter und deutschen Reichstagsabgeordneten Albert Traeger, Stettenheim, das liebenswürdige Ehepaar Chiavacci, die Wiener, Berliner und Prager Kollegen Frau Schmittlein, Berta Hausner, Pategg und Löwe, sowie die lebensfrohe Mannheimer Tragödin Fräulein Lißl.

Den Hochsommer verlebte ich teilweise im einsam am Radstätter Tauern gelegenen Lungauer Markte Mauterndorf an der Murtalbahn und in Pörtschach, wo uns im gastlichen Mayerschen Hause die beiden fidelen Burgtheaterkollegen Treßler und Biesantz gar manchen lustigen Abend bereiteten, teilweise in der hoch am Ritten auf einer Almwiese gelegenen Pension

Briol, einer Dependance des traulichen Tiroler Bades Dreikirchen. Hier fand ich als anregenden Gesellschafter und strammen Begleiter auf bösen Rittensteigen den pensionierten Wiener Gymnasialdirektor Dr. Erasmus Schwab, der als eingefleischter Schwämmefreund mich auf dem hier oben besonders günstigen und ergiebigen Terrain zum eifrigen „Schwammerlsucher“ heranbildete. Der Heimweg führte mich über Salzburg nach St. Gilgen am Wolfgangsee, wo ich bis zum Herbst Aufenthalt nahm.

Im Oktober gastierte ich wieder in Brünn und lernte in Graz das neue Stadttheater kennen, das mit seinem übergroßen Bau und seiner dadurch bedingten kostspieligeren Regie den Stadtvätern wie dem jeweiligen Direktor noch manche trübe Stunde bereiten dürfte.

Mitte November trat ich zum letztenmale eine größere Gastspielreise an, die mich nach mehreren österreichischen Provinzstädten, ein zweitesmal an das kgl. Hoftheater in Stuttgart, schließlich an das großherzogliche Hof- und Nationaltheater in Mannheim führte, dem mein ehemaliger Stadttheaterkollege Dr. August Bassermann schon seit Jahren als Intendant vorsteht. Während ich in Stuttgart, wo seit neuester Zeit auch im kgl. Wilhelma-Theater in Canstatt unter sehr erschwerten Umständen gespielt werden muß, durch übermäßige Proben und liebenswürdige Gastereien allzustark in Anspruch genommen wurde, so daß ich das Ende meines vierzehntägigen Aufenthaltes kaum erwarten konnte, brachte mir das kürzere Gastspiel in Mannheim ruhigeres Arbeiten und Genießen. Im Bassermannschen Patrizierhause und bei unserem lieben Mannheimer Jugendbekannten Kaufmann Kuhn wurden ich und meine Frau überaus herzlich aufgenommen. Zur Vorstellung des „Vierten Gebotes“ kam von Heidelberg herüber unser einstige Stadttheaterkollege Heinrich, der ebenfalls seit Dezennien in der herrlichen Musenstadt als beliebter Direktor das Theaterzepter führt. Vor der Aufführung des Anzengruberschen Volksstückes belauschte meine Frau im Korridor des Theaters ein Gespräch zweier ehrsamen Mannheimerinnen, zwischen denen sich folgender Dialog entspann:

Dame A.: „Also Sie sind heut' auch komme? Wolle Se den Wiener Künschtler auch sehe?“

Dame B.: „Jaaa! Geschtern hab' ich koi Zeit g'habt. Im „Hemd", da soll er ja putzig g'wese sei? Heut gebbe se von dem berühmte Anzengruber das „Vierte Gebot" — das soll ja ein wüschtes, fürchterliches Stück sei?"

Dame A.: „Hab' ich mir auch sage lasse! Na (mit resolutem Ansatz, das Parkett zu betreten), ich bin heut auf alles gefaßt!"

Kurz vor Weihnachten kehrten wir aus Innsbruck, wo mein Gastspielzyklus endete, nach Hause zurück, wo unser friedliche Markt — eine angenehme Christbescherung! — zum erstenmale im elektrischen Licht glänzte.

Zu meinem lieben ältesten Gutensteiner Freunde, dem jovialen k. k. Notar Trebesiner, hatte sich in den letzen Jahren ein neuer gesellt, der Wiener Hofbildhauer Schönthaler, gleich Staudigl und Gauermann ein Sohn unseres Tales, der sich in seinem 79. Lebensjahre am Fuße unseres Mariahilferberges eine reizende Villenklause erbaut hat, in der er nach einem arbeitsreichen Künstlerleben den Rest seiner Tage als scharf kritischer Einsiedler zu verbringen gedenkt. Bei anregenden und interessanten Schilderungen und Erzählungen Schönthalers vom „alten Wien", bei fröhlichen Schlittenfahrten und Eisschießen und nicht am wenigsten bei kurzweiligem Tarockspiel in warmen gemütlichen Stuben vergingen die strengen Wintermonate des Jahres 1901. Mit der milderen Märzluft flog auch in unser rauhes, lange genug eingeschneites Tal die Sehnsucht nach dem Süden und nach kurzem Entschluß saß ein lustiges Gutensteiner Reisequartett, Trebesiner und sein ältestes Töchterchen, ich und meine Frau im Eilzuge, der mit uns an die französische Riviera brauste. In Mentone wurde unser Standquartier aufgeschlagen und von da aus mit den stündlich verkehrenden Suplementaire-Expreßzügen San Remo, Monte Carlo, Nizza und Cannes besucht, wiederholte Fußpartien auf der herrlichen Cornichestraße, nach dem Felsenneste Roquebrune und dem Kap Martin unternommen. In Nizza begrüßten wir unsere ehemaligen Stadttheaterkollegen, das Ehepaar Saar, ihn als Chef der Firma Claud und Metivét, seine Frau als bekannte Schriftstellerin. Im Gärtchen ihres in der Rue Herold liegenden Hauses umstanden wir wehmutsvoll das

lauschige Plätzchen, auf welchem unser gemeinsamer Freund Mitterwurzer während seines hiesigen Besuches den „König Philipp“ studierte. Saars machten unsere liebenswürdigen Führer und zeigten uns außer den ladenreichen Straßen der Stadt die kolossale, leider nicht ausgebaute Villa Sardous am aussichtsreichen Vorgebirge Montboron, den Schloßberg, den Friedhof mit Gambettas Grabstätte, ein anderesmal das Quartier de Cimiez, das vornehmste Viertel Nizzas, das Kapuzinerkloster daselbst, auf dem Platze eines einstigen Dianatempels stehend, und eine savoyardische Kneipwirtschaft mit origineller offener Hofküche. Als Glanzpunkt des ganzen herrlichen Erdenstriches erschien mir im lieblichen Cannes die Californie, ein Aussichtspunkt von paradiesischer Schönheit. Auf wohlgepflegten Serpentinwegen gelangt man zwischen reich ausgeschmückten Schlössern und eleganten Landvillen, immer zwischen Orangerien und Wald wandelnd, auf den Gipfel des Berges. Wer je von da oben das entzückende Rundbild genossen, dem wird es stets in Erinnerung bleiben. Vor uns das blaue Meer, rechts unten die Stadt mit ihrem anheimelnden Hafen, einige Kilometer entfernt die entzückenden Lerinischen Inseln St. Marguerite und St. Honorat, beide in dichtes Waldesgrün gebettet, links hinüber das Kap d'Antibes und die zahllosen kleinen Buchten. Hinter Cannes gegen Norden erhebt sich malerisches Hügelland mit den zahllosen Ortschaften, Burgen, Kirchen und Klöstern, das Territorium immer ansteigend bis zu der herrlichen Schlußdekoration dieses einzig schönen Panoramas, den silberweiß glänzenden Seealpen Frankreichs und Italiens. Allgemein gilt Monte Carlo als die Perle der Riviera. In gewissem Sinne ja; aber Spielbank und Hyperkultur erzeugen bei dem ehrlichen Naturfreunde bald einen unangenehm wirkenden Rückschlag.

Auf der Heimreise hielten wir uns in Genua auf. Aus dem Leuchtturmtunnel herausfahrend, genossen wir den überraschenden Anblick des schiffreichen Genueser Hafens. In der Stadt ging es sehr lebhaft zu und wir konnten von Glück sagen, ohne vorherige Bestellung im Hotel de Londres noch Quartier gefunden zu haben. Der große Reisezug nach Rom und Unteritalien geht doch über den Gotthard, ein großer Teil des Rivierenpublikums nimmt ebenfalls diesen Weg und da

wimmelte es nun von Fremden in der mächtigen Hafen- und Handelsstadt. In liebenswürdiger Begleitung eines mit uns angekommenen Schweizer Eisenbahndirektors besuchten wir nach dem Diner die großartigen Hafenanlagen, sowie die via Carlo Alberto mit ihren alten, durch Um- und Zubauten absonderlich aussehenden, acht- und zehnstöckigen Häusern. In dieser interessanten Straße wohnte einstmals die reiche Genueser Handelswelt, heute das arme Volk. Durch steile, oft kaum zwei Meter breite Gäßchen stiegen wir zur Piazza Deferrari hinan, einem Mittelpunkte des Verkehrs. Über den Straßen auf gespannten Seilen, an den Fensterhaken, auf Hausgittern und Gartenzäunen, überall hängt Wäsche zum Trocknen. Man bekommt den Eindruck, als ob hier in jedem Hause ununterbrochen gewaschen würde. Auf oberwähntem Platze, in der hier einmündenden Galeria Mazzini, ein dem Deutschen ungewohntes Wogen und Brausen, Lärmen und Feilschen der lebhaften Menge. Wenn man mit einem Berliner beisammen ist, beginnt sofort der Unterricht, ist man in Gesellschaft eines Schweizers, bekommt man das Lob ihrer republikanischen Einrichtungen zu hören. Bei einem trefflichen Glase Bayrischen erklärte unser freundliche Führer in geistvoller Weise den wichtigen Zweck der allerdings nicht viel über zweimalhunderttausend Mann zählenden Schweizer Militärmacht. Am andern Morgen fuhren wir mit der Drahtseilbahn nach dem Forte Castellaccio, von dem wir eine umfassende Aussicht über den ganzen Golf von Genua genossen. In einem Halbkreis, am Abhange eines fünfzehn Kilometer langen Gebirgszuges liegt die „stolze“ Stadt da. Nun wurden noch die berühmten Straßen mit den herrlichen genuesischen alten Palästen aufgesucht, die Standbilder Viktor Emanuels und Mazzinis besichtigt und die ganz eigenartig auf einer Felsbastion angelegte Villeta di negro, eine Art Gebirgsstadtpark mit Wasserwerk, herrlichen Wegen, lauschigen Grotten und prächtiger Aussicht auf Stadt und Hafen bewundert. Bei den Bauten der Italiener entzückt mich stets das Dimensionale. Wir verfügen oft über denselben Raum und doch, scheint es, verstehen wir nicht immer ihn zur richtigen Geltung zu bringen. Den Nachmittag widmeten wir dem Campo Santo. Man sagte mir, der Friedhof Genuas wäre der schönste

der Welt. Ich kann selbstverständlich diese Behauptung nicht auf ihre Wahrheit prüfen, aber das weiß ich, wer diesen großartigen, unbeschreiblich schönen Gottesacker nicht besichtigte, hat Genuas Zierde nicht gesehen. Auch hier imponieren zuerst die kolossalen Dimensionen der ganzen Anlage. Eine Totenstadt! Zuerst betritt man den ebenen Teil des Friedhofes, vier riesengroße Totenfelder, eingerahmt von Kreuzgängen, in denen die mit originellen und kunstvollen Denkmälern geschmückten Grüfte liegen. Gewiß ist nicht jedes Denkmal ein großes Kunstwerk, aber fast überall wirkt ergreifend der kühne realistische Zug in der Versinnbildlichung verblichener und hinterbliebener Personen, die verblüffend naturalistisch dargestellt sind. Wie wehmutsvoll stimmt uns der im Straßenkleide an dem Grabdenkmal seiner Gattin lehnende, schluchzende Mann, die um die Gruft ihres Vaters stehende Familie im Hauskleide, die kleinen Kinder nicht ohne ihr Spielzeug, der wachende alte Kapuziner, die Mutter, die den Schleier vom Antlitz ihres toten Sohnes hebt, die in die halboffene Tür der Gruft schreitende junge Frau! Aus dem ebenen Terrain steigt man schließlich eine gewaltige Treppe, etwa vierzig Meter hoch, empor. Wir sind am Abhange eines der Berge des Bisagnotales. Ein Plateau, in Ovalform, umgrenzt von Bogengängen mit den kostbaren Grabmälern der vornehmen Familien Genuas. In der Mitte die Begräbniskirche, deren Kuppel von mächtigen schwarzen Marmorsäulen getragen wird. Hier oben ruht auch Mazzini. Ich wunderte mich, daß man hier noch nicht das Beispiel Mailands nachgeahmt hat, wo die Leichenzüge nach dem daselbst ebenfalls weitentfernten Gottesacker mittels eigener Eisenbahn verkehren. Ein Ausflug im Wagen nach Nervi und dem reizend gelegenen Rapallo an der Riviera di Levante schloß unseren kurzen Aufenthalt in Genua. Um unsere langjährigen Hospitanten am Wiener Hotelstammtische Ingenieur Pier Giacomo Piatti und den Rentier Ulysse Guidi aufzusuchen, machten wir weitere Stationen in Mailand und Lugano, wo wir von den Familien unserer lieben ehemaligen Tischkameraden auf das gastfreundlichste empfangen wurden.

In Lugano, diesem, wie ein italienisches Wort lautet, „auf die Erde herabgefallenem Stück Himmel,“ versäumten wir

nicht, vom Monte Salvatore die im Schnee starrenden Gebirgsketten des Gotthard, Simplon, der Walliseralpen und des Monte Rosa anzustaunen. Unter stürmischem Schneegestöber ging es im behaglichen Eisenbahnspeisewagen über den Gotthard und nach kurzen Etappen in Luzern und Zürich, die wir unseren Reisegefährten zuliebe machten, erreichten wir am 6. April 1901 wieder die österreichische Grenze.

Wenige Tage daheim, erhielt ich am 4. Mai 1901 ein Schreiben Direktor v. Bukovics', worin mich derselbe freundlichst einlud, bei einer Musteraufführung des „vierten Gebotes“, die das Komitee des Anzengruber-Denkmalfondes im Deutschen Volkstheater veranstalten wolle, als „Schalanter“ mitzuwirken. So war mit einemmale eine von mir nicht mehr erwartete Verbindung mit dem Volkstheater hergestellt. Ich sagte zu und wurde der 28. November d. J. als Tag der Vorstellung festgesetzt. Den Sommer unternahm ich einen längeren Ausflug nach der steirisch-kärntnerischen Grenze, schlug mein Hauptquartier in dem malerischen Friesach auf, wo der in weitesten Kreisen bekannte Antiquitätensammler Schustermeister Lattacher mich stundenlang mit seinen Schätzen unterhielt, trieb mich dann in der Judenburger Gegend, in Preblau und Treibach-Althofen herum, in welch letzterem Orte ich bei der einstigen Wiener Operettendiva Anna Grobecker, die hier hochbetagt ein Schlößchen bewohnt, meine Karte abgab und das hier ebenfalls ansässige Ehepaar Graf Kinsky-Pálmay in seinem allerliebsten Sommerheim überraschte. Auf dem Heimwege machte ich noch einen Abstecher in das Aspanggebiet, wo ich im einsam, aber höchstgelegenen Orte Niederösterreichs, in Mönnichkirchen, meinen lieben Kollegen Retty begrüßte. Anläßlich eines erfreulichen Besuches, den mir Edgar v. Spiegl machte, legte ich diesem warmen Freunde und Wohltäter aller Hilfsbedürftigen die abermals notwendig gewordene Restaurierung der Grabstätte Raimunds nahe und alsbald nahm der liebenswürdige Präsident der „Concordia“ diese Angelegenheit in seine fördernde Hand. Einer freundlichen Einladung des Präsidiums des österreichischen Bühnenvereines bei einer Aufführung von „Therese Krones“, die zur Feier des hundertjährigen Geburtsfestes der Künstlerin in ihrem Heimatsorte veranstaltet wurde, in der Rolle des

„Ferdinand Raimund“ mitzuwirken, konnte ich leider nicht Folge leisten und mußte dieselbe dankend ablehnen.

Ende Oktober erhielt ich ein neuerliches Schreiben von der Direktion des Deutschen Volkstheaters, worin mir der Antrag gemacht wurde, „falls sich eine passende Novität fände“ — neuerdings an dieser Bühne zu gastieren. Als ich einige Tage später zum Leichenbegängnis des früh dahingeschiedenen Karlweis nach Wien kam, traf ich auch mit Direktor v. Bukovics und dessen neuem Kompagnon Herrn Artur Perger zusammen, wobei die Gastspielfrage mündlich besprochen und von Seite der Direktion besonderes Gewicht darauf gelegt wurde, das „Grobe Hemd“ wieder in das Repertoire aufzunehmen.

Am 28. November 1901 fand nun die geplante Festvorstellung des „Vierten Gebotes“ unter liebenswürdiger Mitwirkung mehrerer Hofschauspieler statt. Da man im Publikum mehrfach annahm, daß mein diesmaliges Auftreten mein letztes bedeuten sollte, gestaltete sich dieser Abend für mich zu einer denkwürdigen und schmeichelhaften Theatererinnerung. Mit demonstrativem Beifall empfangen, ehrte mich das übervolle Haus während des ganzen Abends mit besonderer Auszeichnung. Nach dem zweiten Akte umgab mich plötzlich ein Hain von Kränzen und Lorbeerbäumen. Auch treue Kollegen und die Direktion des Volkstheaters hatten sich mit reichen Blumenspenden eingestellt. Briefe, Telegramme und Glückwunschkarten aus Wien, Österreich und Deutschland kamen in meine Garderobe; nach der Vorstellung umjubelte mich beim Bühnenausgange die jugendliche Anhängerschar. Die Wiener Kritik nahm von all diesen Ehrungen freundliche Kenntnis und empfahl der Direktion und mir in liebenswürdigster Weise meine Wiederkehr ans Deutsche Volkstheater. Trotz der namhaft erhöhten Preise war das Theater für diese Vorstellung schon Tage vorher vollständig ausverkauft und die Direktion sah sich veranlaßt, den Festabend am 9. Dezember zu wiederholen, an dem wir abermals zu obgenanntem Zwecke vor total ausverkauftem Hause „Das vierte Gebot“ spielen konnten.

Während meines Aufenthaltes in Wien hatte ich mehrfache Besprechungen mit dem Kompagnon des Direktors, Herrn Perger, der wohl nicht zur günstigsten Stunde in das bisher

vom Glück bevorzugte Deutsche Volkstheater eingetreten war. Auch er, ein homo novus, der, von dritter Seite beeinflußt, seinerzeit mein Scheiden nicht ungünstig aufnahm, hielt nunmehr mein Wiederkommen für erwünscht. Herr Perger hatte die mißglückten Experimente mit dem Berliner Gastspiel, mit der zu keinem Erfolg führenden Elevenschule und mit den zahlreichen Engagements des Vortragsmeisters mitgemacht. Nicht besonders glückliche Ratgeber hatten die Direktion zur Annahme einer Reihe von modern-naturalistischen Stücken veranlaßt, die bei ihrer Aufführung nicht nur zweifelhafte Erfolge und ausgesprochene Durchfälle brachten, sondern auch zu wiederholtenmalen eine laut sich äußernde Entrüstung des Stammpublikums hervorriefen, das seine dem Volkstheater bisher unausgesetzt erwiesene Gunst demselben merklich zu entziehen begann. Von den Novitäten dieser Periode erreichten allein achtzehn nicht mehr als vier Wiederholungen. Die Bühne des Volkstheaters von diesem mit ziemlicher Frechheit auftretenden humorlosen dramatischen Quark energisch zu säubern, dazu fehlte allerdings dem neuen Kompagnon der Direktion die Autorität, vor allem die artistische Eignung. Anfänglich den damaligen artistischen Führern des Theaters mit blindem Vertrauen entgegengekommen, gewann der im finanziellen Geschäfte erfahrene Mann durch die sich ungünstiger anlassenden Kassenrapporte nunmehr die Überzeugung, daß der in den Volkstheaterkanzleien eingerissenen Wirtschaft doch ein Ende bereitet werden müsse. Der stille Kompagnon soll sich mitunter in einen unangenehm lauten verwandelt haben.

Einzelne Maßnahmen wurden von Herrn Perger geplant, kamen aber nicht zur Ausführung. Seinem begreiflichen Wunsche, je eher je lieber dieser kostspieligen Theaterkompagnie zu entrinnen, konnte der Direktor des Deutschen Volkstheaters dadurch willfahren, daß er in dem langjährigen Mitgliede des Theaters, in Herrn Adolf Weisse, den Mann fand, der sich bereit erklärte, als Nachfolger Pergers an dessen Stelle zu treten. Während dieser Verhandlungen hatte sich mit der gelungenen Aufführung des gemütlichen, bühnenwirksamen Studentenstückes „Altheidelberg“ ein sensationeller Kassenerfolg eingestellt, dessen glänzende Einnahmen den Scheidenden wenigstens in materieller Hinsicht

für die ihm aufgedrungene Anteilnahme an einer kurzen, freud- und ergebnislosen Theaterperiode teilweise entschädigten.

Adolf Weisse, ein arbeitsfreudiger Theaterfachmann, trat jetzt nicht mehr als „stiller“ Kompagnon an die Seite des Herrn v. Bukovics, sondern als gleichberechtigter artistischer Mitdirektor, der vom ersten Tage an der Öffentlichkeit, dem Vereinsausschusse und den Theatermitgliedern gegenüber seine für die Zukunft des Institutes hoffentlich ersprießliche Stellung energisch betonte.

Mit einer stillen Genugtuung im Herzen kehrte ich, einen neuen Gastspielvertrag des Deutschen Volkstheaters in der Tasche, zu den Weihnachtstagen nach Gutenstein zurück.

Im ersten Monate des Jahres 1902 trat ich vorerst an fünf Abenden in Brünn auf, ließ darauf einige kleinere Gastspiele folgen und traf Ende Januar zu den Proben des neuen Kadelburgschen Schwankes „Familie Schimek“ in Wien ein, den ich für die österreichischen Bühnen bearbeitet hatte. Nachdem zu Beginn meines Gastspieles die alten Repertoirstücke, insbesondere das neu aufgenommene „Grobe Hemd“ ihre Schuldigkeit getan hatten, ernteten wir mit der tollen Posse stürmischen Lacherfolg, der nicht zum mindesten der brillanten Darstellung durch durchwegs erste Mitglieder zu verdanken war. Nach jahrelanger Pause hatte ich wieder die Freude, mit meinem alten Bühnenkriegskameraden Tewele im heiteren Duett zu wirken. Thaller hatte nach einundeinhalb Jahren infolge Unzufriedenheit mit seiner Stellung und Beschäftigung am Deutschen Volkstheater von der Direktion seine Entlassung erbeten und ging an das Theater an der Wien, das er ebenfalls bald verließ, um schließlich zum Ausgangspunkte seiner Wiener Tätigkeit, zum Raimund-Theater, zurückzukehren. Am 2. April 1902 beschloß ich mein Gastspiel und begab mich zu längerem Aufenthalte nach Abbazia. Vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt, unternahm ich in Gesellschaft der Hofräte und Professoren Menger und Grünhut, des liebenswürdigen Ehepaares Gomperz-Bettelheim, der Lustspieldichter Triesch und Kadelburg Land- und Seeausflüge, bestieg den Monte Maggiore, der uns mit seiner noch einen halben Meter hohen Schneedecke beim Aufstieg auf der Nordseite des Berges gehörig zu schaffen

machte, aber dafür auch durch eine umfassende Aussicht auf die Inseln des Quarnero, sowie auf das reliefartig sich darbietende istrianische „Tschitschenland“ reichlich belohnte, und machte fast jeden zweiten Tag eine längere Meerfahrt nach Buccari, Cherso, Pola u. s. w. Wenn ich nach meinem vorjährigen Besuche der französischen Riviera diese mit Abbazia in Vergleich bringe, so fällt derselbe doch nicht allzusehr zu Ungunsten unseres heimischen aufstrebenden Quarnerobades aus. Die Weltorte Nizza, Cannes, Monte Carlo, Mentone, San Remo, die Großartigkeit der Natur, die reiche Vegetation, die Mannigfaltigkeit der imposanten Küstenstrecke, die wilde Brandung des offenen Meeres — das alles kann natürlich durch nichts übertroffen werden, dafür bietet aber der Abbazianer Aufenthalt angenehmen und bequemen Schiffverkehr, der an der französischen Riviera, wo fast alle Schiffe die gerade Linie Marseille—Genua durchlaufen, vollständig fehlt und dem Meere eine gewisse Eintönigkeit verleiht.

Mit großem Interesse las ich das mir übermittelte Schönherrsche Drama „Sonnwendtag“, das dem Deutschen Volkstheater durch eine Ungeschicklichkeit bedauerlicherweise verloren gegangen war. Als ich dem Dichter gelinde Vorwürfe machte, daß er sich mit seinem Bühnenwerke nicht an mich, den für seine Figur des Rofnerbauern sich doch gewiß begeisternden Schauspieler, gewendet, erhielt ich von ihm eine für mich überaus liebenswürdige Antwort, die mit folgenden Zeilen schloß: „Mehr als einmal gedachte ich schon nach der unter direkt kränkenden Umständen erfolgten Ablehnung des „Sonnwendtag“ im Deutschen Volkstheater mit meinem Manuskript zu Ihnen zu wandern (folgt eine schmeichelhafte persönliche Bemerkung) . . . aber ganz aufrichtig gesagt, ich schämte mich, mit meinem Stück hausieren zu gehen. Man hat eben auch ein kleines bißchen Künstlerstolz. Und ich hätte es niemals fertig gebracht, durch ein Hintertürchen des Deutschen Volkstheaters wieder hineinzuschlüpfen, nachdem man mich beim Hauptportal hinausgeschmissen hatte.“

Auch das mir von unserem Gutensteiner Patriarchen Schönthaler übersandte Erstlingswerk eines seiner Arbeiter, das Werkmannsche Volksstück „Der Kreuzwegstürmer“, das späterhin

am Raimund-Theater einen literarischen Achtungserfolg errang, wäre für das Deutsche Volkstheater wohl zu erwerben gewesen.

Zu den im Mai 1902 von der Berliner Generalintendanz und dem Prager Theaterdirektor Angelo Neumann in Berlin arrangierten „Meisterspielen“ war auch ich eingeladen worden, bei der Aufführung des „Vierten Gebotes“ meinen Schalanter zu spielen. Das ganze Unternehmen war oberflächlich, teilweise sogar unkünstlerisch vorbereitet und daher in mancher Beziehung verunglückt. Wir Wiener kamen bei diesem durch das ungünstige Haus des neuen kgl. Operntheaters, durch die Mißbeliebtheit maßgebender Personen und so manches andere erschwerten Künstlerwettkampfe noch mit heiler Haut aus der Schlacht, in der nicht nur einzelne Künstler, sondern gleich ganze Ensembles kritisch totgeschlagen wurden. Eine heitere Episode spielte sich im Hotel Monopole ab, wo wir abgestiegen waren. Abends nach dem Auspacken hatte meine Frau einen schmalen Schrank in der Wand entdeckt, in welchem sie nun den verlumpten Anzug „Schalanters“ barg. Dieser vermeintliche Wandschrank war aber ein Drehkasten, aus dem vom Hausdiener ohne Belästigung der Passagiere die reinzumachenden Kleider entnommen werden. In frühester Morgenstunde hörte ich folgendes Gespräch des entsetzten Hausdieners, der „Schalanters“ Kleider und Schuhwerk in der Hand hielt, mit dem Stubenmädchen: „Rieke, bitte, fragen Sie doch mal beim Portier, wer auf 26 logiert. Sehen Sie sich nur mal so was an! Det Beinkleid und der Rock und nu — die Stiebel! — jreulich! — Dat müssen doch Strolche sein! — Na — so was!“ — Die Antwort des Portiers brachte die Lösung des komischen Mißverständnisses. Meine Tätigkeit schloß ich mit einem bis in die Junitage währenden Gastspiele in Prag.

Durch eine namhafte Spende des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia“ war die Restaurierung der Raimundschen Grabstätte in Gutenstein ermöglicht worden und bei einer Mitte Juni 1902 daselbst stattgefundenen Feierlichkeit, an der über achtzig illustre Wiener Gäste, darunter Burgtheaterdirektor Schlenther, Professor Dr. Minor, Baurat Streit, Dr. Glossy, zahlreiche Schriftsteller, Journalisten, Theaterdirektoren und Künstler teilnahmen, wurde die in den

Gruftwänden neuhergestellte Dichterruhestätte vom Prior des Servitenklosters eingeweiht. Die Sommermonate verbrachte ich in Gutenstein, mich eingehend mit mehreren neuen Stücken beschäftigend, die anläßlich meines neuerlichen Gastspieles am Deutschen Volkstheater gegeben werden sollten.

Mit den beiden Kollegenfamilien Retty, die in und bei Gutenstein zur Sommerfrische weilten, wurden zahlreiche Ausflüge unternommen, insbesondere nach dem entzückenden Jagdbesitz der liebenswürdigen Familie Kommerzialrat Berl in Urgesbach.

Anfangs September holte ich meine Frau in Pörtschach ab, folgte einer freundlichen Einladung Bankier Kantors, sein an den Millstättersee hingezaubertes Sommerheim zu besichtigen und fuhr über die Radstätter Tauern nach Gastein, wo ich drei Wochen lang die meiner Gesundheit kaum vorteilhaft gewesenen Bäder, die mich sehr aufregten, gebrauchte.

Schon während eines in den Schlußtagen des September in Brünn stattfindenden Gastspieles hatte ich mit einer neuerlich heftig auftretenden Schlaflosigkeit zu kämpfen, die während der im Deutschen Volkstheater beginnenden, anstrengenden Probentage von „Gebildete Menschen“ und „Altheidelberg“ solche Dimensionen annahm, daß ich nur mit dem Aufgebot aller Kräfte die ersten sechs Vorstellungen und die für mich neue Rolle des Dr. Jüttner in „Altheidelberg“ absolvieren konnte. Meine Nerven versagten vollständig. Am 9. Oktober 1902 bat ich die Direktion um Aufhebung meines dreimonatlichen — nicht, wie einzelne Blätter irrtümlicherweise berichteten, dreijährigen — Gastspielvertrages, da ich den festen Entschluß gefaßt hatte, von der Bühne, die an mein Nervensystem doch zu starke Anforderungen zu stellen schien, für immer zu scheiden.

Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß ich genau an demselben Tage, an dem ich vor zweiunddreißig Jahren in Graz meine Theaterlaufbahn begonnen, meine schauspielerische Tätigkeit in Wien beschloß. Am 8. Oktober 1902 betrat ich in meiner letzten neuen Rolle des „Dr. Jüttner“ zum letztenmale die Bühne.

Freunde und Bekannte, Journalisten und Kollegen drangen in mich, meinen schnell gefaßten Entschluß zu wider-

rufen. Ich sollte, riet man, bevor ich meiner Kunst ganz entsagte, lieber nur ab und zu, vielleicht in weniger anstrengenden Rollen, auftreten, mit einem Worte, mich schonen. Wer das Theaterleben liebt, kennt und versteht, wird es begreifen, daß solche gewiß wohlgemeinte Ratschläge bei mir ein taubes Ohr fanden. Das Wort „Schonung" habe ich in den zweiunddreißig Jahren meiner Bühnenwirksamkeit nie gekannt und nie begehrt. Wer im Theaterberuf etwas erreichen will, darf auf Schonung keinen Anspruch machen. Für das künstlerische Vegetieren eines sich krampfhaft aktiv gebärdenden Halbinvalidentums habe ich nie ein Verständnis gehabt. Auch für den Schauspieler gilt der Satz: „Was du nicht ganz sein kannst, sei lieber gar nicht!"

* * *

Ich steige nun von der Bühne ins Parkett hinab und ziehe mich in mein stilles Waldnest zurück. Ich gehöre von nun ab wieder ganz meinem hochbetagten Mütterchen, das jetzt nicht mehr auf das „böse Theater" eifersüchtig zu sein braucht, weil es ihr dereinst ihren Sohn geraubt und so lange Jahre für sich gefangen nahm; ich gehöre meiner lieben, braven Frau, die alle Aufregung und Beschwerden des Bühnenlebens, alle Freude und Kümmernis redlich, in aufopferndster Weise, mit mir geteilt; ich gehöre nach altem Studentenspruch als „freier Mann" wieder ganz mir selbst, meinen Büchern, meinen Lieblingsstudien und Beschäftigungen wie der von mir stets und über alles geliebten Natur!

Und wenn ich draußen im prächtigen Hochwald unseres Mariahilferberges mit meinen Rüden, meinen treuen Begleitern, dahinschreite, dann bin ich gar nicht so einsam und allein, wie mancher wohl glauben möchte. Dort grüßen mich aus lauschigen Gehegen, von stillverborgenen Ruheplätzen gute, liebe Bekannte aus entschwundenen Tagen! ... Da erblicke ich im Geiste den braven Tischler Valentin, den stillzufriedenen Dorfschulmeister Florentius, den grobkörnigen Poirier, den treuherzigen Botosányi, den gemütlichen Landarzt Crusius, den drolligen Vater Lolos, die beiden Wiener: Schalanter und Schöllhofer, den armen Bartel Turaser, den lustigen Steinklopfer und den traurigen

Schmock . . . und sie nicken mir freundlich zu und erinnern mich an eine schöne, reiche Zeit künstlerischen Schaffens. Hier oben im herrlichen Bergwald sind all diese Figuren unserer Dichter, die ich im Laufe der Jahre das Glück hatte den Wienern vorzustellen, zumeist zum Leben erwacht, hier gab ich ihnen Körper und schauspielerische Gestaltung.

Das Theaterleben birgt helle und trübe, gute und böse Tage. Wenn mich ein freundliches Schicksal überwiegend die ersteren erleben ließ, Stunden und Abende reich an Wohlwollen, Beifall und Anerkennung, verdanke ich dies in erster Linie der ernsten, mühe- aber auch liebevollen Schulung meines unvergeßlichen Meisters Heinrich Laube und dem deutschen Theaterpublikum, insbesondere dem in seiner Art einzigen liebenswürdigen Wiener Publikum, das mich durch dreißig Jahre in treuer Anteilnahme auf meinem Künstlerwege aufmunternd begleitete, ehrte und beglückte. Der aufrichtige Ausdruck herzinnigen Dankes hiefür beschließe mein bescheidenes Buch.





# Mein Rollenverzeichnis

1870—1902.





## Olmütz.

1870—1871. Ein delikater Auftrag — Leonce; Das Pasquill — Rat Spürling; Tantchen Unverzagt — Bergen; Sein Freund Babolin — Babolin; Müller und Miller — Miller; Am Allerseelentage — Raimann: Auf eigenen Füßen — Hahnenkamm; Landfrieden — Menzinger; Donna Diana — Perin; Wilhelm Tell — Attinghausen; Der deutsche Bruder — Gabler; Der Verschwender — Dumont; Die zärtlichen Verwandten — Schummrich; Die schöne Helena Ajax II; Vicomte von Letorières — Tibull; Jesuit und sein Zögling — Scipion; Graf Waldemar — Box; Börse und Arbeit — Baron Puffer; Der Betyár — Czifra; Egmont — Vansen; Pfarrer von Kirchfeld — Schulmeister; Dorf und Stadt — Leutnant; Straßburg, eine deutsche Stadt — Leloubère; Gavaut, Minard u. Co. — Gavaut; Abenteuer einer Neujahrsnacht — Pilzow; Luftschlösser — Gablitz; Wallach Menelaus — Knallernatzl; Vorlesung bei der Hausmeisterin — Frau Cserditak; Frauenkampf — Grignon; Isabella Orsini — Francesco Medici; Lumpacivagabundus — Windwachel; Ottokars Glück und Ende — Hornek; Rekrutierung in Krähwinkel — Stangel; An der blauen Donau — Perlhefter; Pfefferrösel — Günter von Nollingen; Ein Engel — Erlach; Der Zerrissene — Staubmann; Scheibentoni — Graf Mamugna; Eine Frau nach der Mode — Läufl; Unter dem Siegel der Verschwiegenheit — Lorsch; Theatralischer Unsinn — Lilienstengel; Glück,

Mißbrauch und Rückkehr — Muki; Memoiren des Satans — Graf Cserny; Hutmacher und Strumpfwirker — Igelfisch; Schneider Fips — Fips; Kakadu — Bellecour; Die Journalisten — Schmock; Der letzte Zwanziger — Ruffo; Don Carlos — Domingo; Umkehr — Baron Fayel; Der Erbförster — Buchjäger; Der beste Ton — v. Sporting; Bekanntschaft im Paradeisgartel — Krummschnabel; Der letzte Babenberger — Thurzo; Dr. Fausts Hauskäppchen Kammerjunker; Die Räuber — Spiegelberg; Sohn seiner Zeit — Lejai.

## Brünn.

1871—1872. Sperling und Sperber — Sperber; Graf Essex — Cuff; Die alte Schachtel — Wild; Eine kleine Erzählung ohne Namen — Farrenkraut; Diplomatischer Cancan — Pompignac; Ein moderner Barbar — Alfred v. Horst: Die bezähmte Widerspenstige — Gremio; Ein Lump — Preller; Vater der Debutantin — Spinne; Romeo auf dem Bureau — Willert; Die Banditen — Soldat; Der Geizige — Simon; Versprechen hinter'm Herd — Stritzow: Unrecht Gut — Lord Elbourn; Relegierte Studenten — Tannenheim; Landfrieden — Bofeßen; Das bemooste Haupt — Marquis; Englisch — John; Der Zerrissene — Sporner; Therese Krones — Ehrenzweig; Judith — Ammon; Aus der Gesellschaft — Graf Feldern; Feuer in der Mädchenschule — Illoy; Wenn man nicht tanzt — Ballgast: Drei Paar Schuhe — Stangelmeier; Memoiren des Satans — la Rapinière; Von Stufe zu Stufe — Almasi; Der Unbedeutende — Packendorf; Ein verarmter Edelmann — Bevallon; Tausend und eine Nacht — Theatersekretär; Hetzjagd nach einem Menschen — Brand; Ein Fuchs — Lord Hamilton; Die Schwestern — Hammeling; Nur Mutter — Benoit; Hans Lange — Henoch; Störenfried — Marrling; Mathilde — Willibald; Ein Florentiner Strohhut — Rosenduft; Faust — Altmeyer; Schwiegersohn unter

Aufsicht — Rummel; Kaufmann von Venedig — Gratiano; Drei Paar Schuhe — Wappenknopf; Rosa und Röschen Warden; Der Bojar — Sommerfeld; Rekrutierung in Krähwinkel — Blinzler; Schuld eines Mannes — Baudrillard; Prinzessin von Trapezunt — Sparadrap; Onkel Moses — Elkan; E. S. S. — Schusserl; Eine Familie — Marquis; Kabale und Liebe — Kalb; Ein neuer Don Quichote — Rosenholz; Großherzogin von Gerolstein — Prinz Paul; Ein Knopf — Bingen; Wallensteins Lager — erster Jäger; Baedeker — Dreese; Dinorah — Bauer; Ein höflicher Mann — Schröpf; — Letzter Nationalgardist — Pawek; Man soll den Teufel nicht an die Wand malen — Professor Streit; Schwabenstreiche — Lippele; Macbeth — erster Mörder; Kabale — Barillon; Wintermärchen — Antolykus; Treue Liebe — v. Bingen; Bauernprozeß — Breindl; Isaak Stern — Rößl; Täuschung auf Täuschung — Bazan; Der Meineidbauer — Lewy; Feinde — Gall; Vom Juristentag — Menzel; Er kann nicht lesen — Primus; Unsere Lehrbuben — Natzl; Therese Krones — Korntheuer; Pariser Leben — Bobinet; Die Schäferin — Blume; Lokalsängerin und Postillon — Fix; Ein liberaler Kandidat — Wetterhorst; Zauberschleier — Aron; Weib aus dem Volke — Remy; Märchen der Königin von Navarra — Babieca; Die Tochter Belials — Ferdinand; Möriz Schnörche — Schnörche; Bei Wasser und Brot — Wolkenschieber; Ein Teufel — v. Wirth; Der Totentanz — Filek; Hohe Gäste — Zabel; Eine Vereinsschwester — Eduard; Ehepaar aus dem Volke — Boirot; Gräfin Pepi — Graf; Direktor von Langenlois — Mondesstrahl; Wildfeuer — Renard; Rote Haare — Hase; Huschel und die Seinen — Huschel; Der schwarze Domino — Lord Elfort; Statthalter von Bengalen — Lord Adolfus; Hamlet — erster Totengräber; Kampl — Muschl; Das Stiftungsfest — Hartwig; Bauer als Millionär — Bustorius; Auf eigenen Füßen — Hahnenkamm; Monsieur Herkules — Schreier; Pechschulze — Schulze; Böse Zungen — Soda; Die Wäschermadeln — Chapeau; Wenn Frauen weinen — Stein; Fernande — Bracossin; Der Goldonkel — Zwickerl;

Die deutschen Komödianten — Wetzell; Grundsätze — Moineau; Aus Liebe zur Kunst — Drillhase; Ein Bräutigam, der seine Braut verheiratet — Holly; Ein deutsches Dichterleben — Hahn; Gänschen von Buchenau — Silberling; Mädchen von der Spule — Rolf; Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen — Pflastertritt; Der letzte Jesuit — Klenau; Selim III. — Bettelderwisch; Möbelfatalitäten — Kauscher; Eine vollkommene Frau — Fröbel; Sohn auf Reisen — Peter.

## Wien.

Die mit einem * bezeichneten Rollen habe ich in Wien kreiert.

### Wiener Stadttheater.

**1872.** Demetrius — Krongroßmarschall; Stiftungsfest — *Schnake; Bruderzwist in Habsburg — erster Soldat; Diplomatische Fäden — Mr. Wood; Hamlet — Bernardo; Konrad Vorlauf — Niklas; Spielt nicht mit dem Feuer — Pappel; Maria und Magdalena — *Schelmann; Graf Hammerstein — *Gottfried; Viel Lärm um Nichts — Cyprian; Diplomat der alten Schule — Weidner; Lear — Oswald; In diplomatischer Sendung — Stropp; Gut gibt Mut — Jaques; Täuschung auf Täuschung — Alkalde; Elzevir — *Tipp.

**1873.** Cousin Jaques — *Bonnegrace; Wilhelm Tell — Frießhardt; Sie ist wahnsinnig — Wilkins; Wilhelm Tell — Itel Reding; Mann und Frau — *Toupin; Kaufmann von Venedig — alter Gobbo; Käthchen von Heilbronn — Gottschalk; Bluthochzeit — Poltrot; Henne und ihre Küchlein — Francois; Urbild des Tartüffe — Chapelle; Heines junge Leiden — Liebenthal; Die Karlsschüler — Koch; Dorf und Stadt — Balder; Bezähmte Widerspenstige — Tranio; Böse Zungen — Pranger; In der Sommerfrische — Schwachenzopf; Waise aus Lowood — Sam; Die einzige Tochter — *Balthasar; Maria Stuart — Kent; Das Waldfräulein — Fürst Limburg; Diana

— Vogel; Zwei Schüchterne — *Garadoux; Richard III. — erster Mörder; Ottokars Glück und Ende — König Béla; Der gnädige Herr kommt gleich — *der gnädige Herr.

1874. Die Wahrheit lügt — *Rothlauf; Unsere braven Landleute — Floupin; Cato von Eisen — Kaspar; Die verzauberte Prinzessin — *Pigois; Coriolanus — Sicinius Velutus; Zwei Taube — Damoiseau; Seraphine — Chapelard; Der verliebte Löwe — *Aristides; Der Königsleutnant — Mittler; Ultimo — Schönemann; Statthalter von Bengalen — Svinney; Egmont — Soest; Ein verarmter Edelmann — Alain; Die Hagestolzen — Valentin; Julius Cäsar — dritter Bürger; Die Jugend Ludwig XIV. — Monglat; Minna von Barnhelm — Wirt; Maß für Maß — Ellbogen; Feder und Schwert — Krabbe; Sphinx — Everard; Karlsschüler — Pfeifer; Hand und Herz — *Grelinger.

1875. Die schlimmen Frauen — Bonassieux; Opfer der Wissenschaft — Tellus; Im Dienste des Königs — Coscon; Ein weißes Blatt — Paul; Rezept gegen Hausfreunde — *Flanky; Ehre um Ehre — Patelin; Narrenglück — Gilois; Ins volle Leben — *Cantarelli; Ein wunderbarer Fischfang — Laboissière; Antigone — Wächter; Biegen oder brechen — *Rumpel; Fallissement — *Jakobson; Corfiz Uhlfeldt — *Kjeld; Der Müller und sein Kind — Totengräber; Rose Michel — Gregoire; Sheridans Modelle — Sweep; Tiberius — Charicles; Herr Präfekt — *Alarich; Epidemisch — *Rehbock.

1876. Die reiche Erbin — *Guido; Meeres und der Liebe Wellen — Tempelhüter; Großstädtisch — *Makedey; Die Räuber — Schufterle; An der Grenze — Kappel; Die Kameliendame — St. Gaudens; Das heyß Eysen — *Bawr; Zitronen — *Trummer; Versprechen hinterm Herd — Loisl; Ein ungeschliffener Diamant — Hans; Danischeffs — Nikifor; Götz von Berlichingen — Selbitz;

Therese Krones — Ferdinand Raimund; Timon von London — Henkelham; Richards Wanderleben — Fisch; Der Herr Präfekt — Borromäus; — Hanswurst — Gutherz; Egmont — Vansen; Die ehrliche Bäckin — Wilwalt; Große Kinder — Blume; Cendrillon — *Antoine; Die Frau ist zu schön — Meunier; Der große Wurf — *Meidinger; Die Fremde — *Mauriceau; Der Verschwender — Valentin; O diese Männer — Kahle; Nathan — Patriarch; Die fünf Töchter Castillons — *Castillon; Alpenkönig und Menschenfeind — Rappelkopf.

1877. Montrose — Sir Lucas; Der Herr Sektionschef — *Bourgeuil; Beim Gewitter — *Sorbiers; Gräfin Romani — *Toffolo; Freund Fritz — Christel; Die Ballhülle — Duchoussier; Dora — *van der Krafft; Alexandra — Lehberger; Veilchenduft — Racombert; Der Tunnel — Godoncourt; Wallensteins Tod — Gefreiter; Der Zigeuner — Peti; Eine Schachpartie — Marcadieux; Der Pfarrer von Kirchfeld — Wurzelsepp; Ein Sommernachtstraum — Sequenz; Messalina — Germane; Pompignacs Pathe — St. Elix; Unsere Verbündeten — Badinois; Sand in die Augen — Ratinois; Größenwahn — *Major Lauter; Durch die Intendanz — *Strohberger; Marmorherzen — Alcibiades und Julian; Kaufmann von Venedig — Prinz von Arragon; Karlsschüler — Rieger; Neue Liebe — Matthias; Orientalische Wirren — Lautensack.

1878. Das neue Kleid — Mylius; Der tote Fisch — Marechal; Reine Liebe — Honnig; Die Seiltänzerin — Carcassonne; Durchgebrannt — *Billembois; Hans Jürge — Born; Wiener in Paris — Treu; Journalisten — Piepenbrink; Die wilden Maupras — Marcasse; Der erste April — Zaraguela; Stützen der Gesellschaft — *Auler; Graf Essex — Jonathan; Es läutet — Josef; Die Kameliendame — Giray; Der Klub — *Pibrac; Eine Demimondeheirat — Baudel; Alte Liebe — *Bousquier; Jagd nach einem Schwiegersohn — *Tremolin; Mitten in der Nacht — ein Fremder; Preziosa — Schloßvogt Pedro; Lady Tar-

tüffe — Leonard; Durchgebrannt — Montengrain; Hans und Grete — Klaus; Marino Falieri — Battista; Der Turm in der Stadtmauer — *Timm; Auf den Brettern — *Schultz; Ja, so sind wir! — *Viktorin; Der Jugendfreund — *Pincebourde; Haus Fourchambault — *Fourchambault; König Lear — Narr; Hausse und Baisse — *Benedikt; Vom Touristenkränzchen — *Willner; Gleich und gleich — Waldhofer; Prinz Friedrich — Eversmann.

1879. Nervus nerum — Mann; Zopf und Schwert — Eversmann; Wiener in Stuttgart — Bartach; Ferreol — Perissol; Das neue System — Larisson; Das verhängnisvolle Bild — *Diecks; Ein vornehmer Schwiegersohn — *Poirier; Vogelfrei — *Polidof; Ei des Kolumbus — Hamburger; Der natürliche Sohn — *Fressard; Agnes von Meran — Bertrand; Wie Frauen lieben — Boulmier; Starke Mittel — *Pamperl; Urbild des Tartüffe — Matthieu; Sieben Kinder — *Rocaillon; Sport — *Milhofer; Alpenkönig und Menschenfeind — Habakuk; Die Schauspieler des Kaisers — *Didier; Am Narrenseil der Liebe — *Marocin.

1880. Rokoko — Baron; Der Prinz — *Escoulibine; Kabale und Liebe — Musikus Miller; Der Sohn der Coralie — *Godefroy; Der Herr Gemeinderat — *Pankraz; Kritik der reinen Vernunft — *Dietz; Gräfin Lea — *Brückner; Ungesund — Martin; Haus Fourchambault — Baron Rastiboulois; Haus Fourchambaults Ende — *Baron Rastiboulois; Die Teufelsfelsen — *Quielitz; Ich habe keine Zeit — Colardeau; Verschwörung der Hofdamen — Rummel; Kurmärker und Picarde — Schultze; Schwere Zeiten — Schill; Ball zu Eilerbrunn — Zucker; Ein Selbstmord — *Attilio.

1881. Ich verspeise meine Tante — *Chateaugradin; In geheimer Mission — *Bonifaz; Der Mann in der Flasche — *Jean; Die Goldprobe — *Baron Berghausen; Die kleine Mama — Baron; Ich bitte ums Wort — Runken;

Ein Lustspiel aus dem Leben — *Lehmann; Auf der Brautfahrt — *Potter; Noble Bekanntschaften — *Malo; Der Hypochonder — Sauerbrei; Die bezähmte Widerspenstige — Vincentio; Die Verlorenen — *Michler; Mein Sohn — Sturzbach; Aus Freundschaft — Moutonnet; Maschinen — Holmstedt; Eine Vergnügungsreise — *Hercule; Enterbt — *Perez; Zwei Schwiegerväter — *Pibec; Die Welt, in der man sich langweilt — *Paul Raymond.

1882. Kalte Seelen — *Reiman; Odette — *Bechamel; Der Jourfix — *Botosányi; Der Zugvogel — Müller; Sergius Panin — *Cayrol; Der Schwabenstreich — *Tamburini; Die Rantzau — *Florentius; Der Kompagnon — August Voß; Das unbekannte X — *Chamouillet; Die Sorglosen — *Bolinsky.

1883. Der Kniff — Benoit; Gespenster — Knorz; Mein Leopold — Weigel; Unsere Samstage — *Savouret; Hasemanns Töchter — Knorr; Reise nach Sumatra — Spiller; Aus der Großstadt — *Gebhardt; Meineidbauer — Matthias Ferner; Unsere Frauen — Pfeffermann.

1884. Die Fremde — Clarkson; Franko-Serben — *Robillon; Der G'wissenswurm — Grillhofer; Die Kreuzelschreiber — Steinklopferhans; Der Zerrissene — Lips; Der Doppelselbstmord — Hauderer.

## Hofburgtheater.

1884. Harold — *Morcar.

1885. Hektor — *August; — Piccolomini — Illo; Wallensteins Tod — Illo; Edda — Claus; Frau Susanne — *Riehle; Hamlet — zweiter Totengräber; Gringoire — Ollivier; Der Geizige — Lafleche; Hüttenbesitzer — *Moulinet; Der Erbförster — Frei; Antonius und Kleopatra

— zweite Zeltwache; Minna von Barnhelm — Wirt; Rosenmüller und Finke — Hauptmann Bloom; Faust — Brander; Der Probepfeil — Dedenrot; Letzte Liebe — Bubek; Julius Cäsar — Casca; Käthchen von Heilbronn — Rheingraf; Feodora — Desirée.

1886. Pitt und Fox — Jenkinson; Was Ihr wollt — Narr; Veilchenfresser — Unteroffizier; Burgruine — Walheim; Coriolanus — erster Bürger; Hexenmeister — Günthner; Die alten Junggesellen — Clavières; Die Maler — Blume; Richard III. — zweiter Mörder; Gracchus — Agricola; Karlsschüler — Bleistift; Ödipus — Bote; Georgette — Dr. Genrin.

1887. Landfrieden — Kunz von der Rosen; Heinrich V. — Fluellen; Der Revisor — *Bobtschinsky; Goldfische — Winter; Stahl und Stein — *Eisner; Eine alltägliche Geschichte — Carlo; Galante Könige — *Louvois.

1888. Heinrich IV. (erster Teil) — Bardolph; Denise — Pontferrand; Wintermärchen — Tityrus; Krieg im Frieden — Henkel; Schach dem König — Irving; Erbförster — Buchjäger; Rosenkranz und Güldenstern — Dr. Düring; Ein Erfolg — Schallmeyer; Der Hexenmeister — Knaus; Julius Cäsar — dritter Bürger; Die Räuber — Abgesandter; Romeo und Julie — Peter; Götz von Berlichingen — kais. Rat.

## Deutsches Volkstheater.

1889. Fleck auf der Ehr' — *Andrä Moser; Der Strohmann — *Florian; Aus Freundschaft — Moutonnet; Pfarrer von Kirchfeld — Vetter;

1890. Das letzte Wort — *Bernhard; Die Kreuzelschreiber — Breninger; Der Zimmerherr — *Grimm; Eva — *Hartwig; G'wissenswurm — Poltner; Kreuzelschreiber — Steinklopferhans; G'wissenswurm — Grillhofer; Gutes Haus —

*Purgstaller; Das vierte Gebot — *Schalanter: Die Familie Moulinard — *Moulinard; Der Flüchtling — *Kern; Gespenster — *Engstrand.

1891. Festspiel zur Grillparzerfeier — *Ferdinand Raimund; Das zweite Gesicht — *Koberstein; Der selige Toupinel — *Matthieu; Bernardo Montilla — *Bernardo; Schuldig — *Lehr; Hand in Hand — Fellner: Husarenliebe — *Berényi: Dämon Gold — *Iwan; Die Falle — *Ali; Großstadtluft — *Crusius.

1892. Der Kompagnon — August Voß: Falsche Heilige — *Frossard; Sie schützt sich selbst — Hochberg; Die Ehre — Heinecke: Die Großmama — *Oberst; Die Orientreise — *Mitrovics; Der Weg zum Herzen — Rat; Minna von Barnhelm — Just.

1893. Zwei glückliche Tage — *Lüttchen; Lolos Vater — *Klemm: Palastrevolution — *Findeisen: Der Talisman — *Habakuk; Mauerblümchen — *Spangenbach: Herr Senator — *Andersen.

1894. Die Katakomben — *Bohrmann: Lisi — Mayer: Halali — *Schnabel: Die Komödianten — *Pégomas.

1895. Zirkusleute — *Landowsky.

1896. Der große Komet — *Christian: Dr. Klaus — Klaus; Goldene Herzen — Ballester; Der Herr Abbé — *Abbé.

1897. Das grobe Hemd — *Schöllhofer: Pietro Caruso — *Caruso; Annas Traum — *Wisotzky; Helgas Hochzeit — *Diethelm; Hans Huckebein — *Krack; Die Bürgermeisterwahl — *Bezirksrichter; Bartel Turaser — *Turaser.

1898. Robinsons Eiland — *Castor; Kasperltheater — Hausierer; Der Abend — *Deuben; Im weißen Rößl — *Giesecke; Als ich wiederkam — *Giesecke.

1899. Das Opferlamm — *Griebl; Auf der Sonnenseite — *Wummel.

1900. Das fünfte Rad — *Gerber; Matthias Gollinger — *Gollinger.

1902. Familie Schimek — *Zawadil; Altheidelberg — Dr. Jüttner.

Innerhalb dieser 32 Bühnenjahre trat ich in 548 Rollen an 5238 Abenden auf und absolvierte auf 43 Theatern 134 Gastspiele.









